Geschichte Schwabens

im Munde der Dichter.

Für Schule und Haus

zusammengestellt

von

Dr. Julius Hartmann,
Professor am K. statistisch-topographischen Bureau in Stuttgart.

Mit 4 Zeichnungen von Professor K. Häberlin.

Stuttgart,
Th. Knapp (früher H. Lindemann).



König Wilhelms Jubiläum 1841.

Geschichte Schwabens

im Munde der Dichter.

Für Schule und Haus

zusammengestellt

von

Dr. Julius Hartmann,
Professor am K. statistisch-topographischen Bureau in Stuttgart.

Mit 4 Zeichnungen von Professor K. Häberlin.

Stuttgart.
Th. Knapp (früher H. Lindemann).

Druck von Alfred Müller in Stuttgart.

Vorwort.

Je mehr die ereignisreiche, unruhvolle Gegenwart unsere Landes- und Stammesgeschichte zurückdrängt, um so mehr dürfte es gerechtfertigt sein, dem Unvergänglichen in derselben, ihren weltgeschichtlich bedeutendsten, wie den allgemein menschlich, patriotisch, ästhetisch ansprechendsten Bestandtheilen, die Theilnahme und Liebe des Hauses und zumal der Jugend zu erhalten.

Für Schwaben liegt ein, wie wir denken, wirksames Mittel nahe. Von Alters her besonders reich an Poeten, hat es sich allezeit freuen können, die wichtigsten Ereignisse und Persönlichkeiten seiner Geschichte wie durch tüchtige Chronisten und Historiker, so durch gediegene, zum Theil hochbedeutende Dichter verherrlicht zu sehen.

Diese Dichterstimmen will die vorliegende Schrift in einer sorgfältigen Auswahl sammeln. Und zwar thut sie es nicht in loser Aneinanderreihung, sondern, wie man eine Reihe von Bildern gerne mit begleitendem Texte vorlegt, soll den Dichtungen einleitend, erläuternd und ergänzend das Wort unserer besten Geschichtschreiber zur Seite gehen.

Daß es gelungen ist, der reichen Anthologie mehrere ungedruckte oder nur erst in Flugblättern veröffentlichte Gedichte einzuverleiben und ihr überdies noch einen besonderen Schmuck in vier Bildern unseres vaterländischen Malers Häberlin mitzugeben, hat dem Herausgeber die Freude des Sammelns und Ordnens wesentlich erhöht.

Stuttgart im Oktober 1881.

J. H.

Inhalt.

I.
Urzeit und Römerzeit.

II.
Alemannisch-schwäbische Herzogszeit.

Christenthum.
282—1080.

Seite

III.

Hohenstaufenzeit.

1080—1268.

IV.

Kultur des Mittelalters.

Seite

V.

Wirtembergs Anfänge.

VI.

Die Eberharde.

Seite

VII.

Das Jahrhundert der Neuerungen.

VIII.

Das böse Jahrhundert.

IX.

Das Jahrhundert der unbeschränkten Fürstengewalt und der Auflösung des Reichs. Das Zeitalter unserer großen Denker und Dichter.

X.

Unser Jahrhundert.

Von der Gründung des neuen Staats und seiner Verfassung bis zur Errichtung des neuen Deutschen Reiches.

I.

Urzeit und Römerzeit.

Die in neuerer Zeit aller Orten, öfters mit den größten Opfern ausgeführten Nachgrabungen und Nachforschungen haben in vielen Fällen mehr Licht verbreitet, als die gedruckten und geschriebenen Nachrichten, die wir aus der Vorzeit besitzen; sie liefern überaus reiches Material und so zu sagen theils eine neue, theils eine ergänzende, aus dem Boden gegrabene Geschichte.

E. Paulus d. Ae. Die Alterthümer in Württemberg. 1877. S. 11.

Die älteste Zeit menschlicher Ansiedlung im nachmaligen Schwaben treffen wir auf der Alb und an der Alb oder doch in ihrer Nähe, wie die Niederlassung an der Schussenquelle. An der Alb sind es die Höhlen der Ofnet, O.A. Neresheim, der Hohlestein bei Heidenheim, der Hohlefels bei Schelklingen, die Erpfinger, Rechtensteiner, die Thaynger und Schaffhauser Höhlen, welche mit ihrem bunten Inhalt von nordischen Thierresten, insbesondere der Renthiere und der Höhlenbären, ein Klima repräsentiren, in welchem zu bestehen dem Menschen nur eben gerade möglich war. Die Heerden jener Thiere lockten Jägerstämme an, die, den Spuren im südlichen Frankreich und in Spanien nach zu urtheilen, vom Süden her durch die Westschweiz ins Land kamen. Sämmtliche Werkzeuge und Produkte menschlicher Hand- und Kunstfertigkeit bestehen aus Bein und Stein, und zwar gerade der härtesten Sorte, zu welcher das Geweih des Renthiers gehört und der Feuerstein.

Wie viele Jahrtausende entschwunden sind zwischen der älteren und der auf sie folgenden jüngeren Steinzeit, entzieht sich aller Berechnung. Es handelt sich hier um eine vollständige Umänderung des Klimas mit sammt seiner Vegetation und Thierwelt, womit sich erst die eigentliche Bewohnbarkeit des Landes und die Bebauung des Bodens für die Zwecke der Ernährung seiner Bewohner ermöglicht. Sachlich kaum denkbar ist es, daß das gleiche Volk, das von seinen Felsenwohnungen aus das Renthier jagte und den Höhlenbären schlug, sich zu dem ackerbauenden Volk entwickelt hat, das an den Ufern des Bodensees und Federsees das Saatkorn dem Boden anvertraute, Schweine fütterte und mit dem Rind ackerte. Es liegen vielmehr hinlänglich Beweise vor, daß ein neuer Schub von Einwanderern, in Folge Uebervölkerung aus seinen Wohnsitzen in Centralasien verdrängt, mit einer fertigen Sprache, mit bestimmten Sitten und Gebräuchen, mit ihren Hausthieren und Sämereien von Osten her, dem Lauf der Donau folgend, ins Land kam. Die alte Bevölkerung der Höhlenwohner mag wohl das gleiche Schicksal getroffen haben, das heute die Rothhäute im Westen Nordamerika's trifft: sie starben aus oder gingen im Lauf der Generationen in den neuen Stamm über, der bei einem seßhaften Leben und der ruhigen Arbeit in dem Boden seine Kräfte sammeln konnte und dieselbe physische und moralische Ueberlegenheit gewann, welche allenthalben ein ackerbauender Stamm über nomadisirende Stämme gewinnt.

Ein wirkliches Erkennungszeichen der jüngeren Steinzeit sind die geschliffenen Steinbeile oder besser die Steinkeile mit einer scharfen Schneide, die aus dem zähesten und dauerhaftesten Gestein, welches es nur geben kann, hergestellt sind. Viele dieser in Schwaben gefundenen Keile sind entschieden aus dem fernen Osten, von Turkestan und China importirt. Finden sich Thierreste mit diesen Keilen, so sind es die Reste von Rindern, Schweinen, Hirschen, Pferden, nur selten von Fleischfressern, welche nur ab und zu noch die Niederlassungen der Bauern

beunruhigt haben mögen. Zerstreut finden sich Steinkeile im ganzen Land, in großer Menge bei einander liegend hat sie aber nur alter Seegrund bewahrt, über welchem Fischer und namentlich auch Gerber ihre Wohnungen auf Pfählen aufgerichtet hatten. An den Ufern des Bodensees, besonders in den ruhigen Buchten des westlichen Ufers, liegen solche zu Tausenden, und doch hatte die Fertigung jedes einzelnen dieser Keile bei der Unvollkommenheit der Methode des Schleifens Wochen in Anspruch genommen. Das Material zu den Steinbeilen lieferten die Geschiebe des alten Gletschers, welche als das dauerhafteste dem Eis und der Kälte widerstehende Material anzusehen sind. Zugleich mit den Steinbeilen finden sich stets thönerne Geschirre, Urnen, Vasen, Krüge, Schüsseln, Teller von allen Größen und Formen, glatt oder ornamentirt, immer aber nur aus der Hand gearbeitet, ohne Töpferscheibe und nicht hart, vielmehr nur halb gebrannt. Dem Thon als Bindemittel beigemengt ist stets ein feiner Sand, woran man derlei Scherben den glatten Scherben späterer Zeit gegenüber erkennt.

Das Material aus jener Zeit häufte sich nicht blos an den Seeufern in den sog. Pfahlbauten, sondern auch auf den Bergeshöhen, wo augenscheinlich von Zeit zu Zeit die Anwohner sich vereinigten, ihren Göttern zu opfern oder ihre Volksversammlungen abzuhalten. An der ganzen Alb hin, ebenso auf den Bergen des Hegaus, ist bereits eine Reihe von Höhen bekannt, auf welchen zuoberst eine 0,3—5 Meter mächtige Kohlen- und Aschenschichte sich findet, erfüllt mit den alten Geschirrscherben, Knochentrümmern, Steinbeilen, Spinnwirteln und vielgestaltigen Kunstprodukten aus Hirschhorn.

Von langer Dauer scheint übrigens die metalllose Zeit nicht gewesen zu sein, findet man doch bereits in Pfahlbauten und in Opferstätten auf den Bergen neben den Steinbeilen und Hornspitzen Werkzeuge aus Metall, ganz besonders aus Bronze und Kupfer. Unvermerkt findet man sich aus der sog. „Steinzeit“ in die „Metallzeit“ versetzt und fragt sich, ob

das Fehlen der Metalle an diesem oder jenem Fundplatz nicht auf Rechnung der Zufälligkeit gesetzt werden dürfte, oder auf Rechnung der viel größeren Vergänglichkeit der Metalle, namentlich des Eisens.

Daß in jener Zeit vorzugsweise die Alb bewohnt war mit dem Hinterland von Oberschwaben, ersieht man auch aus den Vertheidigungsanstalten, Ringwällen und Langwällen, welche am Nordrand der Alb angebracht sind, theils zum Schutz der isolirten Vorberge Hesselberg, Goldberg, Ipf, Staufen, Rechberg, Zollern, Zellerhorn, Gräbelesberg, Schalksberg, Lochen, theils zur Vertheidigung der Pässe wie bei Herbrechtingen, Grabenstetten, Erkenbrechtsweiler. Eine der wichtigsten Hinterlassenschaften aber bilden die ca. 3000 Grabhügel, die über das ganze Land vertheilt, aber doch wieder vorzugsweise auf dem Plateau der Alb getroffen worden sind.

O. Fraas in der Schwäb. Kronik 1879. Nr. 91.

Wahrscheinlich schon gleichzeitig mit den Bewohnern der Höhlen und der ältesten Pfahlbauten — jedenfalls aber in nicht viel späterer Zeit — wurden die Leichen in Deutschland in Grabhügeln beigesetzt, oder an der Seeküste ausnahmsweise in Todtenschiffen dem Meere übergeben. Die ältesten und jüngsten der Grabhügel enthalten bestattete, die der mittleren Zeit nur verbrannte Leichen. Durch die Einführung des Christenthums kam die Bestattung in Grabhügeln überall vollständig außer Gebrauch.

H. Hölder in den Jahresheften des Vereins für vaterländ. Naturkunde in Württ. 1876. S. 419.

Der Frage, wann und von wem die zahlreichen uralten Ringburgen unseres Landes gebaut worden, steht bis jetzt der Historiker noch ziemlich rathlos gegenüber. Bei einigen ist wenigstens soviel mit Sicherheit anzunehmen, daß sie im Zusammenhang stehen müssen mit den Grabhügeln, von denen sie umlagert werden. Die Inlagen dieser Hügel weisen

zum größten Theil auf vorrömische Zeit, auf etruskischen und, wie der von Fraas aufgedeckte Hügel beim Asberg, sogar auf griechischen Import. Es scheint auch, daß bis zum Auftreten der Römer in unsern Gegenden diese Ringburgen, die zum Theil wohl nur in Zeiten der Gefahr von den Einwohnern sammt ihrer Habe besetzt wurden, als Vertheidigungswerke gegen die neuen übermächtigen Eindringlinge benützt worden sind.

Jahrtausende sind über sie dahingebraust, furchtbare Drangsale und wieder glückliche, friedvoll schaffende Zeiten. Fast Alles, was viel später erst entstand, ist spurlos vergangen; sie stehen noch aufrecht, vergessen von der Welt, aber behütet von Wald und Wildnis und der eigenen einfachen Großartigkeit ihrer Form.

So ragen diese Riesenburgen und Riesenhügel über das Land, Trotz bietend der Wuth der Elemente, ja selbst der Zerstörungsfreude des Menschen. An ihnen haften unverständlich gewordene, aber oft lieblich bestrickende Märchen und die Namen uralt verschollener einst wohlthätiger Götter.

Ed. Paulus d. J. in der Schwäb. Kronik 1880. Nr. 300.

Neuere Forschung hat aufgewiesen, daß mehrere germanische Völker nach den Waffen benannt seien: Suardonen, Cherusker und vielleicht Heruler, Sachsen, sämmtlich nach dem Schwerte, Franken vielleicht vom Speer . . . So auch die Sueven wohl von der schwebenden, geschwungenen Waffe, Speer oder Schwert. Darum heftet sich an sie der alterthümliche Stabreim: die swertwachsen Swabe . . . Diesen Zusammenhang zwischen der Waffe und dem Volksnamen thun auch die ältesten Sagen dar. Swava, die herrlichste der Walküren, entdeckt dem Helgi ein wunderbares Schwert, mit dem er manch Heldenwerk vollführt. Sie verlobten sich und liebten einander sehr. Helgi fiel in der Schlacht mit Alfr. Todeswund beschied Helgi seine Braut auf die Walstatt und bat sie, nicht zu weinen, sondern seinem

Bruder Hedin sich zu vermählen. Aber Swava hatte gelobt, nimmermehr einen andern zu umfangen, und Hedin ging hinweg, den edlen Bruder zu rächen ... Während mit Sigurd Brunhild sich auf den Holzstoß legen läßt, wird über Helgi der Hügel aufgeworfen, und dahin geht Sigrun, die wiedergeborene Swava, zu ihm ein. Damit fallen Jene dem Brandalter und dem nordisch ausgebildeten Odinsglauben, Diese dem Hügelalter und einer entsprechenden mythischen Anschauung heim . . .

Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. VII. 1868. S. 290 ff. VIII. 1873. S. 53 ff.

Die Hünengräber.

Seht ihr die alten Hünengräber liegen,
Hochaufgeschüttet ob dem Bergesrand,
Emporgeflattert von dem Donaustrand
In jähem Schwung die Möven sie umfliegen.

Des Donauflusses blaue Wellen wiegen
Sich weich und wonnig durch das grüne Land,
Und heute sind am fernsten Himmelsrand
Die Hochgebirge strahlend aufgestiegen.

Einst brauste hier, am heilgen Staub der Todten,
Vorbei das Volk der Hunnen und der Gothen,
In Trümmer werfend alles Römerwerk.

Noch immer aber schau'n der alten Hünen
Gewalt'ge Gräber über Thal und Dünen
Hinüber an den breiten Bussenberg.

Eduard Paulus d. J.

Swava's Treue.

Im alten Suevenlande haust Helgi einst, der Held,
Den rief der grimme Alfr zum Holmgang in das Feld.

„Leb' wohl, Hedin, mein Bruder, mein Herz ist ahnungsschwer:
Schirm' du mir Hof und Halle, ich kehre nimmermehr.

„Laß meine Braut, die holde, die herzgeliebte mein,
Laß Swava dir, die treue, in Treu' befohlen sein!" —

Es ist der Tag vergangen, da donnert dumpf ein Huf,
Da hallt empor zu Hedin ein banger Botenruf:

„Mich schickt dein Bruder Helgi, ich künd' dir Leid's genug:
Den edelsten der Helden der schlimme Alfr schlug.

„Noch einmal möchte schauen Helgi die Liebste sein,
O reite du mit Swava hinab zum Frekastein!"

Noch schien die Morgensonne nicht auf der Berge Rand,
Als Hedin schon mit Swava am Frekasteine stand.

Dort lag der wunde Recke mit bleichem Angesicht:
„O höret, ihr Getreuen, was sterbend Helgi spricht!

„Es schauen meine Augen die Heimat nimmermehr;
Zu nahe meinem Herzen kam Alfr's scharfer Speer.

„Swava! mein Bruder Hedin, er ist von mir ein Theil,
Er sei in künft'gen Tagen dein Haupt, dein Hort und Heil!

„O schling' um ihn die Arme und küsse ihn als Braut,
Auf daß mein Aug' noch einmal auf Erden Holdes schaut!"

Doch Swava spricht in Thränen: „Als ich den Ring dir gab
Da schwur ich Dir: Ein Leben mit dir, — mit dir Ein Grab,

„Nicht brachte meine Schwüre des Feindes Speer zu Fall:
Ich werde mit dir ziehen zu Odin gen Walhall!"

Sie beugt sich zu ihm nieder und küßt ihn voller Schmerz,
Dann senkt sie ohne Klage das Schwert sich tief in's Herz.

Es glänzt ihr brechend Auge in Treuen wundersam:
Nun ist vereint für immer die Braut dem Bräutigam!

Ein Hügel deckt sie beide, ein Hügel hochgethümt;
Jahrhundert und Jahrtausend im Flug vorüberstürmt.

Die Stätte ist vergessen, doch immer wieder neu
Erklingt aus Sängermunde das Lied von Swava's Treu'.

Emil Engelmann.

Der Pfahlmann.

Dichtqualmende Nebel umfeuchten
Ein Pfahlbaugerüstwerk im See,
Und fern ob der Waldwildnis leuchten
Die Alpen im ewigen Schnee.

Ein Mann sitzt auf hölzernem Stege
In Felle gehüllt, denn es zieht;
Er schnipft mit der Feuersteinsäge
Ein Hirschhorn und summelt sein Lied:

„Im Wald stört das Raubthier mit Schreien
Den Schlaf im durchhöhleten Stamm,
Und bau' ich mein Hüttlein im Freien,
So stampft mir's der Urochs zusamm'.

„D'rum lernt' ich vom biederen Biber
Und stelle als Wohnungsbehilf,
Je weiter vom Festland je lieber,
Den Pfahldamm in Seegrund und Schilf.

„Und denk ich der Art, wie wir kochen,
Gesteh' ich selber: 's ist arg.
Wir spalten dem Torfschwein die Knochen
Und saugen als Kraftsaft das Mark..."

Wo einst man die Stätte errichtet
Zum keltischen Seehüttendorf,
Ruht jetzt eine Fundschicht geschichtet
Tief unter dem Seeschlamm und Torf.

Der diesen Gesang schuf zum Singen,
Hat selber den Moder durchwühlt
Und bei den gefundenen Dingen
Einen Stolz als Kulturmensch gefühlt.

J. V. Scheffel.

Seit den beiden Siegen Cäsars, zuerst über die Helvetier, dann über Ariovist, verbreitete sich die römische Herrschaft über alle gallische, helvetische, rätische, vindelikische Angrenzungen des Rheins und der Donau. Eine Reihe römischer Burgen und fester Städte zog sich mehr und mehr die linke Seite des ersteren, die rechte des letzteren Stromes entlang.

Zwei Jahrhunderte hindurch herrschte nun römisches Leben in diesem neuerworbenen Gebiete. Davon zeugen die zahlreichen Bautrümmer von festen Lagern und daraus erwachsenen Städten, die ausgegrabenen Denkmäler aller Art, häufig mit Inschriften, Altäre, Gedenksteine, Geräthschaften, Münzen, die Grundlagen weitgezogener Verbindungsstraßen, Meilenzeiger und noch erkennbare Ortsnamen. Oberdeutsche Kolonien, d. h. größere, mit römischen Bürgerrechten und Einrichtungen, Würden und Aemtern begünstigte Städte, Nachbilder der Mutterstadt Rom, waren die zuvor schon jenseits des Rheins und der Donau gegründeten Basel-Augst und Augsburg; eine dritte, wenn auch nicht von gleich nachhaltiger Bedeutung, erhob sich jetzt im neuen Binnenlande, mitten zwischen dem bisherigen zweifachen Grenzzuge der Hauptströme und des Gebirgs, am obern Neckar auf der Stelle des heutigen Rotenburg, colonia Sumlocenne, so bezeugt durch Inschriften, die aus den umfangreichen Trümmern der dortigen

Römerstadt ausgegraben wurden, auch auf der Peutinger'schen Straßenkarte über den Heerweg von Windisch nach Regensburg unter dem Namen Samulocenis durch Thürme als ein Hauptort ausgezeichnet . . .

Uhland, Schriften VIII. 1873. S. 5 ff.

Die Römerstraße.

Man spricht im Dorf noch oft von ihr,
Der alten, drauß' im tiefen Walde,
Sie zeige sich noch dort und hier,
Am Feldweg und am Saum der Halde.

Sie zieht herauf und steigt hinab,
Es weidet über ihr die Herde;
An ihrer Seite manches Grab,
So liegt sie drunten in der Erde.

Es führt ob ihr dahin der Steg;
Der Pflüger mit dem Jochgespanne
Geht über ihrem Grund hinweg,
Und Wurzel schlägt auf ihr die Tanne.

Der Römer hat sie einst gebaut
Und ihr den Ruhm, die Pflicht, die Trauer,
Der Gräber Urnen anvertraut
Und seines Namens ew'ge Dauer.

Und heut, aus ferner Zeiten Nacht,
Bewegt es mich wie nahes Wehen;
Ein Lichtstrahl, wie von selbst erwacht,
Ein Augenblick wie Geistersehen.

Mir ist, Kohorten schreiten dort
Gepanzert nach dem Lagerwalle,
Es tönt des Kriegstribunen Wort
Vom Thurm her zu der Tuba Schalle.

Und eine Villa glänzt am Strom,
Wo Kähne landen, Sklaven lärmen;
Der Herr des Hauses seufzt nach Rom,
Nach Tibur und nach Bajä's Thermen.

Zur Gruftkapelle draußen wallt,
Mit Trauerspenden ihrem Sohne
Das Grab zu schmücken, die Gestalt
Der tiefverschleierten Matrone.

Der Prätor naht, vom Volk umringt;
Liktoren ziehn, behelmte Reiter —
Und wie sich Bild mit Bild verschlingt,
Am Tag traumwandelnd schreit' ich weiter.

Da plötzlich ruft ein Laut mich wach,
Ein Erzgedröhn auf nahen Gleisen, —
Ich steh' am Kreuzweg; hier durchbrach
Den Römerpfad der Pfad von Eisen.

Und donnernd rollt der Wagenzug
Vorbei den alten Meilensteinen,
Wie Blitz des Zeus und Geisterflug,
Der Erde Völker zu vereinen.

Hermann Lingg.

Zavelstein.

Kleine Burg für wenig Mannen,
Städtlein, rußig, eng und schmal;
Rings des Schwarzwalds Edeltannen,
Unten tief das Teinachthal —
Rauhe Lüfte, Wolkenflüge,
Schneegestöber, Sonnenschein:
Also wandernd im Aprilis
Schaut' ich einst den Zavelstein.

Nie von Riß und Sprung genöthet,
Ragt sein schlanker Römerthurm,
Wie gegossen und gelöthet,
Quaderfest im Zeitensturm . . .
Ruhsam stund der Ortsbewohner
Vor dem Haus im Sonntagskleid;
Auch der Burghof pflog der Ruhe,
Winterschläfrig, tiefverschneit.

Aber ostwärts auf den Halden
Weicht besiegt der Schneelast Druck;
Seine Kelche hoch entfalten
Will ein wilder Blütenschmuck,
Und im Schmelz der Farbentöne,
Dunkelviolett bis weiß,
Drängt sich fremde Purpurschöne
Ueppigst wuchernd aus dem Eis.

Crokus, Sproß des Morgenlandes,
Seltner Gast auf Schwabens Flur,
Zeugnis ewig jungen Frühlings
Und uralter Weltkultur:
Wo jetzt Flocken niederwirbeln
Auf die wohldurchblümte Au,
Pflanzte einst ihr Safrangärtlein
Eine kluge Römerfrau.

Saft den Süpplein ihrer Küche,
Herzarznei für böse Sucht,
Dunkeln Locken Wohlgerüche
Zog sie aus der fremden Frucht.
Und im Anhauch dieser Blume
Schritt sie, wenn der Frühling nah,
Opfernd zu dem Heiligthume
Der Diana Abnoba.

J. V. Scheffel.

Ein Fund in der Opferbüchse.

Silbern seh ich's heute glasten
In dem braunen Kupfermeer.
Seltner Schatz im Opferkasten,
Gröschlein, ei, wo kommst du her?

Welch ein ungewohnt Gepräge,
Wie man's nicht in Rollen trifft!
Eh' ich dich zum Andern lege,
Sprich, weß Bild und Ueberschrift?

Was? Ein Lorbeer statt der Krone
Auf dem hochgetragnen Haupt?
Du gehörest einem Sohne
Roms, vom Siegerkranz umlaubt!

Wie gebiet'risch, wie allmächtig
Sehn mich Stirn und Augen an!
Und die Umschrift, wie so prächtig:
Imperator und — Trajan!

Du, des größten Reichs von allen
Unverwischter, großer Held,
Mußt als Opferpfennig fallen
Einem andern Herrn der Welt! . . .

Gustav Schwab 1838.

II.

Alemannisch-schwäbische Herzogszeit.

Christenthum.

282—1080.

Ein liut ci râdi vollin guot,
redifpaehe genuog,
die fich dikke des vure nâmin,
daz fie guode rekkin waerin
woli vertig unti wîghaft ...
Leben des h. Anno 290 ff.

Aus dem alten hercynischen Wald erheben sich jetzt kühne Burgen, hin und wieder im engen, wilden Thale liegt ein Kloster oder eine einsame Zelle. In der ehemaligen Grenzwüste der Sueven sind nun die Gaue in Höfen, Weilern und Kirchspielen durchaus angebaut. Das Landvolk ist meist in dem Dienst der Edeln, es wird regiert durch die Grafen, und gelenkt durch Mönche und Priester. Ueber die Edeln und Priester ist der Herzog und der Bischof. Um die Sitze dieser beiderlei Fürsten entstehen allmählig Städte, die Wohnungen gewerbsfleißiger Menschen. Hier die Grundlage aller Stände... Die Kriege der Fürsten unter einander, die gewaltsamen Ländervertheilungen, die Ueberfälle grausamer Feinde haben noch stets jenen kriegerischen Sinn erhalten, der sich hartnäckig jedem friedlichen Gewerbe widersetzt. Noch schweift der Alemanne in seinem Wald über Berg und Thal, um die wilden Thiere zu jagen: jetzt sein höchstes Vergnügen, was früher nur abgedrungene Schutzwehr war.

Die größte Verwilderung zeigt sich gewöhnlich beim Uebergang von einfacher Lebensart zu größerer Verfeinerung. Die deutschen Völkerschaften diesseits des Rheins haben nur langsam neue Bedürfnisse von ihren Nachbarn kennen gelernt. Wenn Karl der Große gegen die allgemeine Trunkliebe seiner Franken eifert, so fängt der Alemanne erst an den Weinstock auf seinen vaterländischen Hügeln zu pflanzen.

In allen Staaten dieser Zeit ist noch fortwährender Kampf gesetzloser Gewaltthat gegen allgemeine Gesetze. Am meisten fühlt das schwächere Geschlecht die Uebermacht der Stärke. Der trotzige Krieger wirbt nicht mit feiner List, er entführt sein Weib.

Aber in diesen deutschen Burgen, dem Sitz aller kriegerischen Uebermacht, findet auch die stille Häuslichkeit ihre erste Zuflucht. Die Hausfrau, während der Mann dem wilden Waffenspiel folgt, sitzt in dem Kreise ihrer Dirnen und webt künstliches Gewand; ihr zur Seite blühen Kinder in reinlicherer Kleidung. Sie verwahrt die Kleinodien, die sie von Vätern ererbt, oder die der Mann zum Preis erhalten oder von Feinden erkämpft hat. Am festlichen Tage werden diese hervorgethan. Die edle Hausfrau erscheint in natürlicher Sittsamkeit und einfachem Schmuck: neben ihr der Mann in seinen stattlichen Waffen, das kühne Haupt in wallenden Locken und mächtigem Bart. — Ein solcher kräftiger Völkerstamm hat sich auf den schwäbischen Gefilden und Hügeln niedergelassen.

Es weht so eine lebendige, gesunde Regsamkeit in der Geschichte der alten Völker. Vor allem ist unverdrossener Muth und kalte Ausdauer in allen Perioden der deutschen Geschichte. Die alte Armut und vielfältige Noth, und die wachsende Zahl der Bedürfnisse sind eine stetige Schule der Nationalanlagen, welche schon Tacitus geschildert hat.

Dies die Geschichte vom Lande Schwaben in den ersten tausend Jahren. So lange Zeit und so viele Stürme hat es durchgegangen, bis die Einwohner feste Sitze, den Anbau des Landes und ihre alte Verfassung gegründet haben. Ebenso

lange Zeit bedarf es, bis diese rohe Linien allmählig verwischt — und, auf neuer Grundlage, wohlgeordnete, mächtigere Staaten gebildet werden.

J. C. Pfister, Geschichte von Schwaben I. 1803. S. 197 ff.

Die Alemannen.

Wie heißt der deutsche Stamm, sagt an,
Der hier den schweren Kampf begann,
Mit Blut besprengend Thal und Strom,
Den langen Riesen-Kampf mit Rom?
Wer warf in todesfreud'ger Lust
Entgegen kühn die nackte Brust,
Mit Framea nur und Muth bewehrt,
Dem mörderischen Römerschwert?
Wer, wie der Bergstrom zornig wild,
Der Deich und Dämmung überschwillt,
Durchbrechend der Kohorten Schild,
Warf an des Grenzwalls Wachtkastelle
So unermüdlich Well' um Welle,
Bis daß des Weltreichs Zwingherrschaft
Zerbrach vor deutscher Waldeskraft?
Nicht hat der „limes" sie gerettet,
Die Kette, meisterhaft verkettet
Von Spähthurm, Castrum, Lager-Schanze,
Nicht Nothsignal im Feuerglanze,
Nicht „Steinballist" und nicht „Scorpion":
Zuletzt ist doch entsetzt geflohn
Nach drei Jahrhundert langem Droh'n
Die zweiundzwanzigste Legion;
Und von der Donau strömte bald
Bis über'n grünen Wasgen-Wald
Blondharig Volk, das Schwert und Pflug
Und deutsche Sprache westwärts trug
Und unausreißbar Wurzel schlug.



Alemannen-Einfall um das Jahr 280.

Die Sieger, die dies Land gewannen,
Es sind des Schwarzwalds Edeltannen: —
Die hochgemuthen Alemannen . . .

Felix Dahn (Friedrichshafen 1880).

Vorstritt der Schwaben in den Reichskriegen.

Daß den Schwaben dereinst in den Reichskriegen das ehrenvolle Recht des Vorstritts zukam, ist bekannt. Mit demselben hiengen wohl zusammen das Reichssturmfahn-Lehen, welches um die Zeit des Untergangs der Hohenstaufen mit dem Reichsgut Markgröningen verbunden erscheint und in Folge der Erwerbung dieser Stadt durch die Grafen von Wirtemberg 1336 bis zur Auflösung des Reichs bei ihrem Hause verblieb.

In den alten Dichtungen spielt in dieser Beziehung eine besondere Rolle der schwäbische Graf der Bertholdsbaar, Gerold, Bruder von Kaiser Karls des Großen dritter Gemahlin Hildegard, ein besonderer Liebling seines Schwagers und von einigen Quellenschriftstellern als dessen Fahnenträger bezeichnet. Er that sich schon im sächsischen Kriege hervor, wurde von Karl zum Vorsteher Baierns ernannt und kam 799 in einem Treffen gegen die Avaren durch einen Pfeilschuß um; seine Leiche wurde in dem von ihm reichbedachten Kloster Reichenau beigesetzt.

Im Einzelnen hat die gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts verfaßte Kaiserchronik die sagenhafte Erzählung, daß die Römer Kaiser Karls Bruder, den Pabst Leo, geblendet und ausgetrieben, worauf ihn Karl mit Gewalt wieder eingesetzt und er durch ein Wunder sein Gesicht wieder erlangt habe. Bei diesem Anlaß zeichneten sich die Schwaben unter der Führung ihres Helden Gerold so sehr aus, daß diesem der Kaiser das Recht des Vorstritts ertheilte. (Vs. 14620 ff.) Andere Gedichte bringen die Verdienste der Schwaben und Graf Gerolds in Zusammenhang mit dem Zug Karls des Großen gegen die

Ungläubigen in Spanien 778, bei welchem sein Heer auf dem Rückweg in dem Pyrenäenthal von Roncesvalles durch die Basken eine schwere Niederlage erlitt. So das Rolandslied, welches den Kaiser das Vorfechten in dem gedachten Kampf den Schwaben übertragen läßt, weil er sie als die besten kannte. Ebenso die Umreimung dieses Gedichts im 13. Jahrhundert durch den österreichischen Dichter, der Stricker genannt. Deßgleichen erbat sich nach dem Gedicht Friedrich von Schwaben Herzog Gerold in der Schlacht von Roncesvalles jenes Recht als der älteste unter den Fürsten und erhielt es von Karl auch für die Zukunft verliehen. Erwähnt wird dasselbe auch in Ebernands von Erfurt Heinrich und Kunigunde, sowie dem älteren Lohengrin aus dem 13. Jahrhundert. Endlich läßt Hermann von Sachsenheim († 1458) in seiner Möhrin die Königin in einer Chronik lesen, daß bei der Belagerung Mailands durch einen Kaiser der Schwabenherzog Gertwig den Vorstritt erfochten habe, und Ulrich Füterer in seinem neuen Lohengrin von 1478 den Kaiser Heinrich bei seinem Zuge gegen die Heiden in Rom befehlen, daß Herzog Eberhard von Schwaben nach altem Recht das erste Vorfechten habe.

p. Stälin im Korrespondenz-Blatt des Vereins für Kunst und Alterthümer in Ulm und Oberschw. II. 1877. S. 43 ff.

Die Kammerboten erhöhen sich.

913.

Sie stehen auf den Zinnen der Felsenfeste Twiel,
Da treibet auf der Ebne der Blick ein weites Spiel,
Durch Triften und durch Wälder, durch Klöster und durch Städte
Hier ist kein Ziel zu finden, als grauer Alpen Kette.

Das Land der Alemannen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren, dem Aehrenschmuck der Auen,
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen.

Auf seinen Glanz hernieder von ihren hohen Mauern
Sehn sie mit heißer Liebe, sehn sie mit finsterm Trauern:
„Und solches Land soll beben vor eines Königs Hauch?" —
„Und solches Land soll blühen für eines Pfaffen Bauch?"

Erchinger seufzt das erste, das zweite Berchtold spricht;
„Und hat es andre Männer", ruft Luitfried, „selber nicht?"
Jetzt klirren mit den Schwertern die Ritter und die Mannen:
„Heil Erchinger", — so schallt es — „Herzog der Alemannen!"

Sie rufen es hinunter in's freie Land von oben,
Es wird von ihren Armen der Fürst emporgehoben;
Sie bieten ihn entgegen zur Huldigung der Welt,
Sie halten ihn zur Weihe hinauf zum Himmelszelt.

Der neue Herzog mustert mit weisem Blick die Scharen,
Er gibt der Hälfte sorglich des Berges Schloß zu wahren,
Die alten Schlachterprobten, die führt er aus dem Haus
Und zieht, sein Heer zu werben, in's Schwabenland hinaus.

G. Schwab 1821.

. . . Ueber dem Hegau lag ein trüber, bleischwerer Himmel, doch war von der Finsternis, die bekanntlich über dem ganzen Mittelalter lastete, im Einzelnen nichts wahrzunehmen. Vom Bodensee her wogten die Nebel über's Ries und verdeckten Land und Leute. Auch der Thurm vom jungen Gotteshaus Radolfs=Zelle war eingehüllt; aber das Frühglöcklein war lustig durch Dunst und Dampf erklungen, wie das Wort eines verständigen Mannes durch verfinsternden Nebel der Thoren.

Es ist ein schönes Stück deutscher Erde, was dort zwischen Schwarzwald und dem schwäbischen Meere sich aufthut. Wer's mit einem falschen Gleichnis nicht allzu genau nimmt, mag sich der Worte des Dichters erinnern:

Das Land der Alemannen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee . .

Düster ragte die Kuppe des hohen Twiel mit ihren Klingsteinzacken in die Lüfte. Als Denksteine stürmischer Vorgeschichte unserer alten Mutter Erde stehen jene schroffen malerischen Bergkegel in der Niederung die einst gleich dem jetzigen Becken des Sees von wogender Flut überströmt war. Für Fische und Wassermöven mag's ein denkwürdiger Tag gewesen sein, da es in den Tiefen brauste und zischte, und die basaltischen Massen glühend durch der Erdrinde Spalten sich ihren Weg über die Wasserspiegel bahnten. Aber das ist schon lange her. Es ist Gras gewachsen über die Leiden derer, die bei jener Umwälzung mitleidlos vernichtet wurden; nur die Berge stehen noch immer, ohne Zusammenhang mit ihren Nachbarn, einsam und trotzig wie Alle, die mit feurigem Kern im Herzen die Schranken des Vorhandenen durchbrechen, und ihr Gestein klingt, als säße noch ein Gedächtnis an die fröhliche Jugendzeit drin, da sie zuerst der Pracht der Schöpfung entgegengejubelt.

Zur Zeit, da unsere Geschichte anhebt, trug der hohe Twiel schon Thurm und Mauern, eine feste Burg. Dort hatte Herr Burkhard gehaust, der Herzog in Schwaben. Er war ein fester Degen gewesen und hatte manchen Kriegszug gethan; die Feinde des Kaisers waren auch die seinen, und damit gab es immer Arbeit: wenn's in Welschland ruhig war, fingen die Normänner an, und wenn die geworfen waren, kam etwan der Ungar geritten, oder es war einmal ein Bischof übermüthig oder ein Grafe widerspenstig; — so war Herr Burkhard zeitlebens mehr im Sattel als im Lehnstuhl gesessen. Demgemäß ist erklärlich, daß er sich keinen sanften Leumund geschaffen.

In Schwaben sprachen sie, er habe die Herrschaft geführt, so zu sagen als ein Zwingherr; und im fernen Sachsen schrieben die Mönche in ihre Chroniken, er sei ein kaum zu ertragender Kriegsmann gewesen.

Bevor Herr Burkhard zu seinen Vätern versammelt ward,

hatte er sich noch ein Ehegemahl erlesen. Das war die junge Frau Hadwig, Tochter des Herzogs in Baiern. Aber in das Abendroth eines Lebens, das zur Neige geht, mag der Morgenstern nicht freudig scheinen. Das hat seinen natürlichen Grund. Darum hatte Frau Hadwig den alten Herzog in Schwaben genommen, ihrem Vater zu Gefallen, hatte ihn auch gehegt und gepflegt, wie es einem grauen Haupt zukam; aber wie der Alte zu sterben ging, hat ihr der Kummer das Herz nicht gebrochen.

Da begrub sie ihn in der Gruft seiner Väter, und ließ ihm von grauem Sandstein ein Grabmal setzen, und stiftete eine ewige Lampe über das Grab; kam auch noch etliche Male zum Beten herunter, aber nicht allzuoft.

Dann saß Frau Hadwig allein auf der Burg Hohentwiel; es waren ihr die Erbgüter des Hauses und mannigfalt Befugnis, im Land zu schalten und walten, verblieben, sowie die Schutzvogtei über das Hochstift Konstanz und die Klöster um den See, und hatte ihr der Kaiser gebrieft und gesiegelt zugesagt, daß sie als Reichsverweserin in Schwaben gebieten solle, so lange der Witwenstuhl unverrückt bleibe. . .

J. V. Scheffel, Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrh. 1855. S. 1 ff.

Im siebenten Jahrhundert ist Alemannien und damit der größte Theil des heutigen Wirtemberg für das **Christenthum** gewonnen worden. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts war das Bisthum Konstanz errichtet worden und hatte sich sofort über den größten Theil des südwestlichen Deutschlands ausgedehnt. Im Anfang des siebenten Jahrhunderts treffen wir den ersten uns bekannten christlichen Herzog von Alemannien, Gunzo, zu Ueberlingen am Bodensee, sehen Chlotar II. und seinen noch größeren Sohn Dagobert I. auf dem Thron von Austrasien eifrig um die Kirche besorgt, durch Gesetze die Ausbreitung derselben befördernd. Vor allem treffen wir um diese

Zeit das alemannische Gesetz, diesen großen Erzieher des Volks zum Christenthum, treffen jetzt die Diözesanbegrenzung von Konstanz, die unser Vaterland bestimmten Diözesen zuweist, treffen endlich jetzt in dieser Gegend die größten und zahlreichsten Missionäre aus Irland, vor allen St. Gall und seine Schüler, und ihre Stiftungen, welche Anhaltspunkte für die weitere Ausdehnung des Christenthums und Pflanzschulen christlicher Missionäre und Hirten geworden sind.

Hefele, Geschichte der Einführung des Christenthums im südw. Deutschland. 1837. S. 364 ff.

Im Bezirk des jetzigen Wirtemberg hat sich keiner der wandernden irländischen Glaubensboten und auch sonst kein namhafter Apostel niedergelassen. Nicht einmal eine Klosterstiftung ist in der Merowingischen Zeit aufzuweisen; die Geschichte der Helizena, welche in's Jahr 645 gesetzt wird, muß die Kritik dem Reich der Poesie zuweisen, indem diese Legende erst im Jahr 1534 von den Speirer Domherren dem Abt von Hirschau überschickt worden ist. Dessenungeachtet schritt auch bei uns das Bekehrungswerk so weit vor, daß am Schlusse der genannten Periode die christliche Religion die herrschende wurde.

C. F. Stälin, Wirtemb. Geschichte I. 1841. S. 195.

Die Stiftung des Klosters Hirschau.

Helizena eine Wittwe war,
Reich, fromm vor andern Frauen,
Sie strebte brünstig, ganz und gar
Sich Jesum anzutrauen.
Drum warf sie oft sich auf die Knie,
Er möcht' ihr offenbaren:
Wie ihre Erdengüter sie
Ihm treulich könnt' bewahren.

Da lag sie in der Nacht einmal,
Gewiegt in fromme Träume,
Und sah ein seltsam fremdes Thal,
Darin drei Fichtenbäume.
Die Bäume waren wundersam
Aus einem Stamm gesprossen;
Aus ihren duft'gen Wurzeln kam
Ein klarer Born geflossen.

Und ob der fremden Wunderau
Sah sie am Himmel wallen
Hoch einen Dom auf Wolken blau,
Hört' eine Stimme schallen:
„Dies Gotteshaus, du fromme Braut,
Sei, wo die Bäume stehen,
In festen Grund von dir gebaut,
Nimm's aus geweihten Höhen!"

Sieh, da erwacht die fromme Frau
Aus ihren süßen Träumen;
Noch steht vor ihr die fremde Au,
Der Born mit den drei Bäumen.
Sie ist in hoher Freudigkeit
Bereit zu Gottes Ruhme,
Zieht an ein prächtig Feierkleid,
Schmückt sich mit duft'ger Blume.

In tiefer Demuth geht sie aus
Mit ihrer Magd, der treuen,
Als ging sie in das Gotteshaus
Oder zur Lust im Maien.
Doch weiter wandte sich ihr Fuß,
Die Wolken zogen schnelle,
Die Vögel sangen Morgengruß,
Der Fraue ward gar helle.

Ein Düften füllte rings die Au,
Als sie darüber gangen!
Zu gehen mit der hohen Frau,
Fühlt jede Blum' Verlangen.
Sie ging wohl in ein fremdes Thal,
Stieg auf des Berges Rücken,
Und Alles thät im Sonnenstrahl
Ihr klar entgegenblicken.

Da steh'n drei Bäum' auf grüner Au,
Aus einem Stamm gesprossen;
Da ist ein Born von Himmelsthau
Ueber Blumen hell geflossen.
Die Fraue kann nicht länger steh'n,
Zu den Bäumen muß sie eilen;
Ein heil'ger Hauch thät sie umweh'n,
Da möcht' sie ewig weilen.

Sie leget ab ihr Feierkleid,
Blumen und Edelsteine,
Den heiligen drei Bäumen weiht
Ihr zeitlich Gut die Reine.
In stiller Demuth ging sie aus,
So stille kehrt sie wieder,
Und setzet hier das Gotteshaus
Aus Himmelshöhen nieder.

J. Kerner.

Die Wurmlinger Kapelle.

Von Calw Graf Anselm lag am Tod,
Ein stark und frommer Grafe,
Er ging mit vollen Sinnen ein
Zum allerletzten Schlafe.

Er prüfte mit dem Auge so hell,
Als zög' er hinaus auf's Jagen,
Er sprach mit seiner Zunge so klar,
Als rief' er im Feld zum Schlagen.

Er sprach: „Ich kann durch's Fenster seh'n
Den Kirchhof mit den Steinen,
Die Sonne mag ihn mit ihrem Licht
Nicht einmal Jahrs bescheinen.

Ich habe gelebt auf Bergen frei
In Schlachten und in Siegen,
Ueber Berge zog ich in's heilige Land
Auf Bergen möcht' ich liegen.

„Es ist vergangen kein einziger Tag,
Daß ich nicht zog in die Ferne;
Ich führ' als todt in die weite Welt
Noch einmal gar zu gerne.

„So spannt vor einen Wagen bald
Ein tüchtig Paar von Stieren,
Die schickt mit meinem Sarg hinaus,
Doch keiner soll sie regieren.

„Und wenn sie halten auf einem Berg
Macht dort mir ein Grab zur Stelle,
Und baut zu Gottes Ehren auf
Eine heilige Kapelle!"

Und als der Graf verschieden war,
That man nach seinem Willen,
Auf schwarzem Wagen zwei schwarze Stier'
Zieh'n steinernen Sarg im Stillen.

Sie ziehen mitten durch's Ackerfeld,
Es will es keiner wehren;
Der Pflüger weicht und betet fromm
Dem todten Herrn zu Ehren.

Sie ziehn vom Morgen bis zur Nacht,
Und wieder bis zum Morgen,
Da machen sich die Diener auf,
Zu suchen und zu sorgen.

Sie fragen nach der irren Spur
Mit Worten lange, mit Blicken,
Bis sie auf einem stillen Berg
Fern das Gespann erblicken.

Der Berg ragt wie ein Thurmesdach,
Dahin sie ihn getragen,
Die Stiere brachten ihn wohl hinauf,
Der Sarg fiel nicht vom Wagen.

Die Diener stellen sich um den Sarg,
Sie singen zu Gottes Preise,
Daß er so wohl gelingen ließ
Dem Herrn die letzte Reise.

Von vielen Dörfern tönt herauf
Ein frommes Grabgeläute,
Die Berge glühn in der Sonne Gold,
Als ob sie ihm Blumen streute.

Und wie den Sarg man öffnet, noch
Des Grafen Aug ist offen,
Als hätt' ihn Berges Luft und Licht
Mit weckender Macht getroffen.

Auch liegt der Abendsonne Schein
So roth auf Lippen und Wangen:
Es war, als wäre der bleiche Tod
Vor seinem Strahl vergangen.

Doch senkten ihn die Diener ein
Nach seinem Wunsch zur Stelle,
Als Grundstein weihten sie den Sarg
Zur heiligen Kapelle.

Von drunten kommen auf deren Klang
Seitdem viel Todte zu schlafen,
Das ganze, tiefe Dorf will ruh'n
Auf hohem Berg beim Grafen.

G. Schwab 1815.

Herzog Ernst von Schwaben.

1015—1030.

Ein anderes Geschlecht deutscher Könige stieg herauf, das fränkische oder salische. An der Spitze desselben stand Konrad II. Fest und rastlos wirkte er darauf hin, die Macht seines Hauses und damit seine Herrschergewalt zu mehren und zu stärken. Er war vermählt mit Gisela, der Witwe des Herzogs Ernst von Schwaben, die als die ausgezeichnetste Frau gepriesen wird. Sie hatte aus erster Ehe einen Sohn, der gleich seinem Vater Ernst hieß und dessen Nachfolger im Herzogthume Schwaben war. Um die Erbfolge im Königreich Burgund entzweite sich der junge Fürst mit seinem mächtigen Stiefvater. Er griff zu den Waffen, aber bald in diesem ungleichen Kampfe von seinen Vasallen verlassen, mußt' er sich unbedingt dem Kaiser ergeben und wurde von diesem auf dem Felsenschlosse Gibichenstein eingekerkert. Einzig Graf Werner von Kiburg war ihm treu geblieben, vertheidigte drei Monate lang seine Feste Kiburg gegen den Kaiser und irrte, als solche nicht länger zu halten war, geächtet umher. Auf Fürsprache seiner Mutter Gisela wurde Ernst, nach zweijähriger Gefangenschaft, wieder freigelassen. Er sollte zuerst das Herzogthum Baiern erhalten, nachher aber in sein Herzogthum Schwaben wieder eingesetzt werden, jedoch unter der Bedingung, daß er schwöre, Wernern, den Anstifter der Unruhen, wenn dieser sich in seinem Gebiete betreten ließe, festzunehmen und auszuliefern. Ernst aber wollte lieber auf das Herzogthum verzichten, als den Freund verrathen. Ihn schreckte nicht, daß Reichsacht und Kirchenbann über ihn aus-

gesprochen wurde. Mit Wernern und einigen Andern begab er sich zuerst nach Frankreich, um bei dem Grafen Odo von Champagne, seinem Verwandten, Beistand zu finden. Als aber dieser Versuch vergeblich war, setzte er sich mit seinen Gefährten, in der Wildnis des Schwarzwalds, auf die Burg Falkenstein, deren Trümmer noch in der Gegend von Schramberg zu sehen sind. Dort aufgesucht und gedrängt, fiel er in verzweiflungsvollem Kampfe gegen die Uebermacht zugleich mit Wernern und vielen der Seinigen. Dies ereignete sich im Jahr 1030.

Die Schicksale des Herzogs Ernst, die wechselseitig aufopfernde Treue der beiden Freunde und ihr gemeinsamer Tod, wie die Geschichte sie beurkundet, bieten dem Gemüthe so viel Ergreifendes dar, daß man ihren frühzeitigen Uebergang in Lied und Sage sich wohl erklären kann. Es ist auch nicht zu zweifeln, daß diese Geschichten ursprünglich selbständig gesagt und gesungen wurden. Aber derselbe Bildungstrieb, vermöge dessen sich in unsrem größern epischen Cyklus so mannigfache Sagen und Sagenkreise zum umfassendern Ganzen verbunden haben, äußerte auch hier noch seine Wirksamkeit und spielte die fränkisch-alemannische Sage mit der ottonischen, deren stufenweise Bildung bisher verfolgt wurde, zusammen.

Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage.
V. 1870. S. 337 ff.

Werner.

O nicht vergeß' ich's: mit dem alten Welf
Von Altdorf und mit andern schwäb'schen Herrn
War ich geritten auf das Maienfeld*);
Wir tränkten eben unsre Pferd' im Rhein,
Da kamest du den Strom herabgeschifft
Auf einer leichten, buntverzierten Jacht,
Du selbst im Fürstenschmuck, zur Seite dir

*) Zur Wahl König Konrads II.

Graf Hugo mit der schönen Edelgard,
Und schwebend auf dem Schiffesrande saß
Ein Sänger, der die Harfe lieblich schlug;
Des Stromes Klarheit aber spiegelte
Die glänzenden Gestalten.

Ernst.

Schöne Zeit!
Wie ist das alles längst den Strom hinab!

Werner.

Auch was vor mir so groß und herrlich stand,
Es ist nicht mehr, nur in Gedanken lebt's:
Der Mann, den wir zum König uns gewählt
Und der so demuthsvoll das Haupt geneigt,
Er hat's emporgeworfen: ihn verlangt
Nach Unbeschränktheit, nach Alleinherrschaft
Und nach der Erblichkeit in seinem Stamm.
Die ihn erwählten, tritt er in den Staub;
Den Kunrad, den er jenes Mal geküßt,
Hat er genöthigt, nach dem Schwert zu greifen;
Des Reichs verwiesen ist der graue Welf,
Der Herzog Adalbert von Kärnthen irrt
Mit seinen Söhnen heimatlos umher:
Und du, mein Herzog, o wie hat er dich
Vom Anbeginn verfolgt, beraubt, zerknirscht!
Ich bin dir zugethan durch Lehenseid,
Der Freundschaft heilig Band verknüpfet uns:
Doch, wär' ich nicht dein Mann und nicht dein Freund,
Dein Banner hätt' ich dennoch aufgesucht,
Damit ich ihn bekämpfe, dem auch ich
Einst zugerufen auf dem Feld der Wahl.

Ernst.

Wohl wittert jedes Wesen seinen Feind:
Drum hegt auch dir der Kaiser wildern Haß
Und unversöhnlicheren, als mir selbst.

Werner.

Von diesem Haß, den ich allein verwirkt,
Mußt du, Unglücklicher, das Opfer sein.
Nicht ich bin elend, denn mich treibt die Glut,
Die ich an jenem Tag in mich gesaugt:
Du aber hast nach Frieden dich gesehnt
Und mußt nun so unendlich friedlos sein
Und hast für all die Treue keinen Dank
Von mir, als daß ich schadenfroh und stolz
Auf dich hinblicke, wie du nun so ganz
Verlassen dastehst und so ganz entblößt,
Und wie nun ich, dein einz'ger Lehensmann,
Der Einz'ge bin, der dich noch Herzog nennt,
Und wie nun mir allein die Ehre bleibt,
Dir Dienst zu leisten bis zum letzten Hauch.

Ernst.

Gewaltiger, was neigst du dich vor mir?

Werner.

O wahrlich, nie in deinem Fürstenglanz
Erschienst du mir so herrlich, so erlaucht,
So würdig jeder tiefsten Huldigung,
Als wie du jetzt in frei erkorner Schmach,
In deiner Selbstverbannung vor mir stehst.
Doch nein, so ganz vergessen bist du nicht:
In Schwaben, wo dein Vater Herzog war,
Wo ihn und dich ein biedres Volk geliebt,
Wo mancher jetzt auf seiner Feste haust,
Der unter deinem Banner einst gekämpft,
Dort muß von dir noch ein Gedächtnis sein:
Dorthin sei unser irrer Pfad gelenkt,
Des Schwarzwalds dichter Schatten nehm' uns auf! . .

Ernst.

Er stirbt, der Werner stirbt!
Die Lüfte wehen noch, die Sonne scheint,
Die Ströme rauschen und der Werner todt!

Adalbert (von Falkenstein).

Er ist geborgen. Herzog, laß ihn los!
Schon schwirret das Gefecht um unser Ohr;
Auch dort im Rücken dringt der Feind herauf.
Komm, folg' mir schnell! Ich weiß noch einen Pfad;
Durch Felsenklüfte schleicht er sich hinan.
Laß mich dich retten, komm!

Ernst.

Ich wurzle hier.

Adalbert.

Komm, zaudre nicht! Die Rettung ist gewiß:
Ein Felsstück, das wir rollen in die Schlucht,
Sperrt die Verfolger aus.

Ernst.

Du drängst umsonst.

Adalbert.

Sie ziehn sich rings herum: jetzt ist's zu spät.

(Der Rest von Ernst's Kriegsleuten erscheint, mit den Verfolgenden kämpfend.)

Hierher, ihr Brüder! Weichet fürder nicht!
Hier um den Herzog! Wehrt euch auf den Tod!
In manchem ist noch eine Neige Bluts,
Noch mancher hält sich aufrecht wie ein Mann.
Rührt diesen Todten an! Das kräftigt euch.
Brecht ihm die Zähn' aus, sät sie in den Grund,
So wachsen uns Geharnischte hervor!

(Graf Mangold tritt auf mit Kriegsvolk.)

Mangold.

Dort steht er. O wie klein sein Häuflein ist!
Einst war er Herzog, es erbarmt mich sein,
Und seine Mutter hielt mein Schwert umfaßt.
Ergib dich! Widerstand ist Raserei:
Sie bluten alle, die dir übrig sind.
Todt ist der Werner, todt ist Kunrads Feind,
Die Fackel und das Heerhorn alles Streits:
Jetzt kann der Kaiser dir verzeihn.

Ernst.

Meinst du?
Nein, wenn der Letzte fällt, ich fechte fort.
War ich sonst träge, jetzt bin ich ein Held.
Hier muß ich sterben, bei dem Todten hier,
Hier haft ich, hier ist meines Lebens Ziel,
Hier ist der Markstein meiner Tage, hier
Mein Wappenschild und hier mein Herzogthum.
(Er wirft Schild und Fürstenmantel auf den todten Werner.)
Mit diesem Mann hab' ich mein Lebenlang
Geeifert und gewettet in der Treu',
Der Tod nur hat dem Wettkampf noch gefehlt:
Jetzt stürzt er in die Schlacht und stirbt für mich;
Nicht laß ich ihm den Preis: sterb' ich für ihn,
Dann greifen beide nach dem Siegeskranz.
Halt vor!
(Er dringt auf Mangold ein. Gefecht.)

Mangold.

Verzweifelter!
(Sinkt getroffen zurück.)

Gott, steh' mir bei!
(Stirbt.)

(Mangold wird weggetragen, seine Krieger dringen auf Ernst ein. Gefecht. Ernst fällt. Der Kampf hört auf.)

Adalbert.

Der Herzog sinkt.

Ernst.

Die Welt hat uns verworfen:
Der Himmel nimmt uns auf. Mein Werner!

(Stirbt.)

Adalbert.

Geächtet ward die Treue von der Welt:
Zum Himmel, ihrer Heimat, schwebt sie auf.
So grauenvoll hat dieser Kampf geendet,
So blutig. Ich allein, der sich den Tod
So heiß ersehnt, muß ohne Wunde sein,
Als jene, die des Sohnes Tod mir schlug.
Tragt, Männer, diese Leichen weg! Der Tod
Versöhnet Feinde. Laßt sie nicht dem Wolf
Zur Beute, legt sie unter dies Gezelt!
Ihr zögert? Ha! weil sie geächtet sind.
O thut es doch! Der Priester spricht euch los,
Gott wird's verzeihen.

(Die Leichen werden in das Zelt getragen.)

Werft den Vorhang zu!

Uhland. Ernst, Herzog von Schwaben. Trauerspiel. 1817. Aufz. II. V.

Landfriede und Friedensbrecher.

1024—1039.

Des Saliers Konrad starke Hand
Schuf streng Gericht im deutschen Land:
Der Zwietracht sollt' ein Ende werden
Und Friede sollte sein auf Erden.
Drum that er in des Reiches Rund
Dem Volk mit Brief und Siegel kund:
Wer Fehde führt, sei's Herr, sei's Knecht,
Der sei gebannt aus Ehr und Recht,

Und friedelos sei er gestellt
Auf die vier Straßen dieser Welt;
Verflucht, geächtet sei sein Haupt,
Sein Leben jedem Feind erlaubt,
Und seine Kinder sollen Waisen,
Sein Weib soll fortan Witwe heißen;
Wird er bewältigt und gefangen,
Soll er am dürren Baume hangen;
Den Leib, den mögen Wind und Raben
Und Gott die arme Seele haben.

Der hohe Richter fuhr durch's Reich,
Manch Frevlerantlitz wurde bleich.
Da folgte bald von Ort zu Ort
Die strenge That dem strengen Wort;
Denn wer dem Wort sich nicht ergeben,
Dem ging es hart an Leib und Leben.

Es saß zu Calw im dunklen Tann
Graf Luitpold, ein gewalt'ger Mann;
Sein Haupt war greis, doch stark sein Leib,
Und jung und blühend war sein Weib.
Sie wirkte stetig sanft und mild,
Des ew'gen Friedens lieblich Bild;
Er aber haßte jeden Tag,
An dem sein Kampfroß müßig lag,
Und schweifte stets zu neuem Strauß
Vom finstern Wald ins Land hinaus.
Da traf ihn Bann und Reichesacht,
Der Kaiser kam mit Heeresmacht,
Er brach die Burg und schlug die Mannen
Und trieb ihn friedelos von dannen..

Wilhelm Hertz, Heinrich von Schwaben.
Eine deutsche Kaisersage. 1867.

III.

Hohenstaufenzeit.

1080—1268.

Fortes creantur fortibus et bonis:
Est in juvencis, est in equis patrum
Virtus, nec imbellem feroces
Progenerant aquilae columbam.

Hor. Od. IV. 4.

Das Geschlecht der Hohenstaufen, oder, wie die Zeitgenossen sagten, der Staufer, welches die größte weltgeschichtliche Rolle spielte, ging von einem kleinen Ursprunge aus. Der Urgroßvater Kaiser Friedrichs I., des Rothbarts, nannte sich noch einfach Herr von Büren (d. i. Wäschenbeuren, heutzutage Wäscherschlößchen, durch uralte Mauern merkwürdig, nordwestlich vom Hohenstaufen). Er war ein freier Herr, dessen Besitz in enge Grenzen in der Nähe seiner Burg eingeschlossen sein mochte.

Das Schloß Staufen, welches der Familie den Namen schuf, wurde erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts von dem ersten Herzog Friedrich erbaut, demselben Herzog, welcher durch seine Verbindung mit König Heinrich IV. den nachherigen Glanz des Hauses gründete.

C. F. Stälin, Wirtemb. Geschichte II. 1847. S. 228.

Aus tiefem Dunkel tritt dieses Geschlecht plötzlich in beinahe blendendem Lichte uns vor die Augen, und zwar nicht als ein vom Glück willkürlich gehobenes, sondern als ein solches,

das wie fast kein anderes fruchtbar gewesen ist an großen Männern. Gleich Friedrich der Alte fesselt unsere Aufmerksamkeit durch die unwandelbare Treue, mit welcher er den Saliern anhängt, durch den schweren siebzehnjährigen Kampf mit Welfen und Zähringern, in welchem er das Herzogthum erringt, und durch die Frömmigkeit, von der beseelt er zum Danke für den Beistand Gottes und zum Segen für die Nachkommen das Kloster Lorch stiftet. Dessen Sohn Friedrich der Einäugige, der laut dem Sprichwort immer eine Burg an seines Pferdes Schweif hatte, streckte bereits die Hand nach der Königskrone aus, und sein jüngerer Bruder, Herzog Konrad von Franken, trefflich von jenem unterstützt, gewinnt dieselbe wirklich, und würde sie zur kaiserlichen steigern, zöge ihm nicht der kühn geleitete Kreuzzug nach Damaskus ein frühes Ende zu. Hierauf erregen drei Friedriche zumal unsere Bewunderung: Konrads Sprößling Friedrich von Rotenburg, der in Schwaben und Franken als Herzog waltet; ein zweiter, der als Gründer des Deutschordens vor Akkon stirbt, und im höchsten Maße des letzteren Vater, der kraftvolle Kaiser Barbarossa*). Drei Söhne überleben diesen: der kriegerisch derbe Schwabenherzog Konrad, der hochfahrende sechste Heinrich, der geschmeidige und doch entschlossene Philipp; und kaum hat Philipp unter dem meuchelmörderischen Schwerte Ottos von Wittelsbach ausgeathmet, so reift Friedrich II. zum hellsten Kopfe des Mittelalters,

*) Die Gestalt Friedrichs des Ersten ist so innig verbunden mit allem, was Glück und Ruhm unseres Volkes angeht, daß wir ihn immer zuerst nennen, wo an Deutschlands große Zeit erinnert werden soll, ja, daß wir ihm beinahe mit schwärmerischer Liebe zugethan sind. In allen Ländern von deutscher Zunge nennen auch die Höchsten wie die Niedrigsten ihre Söhne mit keinem Namen so häufig, wie mit diesem ruhmreichen, hoffnungsvollen, den der Neffe Konrads des Dritten zuerst in die Weltgeschichte gebracht hat, und er besitzt an ihm somit ein Ehrendenkmal, wie vielleicht kein anderer Held. Albert Schott.

und für den schwerbedrängten Friedrich stritten seine gewaltigen Söhne, Konrad, nachmals der vierte genannt, Manfred, Enzius; und wie sie alle ins Grab gesunken sind, so blitzt in dem sechzehnjährigen Konradin noch einmal die Löwennatur des Geschlechtes auf. Vierzehn große Männer in der Zeit von 189 Jahren, und doch haben wir Konrads III. Sohn Heinrich, den wackeren Pfalzgrafen Konrad, den Geschichtsschreiber Bischof Otto von Freising, sowie alle Seitensprößlinge der Familie gar nicht gerechnet.

L. Bauer, Schwaben wie es war und ist. 1842. S. 14 f.

Wer auf der Höhe des Staufens steht, überschaut nach allen Seiten weithin das reiche Schwabenland. Das Auge kann die Fülle der Eindrücke schwer erfassen, und die Gedanken schweifen in das Gebiet des Unermeßlichen, Grenzenlosen hinüber. Man begreift, wie hier ein Geschlecht erwuchs, welches unabläßig in die Weite strebte, keine Schranken seinen Entwürfen und Unternehmungen setzte. Ein unwiderstehlicher Zug in die Ferne, der Abenteuerlust der französischen Ritter verwandt, ist in der That dem ganzen Geschlechte der Staufer eigen.

Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, IV. 1875. 197 f.

Hohenstaufen.

Es steht in stiller Dämmerung
Der alte Fels, öd' und beraubt;
Nachtvogel kreis't in trägem Schwung,
Wehklagend, um sein moosig Haupt.

Doch wie der Mond aus Wolken bricht,
Mit ihm der Sterne klares Heer,
Umströmt den Fels ein seltsam Licht,
Draus bilden sich Gestalten hehr.

Die alte Burg mit Thurm und Thor
Erbauet sich aus Wolken klar;
Die alte Linde sproßt empor,
Und Alles wird, wie's vormals war.

So Harfe wie Trompetenstoß
Ertönt hinab ins grüne Thal;
Gezogen kommt auf schwarzem Roß
Rothbart, der Held, gekleid't in Stahl.

Und Philipp und Irene traut,
Sie wall'n zur Linde Hand in Hand:
Ein Vogel singt mit süßem Laut
Vom schönen griech'schen Heimatland.

Und Konradin, an Tugend reich,
Der süße Jüngling, arm, beraubt,
Im Garten steht er stumm und bleich,
Die Lilie neigt ihr traurend Haupt.

Doch kündet jetzt aus dunklem Thal
Den bleichen Tag der rothe Hahn,
Da steht der Fels gar öd' und kahl,
Verschwunden ist die Burg fortan.

An ihrer Stätt' ein Dornbusch steht,
Kalt weht der Morgen auf den Höhn, —
Und wie der Fels, so kalt und öd'
Scheint rings das deutsche Land zu stehn.

J. Kerner.

Barbarossa.

Der alte Barbarosse,
Der Kaiser Friederich,
Im unterirdschen Schlosse
Hält er bezaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh', ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wann die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Bezaubert hundert Jahr.

Friedrich Rückert.

Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Deß Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.

Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht;
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken.
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
D'rauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag' an, mein Ritter werth!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche!"

Uhland 1814.

König Konrad glaubte (1140) einen Angriff auf den Grafen Welf nicht länger verschieben zu dürfen. Mit einem Heere wandte er sich im Anfange des November gegen die Welf gehörige Stadt Weinsberg, bereits am 15. November war sie von allen Seiten vom königlichen Heere umschlossen. Beim König waren damals der Erzbischof Adalbert von Mainz, der Kardinalbischof Dietwin als päbstlicher Legat, die Bischöfe

von Würzburg, Speier und Worms, Herzog Friedrich von Schwaben, Markgraf Hermann von Baden, Graf Adalbert von Calw und der Burggraf Gottfried von Nürnberg. Die Stadt vertheidigte sich mit großer Tapferkeit, und gegen Weihnachten machte Welf einen Versuch, sie zu entsetzen. Er hoffte den König zu überraschen, der in der That kurz zuvor seinen Bruder Friedrich entlassen hatte. Aber noch rechtzeitig erhielt der König von dem Anrücken Welfs Kunde, rief seinen Bruder zurück und raffte alle ihm zu Gebot stehenden Streitkräfte zusammen. In der Frühe des 21. Dezember steckte er sein Lager vor Weinsberg in Brand und zog Welf entgegen. Trotz seiner Uebermacht erlitt dieser eine furchtbare Niederlage. Eine große Zahl der Seinigen fiel im Kampfe, Andere fanden auf der Flucht im Neckar den Tod; nur mit geringer Begleitung entrann er selbst dem Verderben. Bald darauf mußte sich auch Weinsberg ergeben.

Bekanntlich wird erzählt und es ist schon zu jener Zeit geschehen, daß die Frauen von Weinsberg, als ihnen der König das Leben schenkte und ihnen zu retten erlaubte, was sie tragen könnten, ihre Männer auf ihren Schultern davongetragen, und daß, als Herzog Friedrich ihnen dies habe wehren wollen, der König es ihnen dennoch gestattet und gesagt habe: „Ein Königswort darf nicht verdreht werden". Ob sich die Sache so zugetragen, ist schwer zu verbürgen, aber klar zeigt die Erzählung, was die Zeitgenossen von den treuen Frauen von Weinsberg und der Ehrenhaftigkeit des Königs gehalten haben.

Keinen Anhalt hat es dagegen in den Zeitgeschichten, wenn man später berichtete, hier bei Weinsberg habe zuerst ein welfisches Heer mit dem Schlachtrufe: Hie Welf! angegriffen und die staufenschen Gegner darauf mit dem Rufe: Hie Gibelingen! ihnen geantwortet. Nicht ein Waiblinger allein stand damals dem Welfen gegenüber, sondern es waren König und Reich.

Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, IV. 1875. S. 189 f. 462 f.

Die Ringe von der Weibertreu. *)

Von allen Ringen hier auf Erden
Sagt! welche sind am meisten werth,
Durch Lied und Sang erhöht zu werden,
Werth, daß der deutsche Sinn sie ehrt,
Werth, daß wir sie an aller Frauen,
An aller Mädchen zarter Hand
Als schönsten Schmuck und Kleinod schauen
Im ganzen deutschen Vaterland?
Es sind, ich sing' und sag' es frei,
Die Ringe von der Weibertreu.

Und wenn auch and're Ringe glänzen
Mit Steinen aus dem Morgenland,
Mit Saphir von Brasiliens Grenzen
Und mit dem selt'nen Diamant;
Dies Ringlein glänzt mit edlern Steinen,
Als dieser fremde Flittertand!
Und doppelt schön muß uns erscheinen
Der Edelstein aus deutschem Land!
Und fragt ihr, welcher Stein dies sei?
Es ist der Stein der Weibertreu.

Ein Stein, aus jener Burg gehauen,
Wo aus dem frommen Alterthum
Die edle That von Weinsbergs Frauen
Herüberglänzt mit ew'gem Ruhm! —

---

*) Justinus Kerner schaffte Mittel zur Wiederherstellung und Verschönerung der Burg Weibertreu bei Weinsberg unter Anderem dadurch, daß er Steinchen aus dem alten Gemäuer in einfache Goldreife fassen ließ und — zum ersten- und einzigenmal ein kaufmännisches Genie — diese „Weibertreuringe" in die Nähe und Ferne abzusetzen verstand.

A. Reinhardt, J. Kerner und das Kernerhaus zu Weinsberg. 1862. S. 80.

Vor's Städtchen zog, zu blut'ger Rache,
Der Kaiser einst mit starkem Heer;
Vergeblich wurde bald die schwache,
Doch heldenmüth'ge Gegenwehr,
Und ohne Weiber=List und =Treu
War's mit dem Städtchen schon vorbei.

„Die Weiber und was auf dem Rücken
Sie retten, das nur schone ich!"
So sprach der Kaiser. — Mit Entzücken
Lud jede schnell den Mann auf sich.
Und seltsam zieh'n sie so von hinnen,
Durch's Lager durch mit Bangigkeit.
Der Kaiser sieht's, traut kaum den Sinnen,
Erstaunt, zürnt, lächelt und . . . verzeiht!
Errettet waren nun und frei
Die Männer durch der Weiber Treu.

Drum wenn in einer sel'gen Stunde
Der Jüngling die Geliebte wählt,
Und zu der Liebe ew'gem Bunde
Das Herz dem Herzen sich vermählt,
Dann soll sie dieser Ring verbinden
(Nicht mehr ein Ring aus fremdem Land),
Und jedem sinnvoll es verkünden,
Er sei der Treue Bild und Pfand.
Und fest und unerschüttert sei
In ihrem Bund die deutsche Treu.

Und prahlt der Mann mit seinen Schlachten,
Mit Männerthat und Heldenmuth,
Will er das schwäch're Weib verachten,
Wie mancher es bisweilen thut,
Dann ohne Streit, statt aller Klage,
Statt aller Antwort hebe sie

Den Finger in die Höh' und sage
Dem übermüth'gen Manne: „Sieh!
Sieh hier zu deiner Scham und Reu
Das Ringlein von der Weibertreu!"

So geht denn hin nach allen Zonen,
Ihr Ringe mit dem edlen Stein;
Kehrt ein, wo treue Weiber wohnen,
Vom Donaustrome bis zum Rhein!
Und möchten wir an aller Frauen,
An aller Mädchen zarter Hand
Euch bald als Schmuck und Kleinod schauen
Im ganzen lieben deutschen Land,
Und wo ihr hinkommt, blüh' auf's neu
Die alte deutsche Weibertreu.

Nikolaus Gerber.

Spielburg.

Wer zum Hohenstaufen reiset und nun auf der Höhe steht,
Wo der Geist der alten Kaiser noch in Morgenlüften weht:

Dunkle Wälder, Bergesketten, Städte, Thäler, Burg und Au
Sieht er prachtvoll ausgegossen unterm weiten Himmelsblau.

Herrlich wird es ihn durchschauern, daß in solchem Strahlenrund
Deutschlands höchste Kaiserzinne als der goldne Leuchter stund.

Aber lange schon erloschen ist der wunderbare Glanz,
Lange schon von diesen Felsen abgestreift der Mauerkranz.

Lange sind die Feuergluten in dem Wetterhauch verkühlt,
Und die letzten Fundamente aus dem Grund herausgewühlt.

Kaum noch deuten leise Spuren, wo nach manchem Heldensieg
Einsam in die Dorfkapelle Barbarossa niederstieg.

Kaum noch dröhnt es unterm Fuße dumpf und traurig hier und dort;
Ach, an tiefe Grabeshallen mahnet's wohl an diesem Ort!

Ist von allen Bergeshöhen in dem weiten deutschen Reich
Eine diesem Kaiserfelsen, diesem Todtenmale gleich?

Sieben Sterne sind's gewesen, die so hellen Strahl versandt;
Aber alle sind gesunken und wie Schnuppen ausgebrannt.

Holde Harfen sind's gewesen, die hier oben weit getönt;
Aber längst an tiefes Schweigen ist der graue Fels gewöhnt. —

Liebend forsch' ich, wo die blonden Kaiserknaben einst gespielt,
Wo sie mit der kleinen Armbrust nach der Scheibe scharf gezielt.

Sehnend frag' ich, wo der Jüngling tummelte sein flinkes Roß?
Wo den Falken er gelassen auf den schnellen Reiher los?

Und der Führer deutet läßig auf die Heide blumenleer;
Südlich drunten starren alte Felsenkuppen d'ran umher.

Dort einst war die Armbrusthütte, wo die Jünglinge turniert,
Darum auch die graue Heide noch der Name „Spielburg" ziert.

Graue Heide, sei gegrüßet! sei gegrüßet, Konradin!
O wie leise schwebt dein Name ob den Genzianen hin!

Deine holden Jugendspiele, deiner Blüthe kurzer Traum,
Ach! sie wehen mit den Lüftchen noch um diesen Felsensaum!

Ja, nur als ein armer Fremdling kamest du hieher zum Schenk*),
Und er ließ das Kindlein spielen, deiner Väter eingedenk.

Hier auf's weiße Pferdchen steigst du, gallopirest froh daher,
Schwingst so zierlich und beweglich schon im Händchen deinen Speer.

---

*) Zum Schenken von Limburg, welchem damals die Burg Hohenstaufen gehörte.

Nimmst den Falken nun auf's Fäustchen, — schau! das Rebhuhn ist entfloh'n!
Aber in den raschen Fängen bringet dir's der Falke schon!

Ach! — dein Pferdchen magst du tummeln, schwingen magst du deinen Speer;
Aber deiner Stimme folgen Deutschlands Fahnen nimmermehr!

Ja, den Falken magst du tragen, streicheln ihm das weiche Haupt;
Weißest nicht, du armer Knabe, wer den Adler dir geraubt!

Auf der Heide magst du hüpfen; aber Südlands Zauberlicht
Schimmert dir auf keiner Krone, lächelt deinem Auge nicht. —

Ahnest nicht, indeß du betest: Hochgelobt sei Jesus Christ!
Daß der Eine holde Name bald dein einzig Erbtheil ist. —

Aber in den holden Augen leuchtet mir die Klarheit schon,
Wie du deine Hände breitest zu des Vaters ew'gem Sohn;

Wie du flehest: „Himmelskönig! nimm mich in dein sel'ges Haus!
Deinem Willen unterthänig, trink' ich diesen Becher aus!" —

Sonne, gib die schönsten Strahlen! Lüfte, wehet milder hin!
Treibe Lilien, graue Heide! — Hier einst blühte Konradin.

Albert Knapp.

Irene und Graf Ludwig von Wirtemberg.

Die Kaiserin Irene in Hohenstaufens Saal,
Sie weinet Thrän' an Thräne in ihrer Witwenqual:
Ihr Herr, der liegt erschlagen, den todtgebor'nen Sohn
Hat man ihr fortgetragen, verloren ist die Kron'.

Und Fürsten und Vasallen sind zogen von ihr aus,
Sie dachten unter allen nur an ihr eigen Haus,

Nicht an die bleiche Rose*) vom morschen Kaiserstamm,
Nicht an die Heimatlose, an das verfolgte Lamm.

Nur Einer ist geblieben, ob Feindes Lug und Wuth
Um seine Burgen trieben, ihn kümmert nicht sein Gut.
Blieb Eines doch sein eigen, das ist die deutsche Treu,
Die hat er jetzt zu zeigen, die blüht ihm ewig neu.

Er schirmt der Herrin Mauer, er schirmet ihren Geist,
Den er aus seiner Trauer zur Freude droben weist.
Da trägt sie immer bleicher und stiller ihre Noth;
Er macht sie immer reicher, er macht ihr froh den Tod.

Die frühe Leiche senkt er zu ihren Vätern ein,
Er betet, ihrer denkt er auf ihrem kalten Stein.
Die Fürsten und Vasallen, sie loschen ruhmlos aus,
Noch blühet über allen des treuen Grafen Haus.

Georg Rapp.

Die Linde zu Lorch.

Am Thor steht ein uralter Lindenbaum,
Mit weitem sturmzerzaustem Blätterkranze;
Oft, wenn er sich verklärt im Abendglanze,
Errauscht in ihm sein erster Jugendtraum:

„Mir ist, es waren wenig Jahre kaum,
Daß man mich eingesetzt als junge Pflanze,
Da traten oft zu mir zum Reigentanze
Die Hohenstaufen aus dem Klosterraum.

---

*) Vgl. Stälin, Wirtemb. Geschichte 3, 135: Irene hieß in Deutschland Maria, und ehrenwerthe Dichter, wie Walther von der Vogelweide, tragen auf diese Maria eine Anrede über, womit sonst nur die himmlische Jungfrau Maria gepriesen wurde: Ros' ohne Dornen, Taube sonder Gallen.



Leichenzug der Kaiserin Irene 1208.

z. S. 48.

Doch eine Nacht kam, nie vergeſſ' ich jene,
Es ward ein ſchwarzer Sarg bergauf getragen,
Darinnen lag die Kaiſerin Irene,

Die ſtarb in Schmerz, weil ihr der Mann erſchlagen,
O welche Nacht, kein Aug' war ohne Thräne,
Der ganze Berg erſcholl von Weheklagen."

Eduard Paulus.

Konradin.

1268.

Truchſeß von Waldburg.

Unglückſel'ger Durſt
Nach Macht und Schätzen und nach eitlem Ruhm!
Verwünſchte Gier, die uns nach Fremdem ſpornt,
Indeß ſchmachvoll das Heimiſche verdirbt!
Wie oft, wie oft ſchon zog das deutſche Heer,
Erleſ'ne Männer, ſchmucke Jünglinge,
Des Vaterlandes Stolz, der Ihren Wonne,
Die Alpen nieder, um auf Welſchlands Ebnen
Dahinzuſchwinden, wie das Sommergras!
Wo ſind ſie, deine Väter, meine Fürſten?
Das deutſche Heimatland verſchmähten ſie,
Um Gift zu ſaugen in Apuliens Gärten.
Gift ſchlürfte Heinrich aus dem klaren Quell;
Wenn Friedrich es nicht aus dem Becher trank,
So trank er's aus des liebſten Freunds Verrath;
Dein Vater ſchlürfte Gift für Arzenei,
Was heilen ſollte, würgt' ihn ſo dahin,
Daß er die Stunde der Geburt verfluchte.
Wenn dich, auch dich — nein! nein! ich darf ihn nicht
Ausdenken, dieſen gräßlichen Gedanken.

Konradin.

Wozu mir diese Bilder des Entsetzens?

Truchseß.

Als Heinrich mit Constanzien sich zu Mailand
Vermählt, und in dem Kreis ital'scher Großen
Zu Tische saß, da traten in den Saal
Gesandte, die vom schwäb'schen Lande kamen.
Sie schenkten ihm zur Hochzeit eine Wiege
Von Silber, schön durchbrochen und verziert,
Ein künstlich Werk der Schmide zu Gemünd.
Die Wiege sollt' ihn mahnen, daß ihm selbst
Und seinem Hause Deutschland Wiege sei.
So möcht' auch ich dich mahnen, Konradin,
Daß du, von dieses fremden Landes Zauber
Umstrickt, nicht deine Wiege gar vergessest.
O denk' an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz,
Ein grünend, fruchtbar Land, gewund'ne Thäler,
Von Strömen schimmernd, herdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg, und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut.
Dann fernhin, in den Burgen, in den Städten,
Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, wie uns Walter sang, den Engeln gleich.

Friedrich von Baden.

Den Engeln gleich! O was erregst du mir
Die Sehnsucht, die ich kaum beschwichtiget?

Truchseß.

Hätt' ich sie Diesem so erwecken können!
O Konradin! warum verließest du
Die Hoffnungen, die dir in Deutschland sproßten?
Die Gegenkönige, die um das Reich
Sich zanken, sind den Deutschen beide fremd:
Der Eine ward in England eingethürmt,
Jenseits der Pyrenäen weilt der Andre.
Schon dreimal ward von dir im Fürstenrathe
Gehandelt, Hohenstaufen lebt uns noch.
Nur deine Jugend schien noch nicht erstarkt,
In stürm'scher Zeit das Steuer zu ergreifen.
Du aber harrest nicht und machst dich auf,
Den Lockungen des fernen Landes folgend.
Gefahrvoll ist die Bahn, die du beschritten,
Und schwer, o schwer ist dieser Abschied mir.

Konradin.

Du hast, o Freund, die Stammburg mir genannt,
Den Horst, aus dem die Adler sich geschwungen:
Sie ist nicht mehr mein eigen; was auf mich,
Das Wenige, von unserm Stammgut kam,
Veräußert ward es und zu Pfand gesetzt,
Um die apul'sche Heerfahrt zu bestreiten.
Doch wenn mir Andres nicht zum Erbe blieb,
Das Eine blieb: der angestammte Geist,
Der strebende, der nichts verloren gibt,
Mir blieben die Entwürfe meiner Väter.
Der Hohenstaufen Tagwerk ist nicht klein.
Ich muß es früh beginnen, wie die Vordern
Es früh begannen. Nicht das einzle Land
Ist unser Ziel. Von jedem Fleck der Erde
Kann unser Streben ausgehn. Hat zuerst
Apulien mich gerufen, in Apulien

Beginn' ich meine Bahn; doch wo sie ende,
Das liegt verhüllet in der Zukunft Schooß.
Du weißt, was uns das Lied gesungen: König
Und Adler, niedrig schwebend, taugen schlecht!
Drum lebe wohl! vollführe dein Geschäft!
Ihr aber laßt die Banner vorwärts fliegen!

Uhland, Konradin, Fragment. 1819.

Der Mutter Ahnung.

Wie ragt das Schloß in Gewölk und Sturm!
Die Leuchte zittert im Bubenthurm;
Das Burgthor knarrt mit Riegel und Kette.
Die Zofe wacht an der Kais'rin Bette.
O Staufen, einsam in tiefer Nacht!

„Was habt ihr gesprochen, gnädige Frau?"
„„Schau, Mädchen, nach den Wänden, schau!
Dort seh ich Konrad, meinen Gatten,
Vorüber zieh'n gekrönte Schatten.""
O Staufen, einsam in tiefer Nacht!

„„Da ziehen sie, so Herr als Knecht,
Durch die Thüre dort, ein Heldengeschlecht.
Die Herzoge sind's, die Kaiser alle:
Sie wandern aus der Väter Halle.""
O Staufen, einsam in tiefer Nacht!

Und Morgens, sobald die Sonne schien,
Fiel dein Haupt, edler Konradin!
Deine Mutter hatt' es eh' erfahren,
So kam sie früh zu grauen Haaren.
O Staufen, wohin ist deine Pracht?

Ludwig Bauer.

Die Kaisergräber.

Was wecken sie den Abt von Lorch:
„Nach deiner Kirche geh und horch!“
Es klingt heraus wie Todtenlieder
Und Flammen steigen auf und nieder,
Erhellen in der Mitternacht
Der Bogenfenster alte Pracht.

Er lauscht, er betet still und bebt,
Denn zu des Altars Stufen schwebt
Ein bleicher Jüngling, blutumfangen,
Und seufzet auf im Todesbangen.
Im Chor der Mönche Geisterkreis
Beklaget ihn so tief und leis.

Er ruft: „Ihr Väter, kommt herauf
Und nehmet euren Letzten auf!“
Da rauscht und klirrt es in den Grüften,
Die ihre Wappensteine lüften.
Gekrönte Häupter seh'n heraus:
„Was willst du schon im Moderhaus?“

„„Sie haben mich verscharrt in Schmach,
Es warf ihr Hohn mein Haupt mir nach.
Ob ich mich muthig ließ erschlagen,
Der Schande Grab kann ich nicht tragen.
Ich will mein königliches Grab,
Und deutsche Treu will mit hinab.““

Und aus des Sarkophages Nacht
Der Staufen Stammherr auferwacht,
Er öffnet weit die Vaterarme
Dem letzten Sohn in stillem Harme;
Der eilet weinend auf ihn zu,
Zu theilen seine Heldenruh.

Und lautes Weh zum Himmel ruft,
Dann schließt sich schweigend jede Gruft,
Und neigt der Abt vom Hochaltare
Den Leib des Herrn zur Heldenbahre,
Und bringt der Mönche Geisterton
Das Requiem dem letzten Sohn.

Georg Rapp.

Schwäbische Burgen der Hohenstaufenzeit.

Ich lieg' auf weichem Bette,
Auf moos'gem Eichengrund,
Und vor mir, Kett' auf Kette,
Du festes Alpenrund!

Ich sing', ich darf es wagen,
Es muß ein Lied entstehn,
Ich brauche nur zu sagen,
Was ich ringsum gesehn!

Ganz ferne dort zur Linken,
In ros'gem Abendschein,
Seh' ich ihn duftig winken
Den hohen Rosenstein.

Gesang! vorüberschwelle
An seiner Felsenkluft;
Mit leuchtender Kapelle
Der fromme Rechberg ruft.

Ich spend' ihm ein Gebete;
Bereitet und erbaut,
So schau ich nach der Stätte,
Wo Hohenstaufen graut.

Von Klängen und von Bildern
Wird mir da mächtig bang,
Man sänge, sie zu schildern,
Wohl ein Jahrhundert lang.

Wer forscht nach Staufens Preise,
Mag zu den Trümmern gehn;
Dort wird mit Geisterweise
Ihn ew'ges Lied umwehn.

Vorüber nun an Bergen,
Durch manche Namen groß,
Die, ein Gefolg von Särgen,
Umlagern dieses Schloß,

Durch Höhn und Thäler flüchtig,
Bis zu dem scharfen Eck;
Dort aber steht gewichtig
Die herzogliche Teck.

Mit Felsen und mit Höhlen
Treibt Abendlicht sein Spiel;
Zu schau'n und zu erzählen
Gibt's hier des Ernsten viel.

Man hat dich lassen schleifen,
Vergess'ner Waffensaal!
Wie neu erbaut, o Neifen,
Glänzst du im Sonnenstrahl!

Und süß tönt's, wie die Cither,
Aus deiner Hallen Grund! —
Dort sang dein edler Ritter
Von seiner Frauen Mund.*)

---

*) Gottfried von Neifen, ein Minnesänger.

Aus der Gebirge Kerkern
Schaut Urach ernst herab,
Mit morschen Thurmeserkern,
Mit seines Dichters*) Grab.

Wie schmiegt der Bäume Wipfel,
Wie Rebe sich und Halm
Um deinen schlanken Gipfel,
Du herrliches Achalm! —

Dort, wo die Eichen sprossen,
Wo Heidenmäler stehn,
Von Farren und von Rossen
Noch sprechen jene Höhn.

Doch Blick und Lied in vollern,
In schnellern Bahnen zieht!
Das ist ja Hohenzollern,
Was noch so sonnig glüht!

Der Staufen ist gesunken
In abendliche Nacht,
Du aber stehst noch, trunken
Von königlicher Pracht!

Und höher, höher ziehet
Der Sonne letzter Strahl,
Bis er auch dir entfliehet
Und deine Stirn ist fahl!

Und Duft und Nebel füllet,
Was rings von Bergen steht,
Und Herz und Lied sich hüllet
In schweigendes Gebet.

G. Schwab. 1815.

*) Nikodemus Frischlin.

Höhe des Ritterthums.

Zu Limburg auf der Feste
Da wohnt ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf:
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang;
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wamms von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder:
Das steht den Jägern gut;
Es hieng ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß:
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß stark und lang,
An dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus:
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus;
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
Da macht er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagsschlaf:
Da rauscht' es in den Hägen
Und vor ihm stand der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie:
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn fahen will;
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgends still.“

Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden;
Ich nehm ihn mir zu Haft.

„Der Spieß ist mir verfangen,
Deß ich so lang begehrt;
Du sollst dafür empfangen
Hier dies mein bestes Pferd:
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann.“

„„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen;
Für Eures sag' ich Dank:
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich 'mal alt und krank.""

„Mit dir ist nicht zu streiten:
Du bist mir allzu stolz.
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz:
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu mir das, Gesell,
Und gib mir eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!"

Der Graf hat sich erhoben;
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar:
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk."

Uhland, Der Schenk von Limburg. 1816.

IV.

Kultur des Mittelalters.

Durch alte Städte thät ich wallen,
Und sah die hohen Münster an.
Uhland.

Die Mission der Klöster.

Man muß gestehen: die Mönche waren ungetreue und ungeschickte Vormünder des geistigen sowie des leiblichen National-Vermögens. Aber sie waren lange Zeit doch die einzigen. Ihr Fleiß schuf manche Wildnis in fruchtbares Feld, in Gärten und Weinberge um, die den Leibeigenen, Lehensmann oder Zinser zwar oft kümmerlich genug nährten, aber doch neben anderer Beihilfe zum genießenden und wiedergebenden Mitgliede der menschlichen Gesellschaft machten. Sie traten in die Mitte zwischen dem Adel und der zahlreichen niedrigsten und gedrückten Klasse der Menschheit, sie reichten anmaßend und aufdringlich den höhern Ständen als Brüder, den niedern als Väter die Hand; unter ihnen fand mancher feinere Kopf eine seinen Anlagen angemessenere Beschäftigung, und sie faßten auch oft den im Staube liegenden Sohn des Leibeigenen an, und zeigten ihm, wie er die Mängel seiner Geburt überwinden und gleich dem edelgeborenen einen ehrenvollen Platz erringen und würdig ausfüllen könne. Sie hatten genauere Aufsicht über die Feldarbeiten ihrer Untergebenen, als es den weltlichen Herren möglich war, nöthigten zum Fleiße, und so streng und gierig sie die Ruthe manchmal handhabten, so hatte doch alles mehr ein

väterliches Ansehen. In Gegenden, wo der Städter ungern sich häuslich niederließ, in den romantisch wilden Thälern des Schwarzwaldes, gedieh unter ihrem Schutze ein kräftiger und biederer Menschenschlag, den es wenig kümmerte, ob sein Leib eigen war, wenn er nur sein eigen Brot aß, und das konnte er oft mehr als zur Genüge. Von dem Kloster St. Georgen aus drang vermuthlich auch der Kunstfleiß in die einsame Hütte des Söldners und Häuslers und lehrte ihn durch Verfertigung hölzerner Uhren der Zeit gleichsam Gesetze vorschreiben.

D. F. Cleß, Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Culturgeschichte von Würtemberg II. 1. 1807. S. 446 f.

Eine sehr hervorragende Persönlichkeit unter den Aebten der Hohenstaufenzeit ist der selige Wilhelm von Hirschau, † 1091. Aus Baiern gerufen, reformirte er den Benediktinerorden nach dem Muster von Kloster Clugny und in Kurzem war „die Kongregation von Hirschau" ein vielfältig und weithin nachgeahmtes Musterbild verbesserter Klostereinrichtung. Abt Wilhelm war ein Mann von ausgezeichneter Bildung; in seiner Schrift über Philosophie und Astronomie erregt sein Geist der Prüfung und des Beweises Bewunderung. Große Belesenheit war ihm eigen, der in Hirschau eine Schreibschule trefflich einrichtete und auch seinen Schülern seine Bücherliebe einpflanzte. Als Kenner zeichnete er sich aus in der Feldmeßkunst und seinem erfinderischen Geist wird Verbesserung musikalischer Werkzeuge nachgerühmt.

C. F. Stälin, Wirtembergische Geschichte II. 1847. S. 685 f.

Wilhelm von Hirschau.

Vom Götzendienst mit leerem Formenkram
Ward zur Empörung die Natur gezwungen,
Es hatte sich die Sklavin losgerungen
Und ausgezogen jede Zucht und Scham.

Da war's, daß Er, von Mitleid heiß durchdrungen,
Sanft bei der Hand die Schwerverirrte nahm,
Die nun erschrocken, reuvoll zu sich kam,
Den Seelenarzt in Liebe hielt umschlungen.

Er gab ihr eine Freundin an die Seite,
Die ihr des Klosters herben Zwang verschönt':
Die Wissenschaft, die hohe, benedeite.

Mit vollstem Siege ward sein Müh'n gekrönt,
Aus hundert Klöstern, die dem Licht er weihte,
Hat Wilhelms Name wie ein Psalm getönt.

A. Seubert.

Kloster Hirschau.

Es glänzt das Thal, umkränzt von wald'gen Hügeln,
Der Fluß, die Luft — nur lichte Wölkchen schweben:
Die klugen Mönchlein wußten, gottergeben,
Der Erde schönste Fleckchen auszuklügeln.

Hell stund mit Kreuzgang, Thürmen, Höfen, Flügeln,
Das Kloster da. War das ein frommes Leben!
Hei, Geistesarbeit bei Brevier und Reben!
Gern stiegen Fürsten selbst hier aus den Bügeln.

Der Greiner auch: ob mehr ihn Orgelschallen,
Ihn Klosterwein ergetzt, man weiß es nimmer,
Denn längst in Schutt ist all' die Pracht zerfallen.

Ein Sänger sang davon — er schläft für immer.
Grün steigt die Ulme noch aus Trümmerhallen
Und breitet schweigsam ihren Blätterschimmer.

Karl Doll.

Klösterliche Baukunst.

Vierhundert Jahre lang haben hier*), fern von der friedlosen Welt, gottergebene Männer in tiefer, oft über ein Leben ausgedehnter Muße gebaut, gemeißelt und gemalt, so daß es kein Wunder, wenn wir im Einzelnen die Fülle des Sehenswürdigen nie ganz bewältigen, bei jedem Besuch, offen am Weg liegend oder dämmerig versteckt, wieder neue Schönheiten finden. Wir sehen die starren rechtkantigen Massen der noch ungetrübten romanischen Baukunst, die flüssige schwungvoll bewegte Formenwelt des Uebergangs — entstanden durch plötzlich aus der Fremde (Frankreich) herüberdringenden Hauch, der die Glieder löst und belebt; ordnungslos eine Zeitlang, dann aber ruht in sich selbst, in siegstolzer Kraft, die blühende Gothik. Wir sehen sie matt und derb werden und dann wieder die luftigen spätgothischen Hallen, über deren hartrippige Gewölbmaschen eine schon in die Renaissance hineinspielende Malerei sich fröhlich mildernd ergießt — und nimmer, auch bis zum letzten Bauwerke nicht, verläßt sie der malerische Reiz, der geheimnisvolle Zauber gedrängt einfallenden Lichts und einfachschöner Verhältnisse.

Wie im Besondern, so gibt auch im Großen Stil und Stellung der verschiedenen Bauwerke immer neue stimmungsvolle Einblicke, überraschende Durchsichten, malerische Gruppen. Und dabei sind diese Bilder der Kunst meistens nicht allein, sondern unauflöslich verknüpft mit denen der Natur und prägen sich deßhalb um so unauslöschlicher in die Seele, sei es, daß wir Rast halten unter den Linden, vor uns die Vorhalle mit den rohrschlanken Säulen, im Garten des Kreuzgangs wandeln bei blühenden Rosenbüschen und dem Gemurmel des dreischaligen Brunnens, oder im großen Abtsgarten unter rauschen-

---

*) in der Cisterzienserabtei Maulbronn 1150—1550, ganz ähnlich in Bebenhausen, Herrenalb, Schönthal und allen größeren schwäbischen Klöstern.

den Wipfeln am epheuumsponnenen Faustthurm träumen, bestaunend den Ernst der Kreuzarme der Kirche, oder daß wir einsam im Abendroth über dem Spiegel des „tiefen Sees“ nur noch die Spitze des Klosters auftauchen sehen und die Abendglocke zum stillen Gebet ruft. Am schönsten im Herbst, wenn die Blätter fallen und die Vergänglichkeit des Naturlebens zusammenstimmt mit dem Geist, der diese von der Zeit verfallenen Hallen in sanfter Wehmuth durchflüstert.

E. Paulus, Die Cisterzienserabtei Maulbronn. 1879. S. 37.

Kloster Maulbronn.

Schon ist es Herbst, die bunten Blätter fallen
An Busch und Baum, gelöst vom Sonnenschein,
Der fließt mit hold gedämpfter Gluth herein
In diese gothisch kühn gewölbten Hallen.

Fein ausgeführter Zierat sproßt an allen
Den Säulenknäufen, die aus dunklem Stein,
Da schlingt sich Eichenlaub und wilder Wein,
Da sitzen Adler mit gekrümmten Krallen.

O süßes Schweigen — um die Klostermauer
Weht leise nur der Abendwinde Schauer,
Im Garten noch die letzte Rose blüht,

Und hier der große Brunnen Perlen sprüht,
In dessen weiten schöngeschafften Schalen
Sich Wolkenzug und Himmelsbläue malen.

E. Paulus.

Kloster Bebenhausen.

Heute dein einsames Thal durchstreifend, o trautestes Kloster,
Fand ich im Walde zunächst jenen verödeten Grund,
Dem du die mächtigen Quader verdankst und was dir zum Schmucke
Deines gegliederten Thurms alles der Meister verliehn.

Ganz ein Gebild des fühlenden Geistes verleugnest du dennoch
Nimmer den Mutter-Schoß drüben am felsigen Hang.
Spielend ahmst du den schlanken Kristall und die rankende Pflanze
Nach und so manches Gethier, das in den Klüften sich birgt.

* * *

Wieder und wieder bestaun' ich die Pracht der romanischen Halle,
Herrliche Bogen auf kurzstämmige Säulen gestellt.
Rauh von Korn ist der Stein, doch nahm er willig die Zierde
Auch zu der Großheit auf, welche die Massen beseelt.
Nur ein düsteres Halblicht sendet der Tag durch die schmalen
Fenster herein und streift dort ein vergessenes Grab.
Rudolf dem Stifter und ihr, Mechtildis, der frommen, vergönnte
Dankbar das Kloster, im Port seiner Geweihten zu ruhn.

* * *

Sommerlich hell empfängt dich ein Saal, man glaubt sich in einem
Dom; doch ein heiterer Geist spricht im Erhabnen dich an.
Ha, wie entzückt aufsteiget das Aug' im Flug mit den schlanken
Pfeilern! Der Palme vergleicht fast sich ihr luftiger Bau.
Denn vielstrahlig umher aus dem Büschel verlaufen die Rippen
Oben und knüpfen, geschweift, jenes unendliche Netz,
Dessen Felder phantastisch mit grünenden Ranken der Maler
Leicht ausfüllt; da lebt was nur im Walde sich nährt:
Frei in der Luft ein springender Eber, der Hirsch und das Eichhorn;
Habicht und Kauz und Fasan schaukeln sich auf dem Gezweig,
— Wenn von der Jagd herkommend als Gast hier speiste der Pfalzgraf,
Sah er beim Becher mit Lust über sich sein Paradies.

E. Mörike. 1864.

Dichtkunst.

Schwaben gereicht es zur Ehre, daß es den Ton in der deutschen Ritterdichtkunst angab, daß die meisten Ueberbleibsel derselben in seiner Sprache geschrieben sind, daß man daher die deutschen Sänger des Mittelalters auch nach der Periode der Hohenstaufen und außerhalb der eigentlichen Grenzen von Oberdeutschland schwäbische Dichter nennen kann. Von den eigentlich schwäbischen Dichtern, welche Wirtemberg näher angehen, verdienen vorzugsweise folgende bemerkt zu werden: Graf Konrad von Kirchberg (an der Iller) und Gottfried von Neuffen um 1240; König Heinrich, Friedrichs II. unglücklicher Sohn; König Konrad der Junge d. i. Konradin, mit einem Lied, das verständlicher und gefühlvoller ist, als das seines Oheims; Hugo von Werbenwag (a. d. Donau) um 1250; Schenk Ulrich von Winterstetten um 1260; ein Schenk von Limpurg; Graf Albrecht von Haigerloch; der Schulmeister von Eßlingen, schon in einer Zeit, wo die Dichtkunst zum Handwerk wird, getrieben von einer ehrsamen Meistersängerzunft, aber mit nicht verwerflichen satirischen Zügen über den Zustand Deutschlands nach dem Erlöschen des staufischen Hauses.

Cleß, Kirchlich-politische Landes- und Culturgeschichte von Wirtemberg, II. 2. 1808. S. 762 ff.

Einzelne Lande waren vor allen übrigen durch Fülle und Vielseitigkeit der Dichter gesegnet. So Schwaben, die Heimat der hohenstaufischen Könige, des letzten Welf (1139—1191), der um seine freigebige Verschwendung noch lange über ein Menschenalter nach seinem Tod gerühmt ward, Bertholds V., Herzogs von Zähringen (1186—1218), auf seinem Schlosse zu Freiburg heitren Gönners von Dichtkunst und Gesang, Hartmanns von Aue, des ersten, Konrads von Würzburg, des letzten aller höfischen Epiker, und zugleich die Heimat der meisten lyrischen Dichter, das Land der Milde und aller Wohlgezogenheit, wie es im Armen Heinrich heißt:

Da empfiengen sie die Schwaben
Mit freundlichen Gaben:
Das war ihr dienstbereiter Gruß. —
Weiß es Gott, den Schwaben muß
Jeder Biedermann gestehn,
Der sie daheim hat gesehn:
So guter Wille lebt nicht mehr —

darum auch bis auf die Formen der Sprache maßgebend für die gesammte Literatur.

Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur. 1848. S. 109 f.

Kunstleben in den Reichsstädten.

Noch mehr als durch historische Verhältnisse, den vorhandenen Stoff u. A. wurde durch den eigenthümlichen Charakter, den die Natur des Landes, die Gemüthsart und Beschäftigung seiner Bewohner, ihre Verfassung 2c. an sich trugen, auch der Geist und die Form der Kunstbildung besonders bestimmt. Am untern Rhein und im Niederland dienten die Sagen der Vorzeit von Helden und Thaten und ein größeres politisches Leben der epischen Dichtung und dem historischen Gemälde zum Boden... In Franken ein schroffer Gegensatz zwischen der sinkenden Ritterschaft und der sich ausdehnenden Kraft und Sitte des Bürgerthums, weßhalb auch der dem Stamm eigene muntere Sinn in öffentlichen, das Gemeinwesen verherrlichenden und nährenden Festen sich gern erging und kundthat — Meistersang in der Schilderung des Lebens und Verspottung seiner Widersprüche, Fastnachtspiele, Holzschnitt und Kupferstich... Ebenso eigenthümlich finden wir in Schwaben und am obern Rhein, im benachbarten Elsaß, in einer nicht eben großartigen, aber abwechselnd anmuthigen Natur, unter einem Volk, das — ausgenommen die Städte, die an der Grenze, oder links dem Rhein in einem vielseitigen Verkehr mit dem südlichen und westlichen Welschland waren — in treuer Gemüthsart mehr nach innen gekehrt, als im Aeußern rührig, einen stillen Fleiß

im Gewerbe und Landbau und ehrbare bürgerliche Gemeinschaft und Sitte liebte: hier finden wir, schon im Minnegesang der Ritterzeit an dem schwäbischen Kaiserhofe vorgebildet, die eigentliche Lyrik der Dicht- und Malerkunst gedeihen. Daher eben hier der Meistergesang vorwiegend seine ursprüngliche religiöse Beziehung beibehielt und am längsten fortdauerte, daher die bildenden Künste in stiller, aber heiterer Beschränkung dem reinen Gefühl und einer treuen Gesinnung nur einfachen, doch immer wohlgefälligen, ja wohl unter allem, was deutsche Kunst geschaffen hat, den lieblichsten Ausdruck verliehen.

In dieser eigenthümlichen Richtung hat sich die deutsche Kunst in Schwaben bewährt. Und sind es allenthalben einzelne Städte gewesen, welche den Herd der Kunstübung und die Heimat der besonderen Kunstentwicklung eines deutschen Gebiets bildeten: so gilt dies bei der schwäbischen Kunst vorzugsweise von Ulm, dem Mittelpunkte höchst wichtiger Bestrebungen, dem Sammelplatze ausgezeichneter Talente und der Schule eines eigenthümlichen Kunststiles.

Während, außer der Architektur, die übrigen bildenden Künste noch in größerer Gebundenheit lagen, hatte sich bereits die Dichtkunst frei entfaltet, und Schwaben war der Herd ihrer lieblichsten Hervorbringungen gewesen. Die Dichtung der Minne hatte sich an dem Hof und in der Person der schwäbischen Kaiser zu schöner Blüte aufgethan, deren Duft noch durch die spätesten Jahrhunderte seine ursprüngliche Frische verbreitet. Als die Poesie der menschlichen Liebe mit der Vergröberung des Ritterwesens und mit der Verwirrung der politischen Zustände erloschen war, glimmte sie, von den Höfen in die Klöster übergehend, als geistlicher Minnegesang wieder auf. Ihn finden wir noch in dem besten Zuge warmer Begeisterung bei Suso*) ...

*) Heinrich Seuße (Suso) aus Ueberlingen am Bodensee, Dominikaner in Ulm, wo er 1365 starb.

Während der gottselige Predigermönch seine mystischen Betrachtungen und strengen Bußwerke durch einzelne Ergießungen eines reichen lyrischen Gemüthes in kurzen Grüßen an den Heiland und die Gebenedeiete unterbrach, stieg ein großer Hymnus auf die heilige Jungfrau aus dem Schooß der Erde langsam in die Wolken empor, das sichtbare Loblied, das eine fromme Bürgerschaft von Ulm anderthalb Jahrhunderte lang Gott zur Ehre und der Nachwelt zum Exempel aussprach. Im Jahr 1377 begann der Bau des Münsters...

In der Malerei hat sich gerade Ulm durch eine ebenso eigenthümliche Richtung als großartige und mannigfaltige Uebung seiner Schule ausgezeichnet... Mit der Malerei ist lange Zeit die Bildschnitzerei aufs engste verbunden, in Ulm tritt sie dann in unbemalter Form mit höchster Meisterschaft eines eigenen Stils auf..

Grüneisen und Mauch, Ulms Kunstleben im Mittelalter. 1840.

Schwäbische Reichsstadt.

Ein jedes Thor der alten Stadt
Ruft thürmend: schau und merk',
Was sie für Kunst und Sitte hat,
Am ehrenfesten Werk!

Dazwischen auch die Mauer spricht,
Von Thürmen starr, mich an:
Die Augen auf! vergiß es nicht,
Wie sie sich wehren kann!

Selbst in den Himmel voller Kraft
Reißt mich ihr hehrer Dom
Und zeigt: das Werk der Bürgerschaft
Herrscht auf und ab am Strom.

Was heutzutag die Städte sagen,
Das magst du andre Wandrer fragen.

Karl Mayer. 1834.

Ulm.

Zeitblom. Suso. Sürlin. Ensinger.

Bartholomäus malt in stiller Kammer
Des Jungfrausohnes wundersame Mienen,
Und Bruder Heinrich singt, was ihm erschienen,
In keuscher Gottesminne, Lust und Jammer.

Hier lebt durch Jürgen's Meißel, Stift und Hammer
Ein Chor von Heilgen, die der Kirche dienen,
Dort schließet Meister Moriz über ihnen
Den kühn gewölbten Bau mit sichrer Klammer.

O schöne Welt, als, Pfleger dir und Wächter,
Ehrsame Zünft' und edelste Geschlechter
Blühten in Gottesfurcht und Bürgersitte!

Ist wer, den solcher Vorzeit Werke kümmern,
Daß gern er wandelt unter ihren Trümmern,
Er sei uns hier willkommen als der Dritte.

K. Grüneisen (und E. Mauch).

Das Ulmer Münster.

Aus dem heitern Lande Franken,
Wo die Kunst, die hohe, blüht,
Rasch mit fröhlichen Gedanken
Ensinger, der Meister, zieht.
Nach dem Land der schönsten Frauen,
Nach der Wiege höchster Kraft,
Nach des reichen Schwabens Gauen
Führet ihn die Wanderschaft.

An der Donau blühndem Strande
Winket Ulm, die freie Stadt,
Die ihn fern vom Heimatlande *)
Freundlich eingeladen hat,

*) Doch wohl nicht; nach den neueren Untersuchungen von Fr. Pressel gehörte Matthäus Ensinger ohne Zweifel einer Steinmetzenfamilie aus Einsingen bei Ulm

Daß er auf zum Himmel führe
Einen heil'gen Gottes-Dom,
Dessen Haupt die Sterne rühre
Und sich spiegle tief im Strom.

Traulich in der Bürger Mitte
Sitzt er dort, ein theurer Gast,
Ihre edle, schlichte Sitte
Seine ganze Seele faßt.
„Dieser Adel, diese Stärke,
Diese milde Frömmigkeit
Sei verbildlicht in dem Werke,
Spricht er, für die Ewigkeit!"

In der Nächte tiefem Schweigen
Sinnt er ob dem heil'gen Bau,
Und die kühnen Mauern steigen
Bald gefügt zum Himmelblau.
Luftig schlingen sich im Tempel
Rund die Säulen schlank und leicht,
Und der ew'gen Schönheit Stempel
Zeigt er, glänzend, unerreicht.

Und des Thurmes Pfeiler heben
Sich, benetzt vom Wolkenduft,
Wundersam durchwoben schweben
Schwere Quader in der Luft.
Weiter streckt und immer weiter
Hoch den Leib der Riese vor,
Und als eine Himmelsleiter
Windet sich die Trepp' empor.

Doch des Meisters Wangen bleichen,
Und sein Haar wird silbergrau;

---

an. Matthäus war in Eßlingen und Bern thätig, in Ulm von 1446 bis zu seinem Tode 1463.

Die Vollendung zu erreichen
Von dem schönen Gottesbau,
Will mit Jugendglut er ringen,
Immer höher, himmelwärts
Dehnt der Geist die mächt'gen Schwingen, —
Da zerbrach das alte Herz.

In dem Dom ist er begraben,
Keinem ist die Gruft bekannt.
Könnt' ein schön'res Grab er haben,
Als das Werk von seiner Hand?
Wer im Heiligthum gestanden,
Hat, vom Ahnungsschau'r durchbebt,
Wohl in tiefster Brust verstanden,
Daß sein Geist darinnen weht.

Schön in prächt'gem Zuge wallen,
Wo vor Gott der Priester traut,
Zu des Domes ernsten Hallen
Festlich Bräutigam und Braut.
Wenn die Chorgesänge schweben,
Wenn die Orgel brausend klingt,
Will's die Betenden durchbeben,
Daß sein Geist mitspielt und singt.

Einst, so geht die alte Sage,
Wird der Meister auferstehn,
Wenn die Welt die goldnen Tage
Alter Kunst wird wiedersehn,
Wird mit mächt'gen Geisterhänden,
Kränz' auf Kränze, schlank und leicht,
Seinen heil'gen Bau vollenden,
Göttlich glänzend, unerreicht.

W. Zimmermann.

Hans von Böblingen, Erbauer der Frauenkirche zu Eßlingen,

gest. 1482 in Eßlingen.

Matthäus Böblinger, dessen Sohn, Baumeister am Ulmer Münster,

gest. 1505 in Eßlingen.

Der Alte flocht, wo sich die grüne Rebe
Am Neckar rankt um schlanke Thyrsusstäbe,
Nach ihrem Bild ein zierliches Gewebe,
Daß Glaubens Wein dem frommen Volk es gäbe.

So blumenleicht hängt's da im blauen Raume,
Als sei's nicht steinern, nein, von weichem Flaume,
Sanft angehaucht von perlenreinem Schaume,
Und möglich nur in einem Zaubertraume. —

Der Sohn erhob des Riesenbettes Wand,
Wo süßer Glaube Ruh' und Friede fand,
Bis einst ein Stein gestürzt vom Thurmesrand.

Da trieb das Volk, von Angst gepackt, ihn aus.
Er dacht' des Ahns und zog den Schluß daraus:
„Dem Gott der Liebe — kein Gigantenhaus!“

A. Seubert.

Jörg Sürlin d. Ä., Ulm 1468—1482.

Jörg Sürlin d. J., Ulm 1484—1512.

Der gleiche Name und die gleiche Kraft,
Ein Zwillingsstern von sonnenhaftem Lichte,
Beseligend dem schauenden Gesichte,
Unendlich rein, unsäglich zauberhaft!

Es ward das Holz zum lebenden Gedichte,
Was Köstliches der Mensch dem Stoff entrafft,
Wuchs wie natürlich aus dem weichen Schaft,
Der Ahornbaum trieb Blätter der Geschichte.

Sie schmiegten sich in wunderbaren Ranken
Um die Geweihten, wenn zum Himmel sie
Gelenkt der Seele heiligste Gedanken.

Aus ihren Zweigen blühte Harmonie,
Die Heil'gen nickten aus den Blätterschranken,
Ein Himmel wuchs aus Kunst und Poesie.

A. Seubert.

V.

Wirtembergs Anfänge.

Parta tueri.
Ovid.

Eine kleine Meile von Stuttgart, wo schon über fünfthalb Jahrhunderte die Residenz der Fürsten Wirtembergs ist, erhebt sich nach Osten zu unter den umherliegenden Hügeln ein schöner Berg, der zur Warte eines alten Ritters recht gemacht zu sein schien. Hier konnte er mit einem Blick zwei der schönsten, fruchtbarsten Thäler Schwabens überschauen, und der daselbst schon ziemlich breite Neckarstrom durchschnitt die ganze Länge eines dieser schönen Thäler, dessen Anblick nur über den umherliegenden, mit Weinbau herrlich gekrönten Hügeln einige Augenblicke vergessen werden konnte.

Was wir doch dafür geben wollten, wenn es möglich wäre, in alten Urkunden oder sichern Chroniken zu finden, wie der Erste hieß, der auf jenem hohen schönen Berg sein Schloß zu bauen anfieng! Wie gern wir nicht weiter forschen wollten, warum er sein Schloß Wirtemberg hieß und das Schloß, das Sohn oder Tochtermann gerade gegenüber erhielten, Beutelspach.

L. T. Spittler, Geschichte Wirtembergs. 1783. S. 4.

Die Grafen von Wirtemberg haben, die Fürstenbergische Linie der Uracher Grafen allein ausgenommen, alle ihre Genossen, deren Stammburg auf dem Boden des jetzigen Königreichs Wirtemberg stund, überlebt und ihre und anderer weltlicher und geistlicher Herren Länder, zum Glück des Ganzen, durch Erbschaft, Kauf, Kriegsglück und Unterhandlungskunst überkommen.

C. F. Stälin, Wirtembergische Geschichte I. 1841. S. 476.

Schwabenland.

Fragst du, wo dir ein ew'ger Garten
Die deutsche Au entgegenlacht?
Der Hügel weinbekränzte Warten,
Der Thäler wechselvolle Pracht?
Wo stolze, satte Ströme gießen
Die reichen Adern weltmeerwärts,
Und hundert Bäche lieblich fließen?
Sieh, das ist Schwaben, Deutschlands Herz!

Und siehst du ob den schönen Gauen,
Wie ewige Wächter rings bestellt,
Die Alpenberge dort, die grauen,
Gelagert unterm Himmelszelt?
Wie Harnische im Abendschimmer
Die breiten Felsenwände hier,
Die Burgen dort und Schlössertrümmer
Auf ihrer Stirn wie Helmeszier?

Sie sahn Geschlechter, gleich der Welle,
An sich vorüber Völker geh'n,
Hochherz'ge Thaten, sonnenhelle,
Und Werke schwarzer Nacht gescheh'n.
Wie Licht und Schatten um sie jagen,
Jetzt Blau, jetzt Schwarz, jetzt Rosenglanz,
So webt um sie ein Chor von Sagen,
Geheimnisvoll in buntem Tanz.

Den Berg der Majestät und Siege,
Der Lichtglanz einer Welt gebracht,
Die alte, große Kaiserwiege,
Den Staufen deckt jetzt öde Nacht.
Das Diadem ist ihm entfallen,
Den Weltthron brach ihm das Geschick,
Und übererbte dem Vasallen
Das Szepter über Schwabens Glück.

O Licht von Staufen, Weltensonne,
Die Erde leuchtete von dir;
Ein Frühling tausendfacher Wonne,
Der Schönheit Maifest, starb mit dir;
Der großen Sonne letzter Funken
Erlosch in Blut am Meerstrand fern —
Doch mählig hob, die kaum versunken,
Sich neu als Wirtemberg'scher Stern.

Ein Hügel ragt aus hellem Thale,
Seit grauen Zeiten bis an's Haupt,
Als säß er zechend stets beim Mahle,
Mit Bacchus' heitrem Grün umlaubt.
In's lachende Gefilde dringet
Weithin sein Auge jugendlich,
Und eine Silberschlange schlinget
Um seinen Fuß der Neckar sich.

Von seinen Zinnen niederzogen
Die edeln Herrn von Wirtemberg,
Ihr Schwert und ihre Stimme wogen
Beim Friedens- und beim Kriegeswerk.
Im Lorbeer- und im Eichkranz prangend
Wuchs kühn empor das Heldenblut,
Aus großer Kaiser Hand empfangend
Den Grafen- und den Herzogshut.

Es wuchs, wie Ströme in Gewittern;
Weltstürme dräu'n ein jüngst Gericht,
Der ält'sten Häuser Säulen splittern,
Das große deutsche Szepter bricht;
Der letzte Kaiser steigt vom Throne,
Da — aus des Zeitsturms Sturz und Brand
Erringt es sich die Königskrone,
Der Majestät Purpurgewand.

Der Hügel grünt im Thal noch immer,
Doch seine Zinnen sind nicht mehr;
Dort wirft jetzt den geweihten Schimmer
Ein Tempel schweigend weit umher.
In heil'ger Kühle seines Schoßes
Begrub der Liebe treuer Schmerz
Ein Weltglück-glüh'ndes, schönes, großes,
Ein volkbeweintes Fürstinherz.

Kein Thurm, kein Wall mehr, keine Veste,
Nein, friedlich in des Thales Raum,
Schirmt mit dem Schatten seiner Aeste
Jetzt Fürst und Volk ein heil'ger Baum,
Von gottesfürchtigem Gemüthe
Vordem gepflanzt am guten Tag,
Vertrauen heißet seine Blüte,
Sein Nam': beschworener Vertrag.

W. Zimmermann.

Graf Eberhard der Erlauchte.

1265 –1325.

Ein kleiner Graf, vor dem fünf Kaiser bebten,
Den sie vergebens zu zermalmen strebten,
Die stets in Angst vor seinem Hifthorn lebten,
So sehr sie ihn mit Acht und Macht umwebten.

Denn er durchschaute ihre schlauen Plane:
Nicht für das Reich erhuben sie die Fahne,
Sie warben stets nur darum Partisane,
Daß sich ihr Haus den Weg zur Allmacht bahne.

Er kreuzte sie mit seiner scharfen Lanze,
Er trat die städtische Schmarotzerpflanze,
Die aufgeblüht im Kaisersonnenglanze;

Und brach ihm gleich manch stolze Burgeszinne,
Er wankte nicht! — Mit starkem Sinne
Hob er sein Land von kleinem Anbeginne.

A. Seubert.

Gottes Freund und aller Welt Feind.

„Herr Graf, Ihr seid in Kaisers Acht!"
Der Herold ruft's, der Reichsgraf*) lacht:
„Komm' an denn, wer's mit mir nicht meint,
Ich bin und bleibe Gottes Freund,
Und Feind der ganzen Welt!"

Wer ist der Graf? Ein Donnerkeil
Sein Arm, der Blick des Augs ein Pfeil,
Er selbst ein Fels, vom Sturm gebräunt,
Sein ew'ger Wahlspruch: Gottes Freund,
Und Feind der ganzen Welt!

Der Thürmer ruft: „Es zieh'n herauf
Die Städtler, Herr, in hellem Hauf!"
„Ha, brav, mein Schwert! bald wärst versteint,
Du bist wie ich nur Gottes Freund,
Und Feind der ganzen Welt!"

---

*) Eberhard der Erlauchte 1286.

Erstürmt, in Flammen steht sein Schloß.
Er donnert durch der Feinde Troß,
Aus seiner Stammburg Flammenschein:
„Doch will ich Gottes Freund nur sein,
Und Feind der ganzen Welt!"

Der Ahnen Staub, vom Feind zerstreut,
Vom Feind verweht, auf's Haupt ihm schneit.
„Traun, schwört er, euch streu' ich noch hin,
So wahr ich Gottes Freund noch bin,
Und Feind der ganzen Welt!"

Verloren hat er all sein Land.
Doch fliehend hebt er stolz die Hand:
„Ist jetzt kein Fußbreit auch mehr mein,
Doch bleib ich Gottes Freund allein,
Und Feind der ganzen Welt!"

Er steigt, sich bergend wie in's Grab,
In eines Thurmes Nacht hinab.
Und aus dem Grunde tönt es noch:
„Ich bleibe Gottes Freund nur doch,
Und Feind der ganzen Welt!"

W. Zimmermann.

Die besten Mauern.

1286.

Zwischen rebumkränzten Höhen
Kennt ihr die geprief'ne Stadt,
Wo die besten Mauern stehen,
Die kein Sturm bezwungen hat?
Trotzend allen Kriegesschauern,
Als zerbrochen war der Stein,
Stellten Bürger sich zu Mauern: —
Stuttgart muß ihr Name sein.

Von dem Berge schaut gerüstet
Kaiser Rudolf wild von Zorn;
Land und Feld hat er verwüstet
Und zertreten Kraut und Korn.
Dort wo dürstend nach der Beute
Seine Schar gelagert stand,
Ist der Hügel noch bis heute
Wagenburg im Volk benannt.

In der Schlacht zurückgetrieben
Hat den Grafen*) Rudolfs Glück,
Nur die Stadt war ihm geblieben
Durch der Waffen Mißgeschick;
Doch die braven Bürger stellen
Sich mit Wehren treu geschart:
An den Zinnen, auf den Wällen,
Wird befestigt und gewahrt.

Horch! wie schmettern von den Höhen
Zinken und Trompeten schon;
Aber Stuttgarts Bürger stehen
Jedem Angriff Trotz und Hohn;
Horch! wie von Geschützes Stärke
Schon die Mauer dröhnt und kracht;
Doch vertrauend gutem Werke
Stehn die Bürger auf der Wacht.

Und es weichen jetzt die Mauern,
Und die Feinde jubeln sehr,
Und der Graf beginnt zu trauern,
Denn des Kaisers Zorn ist schwer;
Aber aus den offnen Lücken
Tritt hervor manch Angesicht,
Brust an Brust zusammenrücken,
Und die Mauer selber ficht.

*) Eberhard den Erlauchten.

Abends spiegelt noch am Himmel
Sich des Kampfes dunkle Glut,
Bis mit seines Heers Gewimmel
Rudolf in den Zelten ruht.
Doch den Bürgern in der Mauer
Keine Rast gegeben ward;
Sie umstehn in nächt'ger Dauer
Ihren Vater Eberhard.

Aber als mit Morgenhelle
Sah der Kaiser von den Höhn,
Wie sie hinterm Blut der Wälle
Neuem Sturm entgegenstehn,
Mußt' ihn selbst des Sturms verdrießen,
Schickt den Herold in die Stadt:
Laßt den Vater mich begrüßen,
Der so treue Kinder hat!

Und Versöhnung ward geschlossen,
Frieden ist dem Land geschenkt;
Rudolf hat mit Mann und Rossen
Seinen Zug in's Reich gelenkt.
Aber auf zerbrochnen Zinnen
War dem Grafen wohl bewußt:
Schutz, wie keiner zu gewinnen,
Sei des Volkes treue Brust.

Zwischen rebumkränzten Höhen
Kennt ihr die gepries'ne Stadt,
Wo die besten Mauern stehen,
Die kein Sturm bezwungen hat?
Trotzend allen Kriegesschauern,
Als zerbrochen war der Stein,
Stellten Bürger sich zu Mauern: —
Stuttgart muß ihr Name sein.

K. Grüneisen.

Wirtembergs Wachsthum durch der Nachbarn Niedergang.

Ich Pfalzgraf Götz von Tübingen
Verkaufe Burg und Stadt*)
Mit Leuten, Gilten, Feld und Wald:
Der Schulden bin ich satt.

Zwei Rechte nur verkauf' ich nicht,
Zwei Rechte gut und alt:
Im Kloster eins, mit schmuckem Thurm,
Und eins im grünen Wald.

Am Kloster**) schenkten wir uns arm
Und bauten uns zu Grund:
Dafür der Abt mir füttern muß
Den Habicht und den Hund.

Im Schönbuch um das Kloster her
Da hab' ich das Gejaid:
Behalt ich das, so ist mir nicht
Um all mein Andres leid.

Und hört ihr Mönchlein eines Tags
Nicht mehr mein Jägerhorn,
Dann zieht das Glöcklein, sucht mich auf!
Ich lieg' am schatt'gen Born,

Begrabt mich unter breiter Eich'
Im grünen Vogelsang
Und lest mir eine Jägermeß'!
Die dauert nicht zu lang.

Uhland, Der letzte Pfalzgraf. 1847.

---

*) 1342. Stälin, Wirt. Gesch. 3, 705.
**) Bebenhausen.

VI.

Die Eberharde.

Im Frieden gut und stark im Feld.
Schiller.

Graf Eberhard der Greiner.

1344—1392.

Die Geschicke keines wirtembergischen Regenten sind so sehr in das Bewußtsein des deutschen Volkes übergegangen, als diejenigen Graf Eberhards des Greiners. Weiß doch, Dank der Uhland'schen Muse, der norddeutsche Knabe in diesem Theile der wirtembergischen Geschichte kaum weniger Bescheid, als der schwäbische. Freilich hat Uhland nicht nur in seinen drei Königen zu Heimsen um die Stirne des alten Helden einen Lorbeer gewunden, der nicht ihm, vielmehr seinem Enkel, dem milden Eberhard, gebührt, sondern auch manches anmuthende Bild, welches der Dichter der früheren Geschichtsschreibung entnahm, hat schon länger vor dem Richterstuhl der unerbittlichen Kritik nicht Stand gehalten.

Achtundvierzig Jahre lang hat der Greiner in Wirtemberg gewaltet, ein „frisch freier Katzbalger und Kriegsmann," wie ihn ein Schriftsteller des 16. Jahrhunderts nennt — ein nicht ganz erschöpfendes Urtheil. Denn Eberhard war nicht blos ein ritterlicher Haudegen, der vor keinem Kampfe zurückscheute, sondern ebenso ein klug berechnender, in der Wahl seiner Mittel übrigens nicht ängstlicher Politiker, der zur rechten Zeit

zuzugreifen und einzulenken verstand, und ein haushälterischer Rechner, der den Werth des Geldes sehr zu schätzen wußte. Hat doch der streitbare Graf die Vergrößerung seines Landes mehr durch Geschicklichkeit im Kaufen, als durch sein Schwert erreicht. Dank seinem planvollen energischen Handeln hat er alle Gleiches erstrebenden Zeitgenossen von seiner Machtsphäre überflügelt, aber auch für kommende Jahrhunderte und bis in die neueste Zeit hat ihn Sage und Dichtung verherrlicht und ist die Kunst nicht müde geworden, sich an seinen Thaten zu begeistern.

P. Stälin in der Besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg, 1879. Nr. 18.

Graf Eberhard der Greiner.

Kriegslied.

Ihr, ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard,
Mit Friedrich, Ludewig;
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Ist uns der Graf, der Eberhard,
Ein Wettersturm im Krieg.

Und auch sein Bub, der Ulerich,
War gern, wo's eisern klang;
Des Grafen Bub, der Ulerich,
Kein' Fußbreit rückwärts zog er sich,
Wenn's drauf und drunter sprang.

Die Reutlinger, auf unsern Glanz
Erbittert, kochten Gift,
Und buhlten um den Siegeskranz
Und wagten manchen Schwertertanz
Und gürteten die Hüft'.

Er griff sie an und siegte nicht
Und kam gepantscht nach Haus;
Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Thränen drangen raus.

Das wurmt ihm: Ha! ihr Schurken, wart!
Und trug's in seinem Kopf.
Auswetzen, bei des Vaters Bart!
Auswetzen wollt' er diese Schart'
Mit manchem Städtlerschopf.

Und Fehd' entbrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann
Bei Döffingen mit hellem Hauf,
Und heller gieng's dem Junker auf
Und hurrah! heiß gieng's an.

Und unsres Heeres Losungswort
War die verlorne Schlacht,
Das riß uns wie die Windsbraut fort
Und schmiß uns tief in Blut und Mord
Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf voll Löwengrimm
Schwung seinen Heldenstab,
Wild vor ihm gieng das Ungestüm,
Geheul und Winseln hinter ihm
Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sunk schwer auf sein Genick,
Schnell um ihn her der Helden Trieb,
Umsonst, umsonst! erstarret blieb
Und sterbend brach sein Blick.

Bestürzung hemmt des Sieges Bahn,
Laut weinte Feind und Freund —
Hoch führt der Graf die Reiter an:
Mein Sohn ist wie ein andrer Mann!
Marsch, Kinder, in den Feind!

Und Lanzen sausen feuriger,
Die Rache spornt sie all',
Rasch über Leichen gieng's daher,
Die Städtler laufen kreuz und quer
Durch Wald und Berg und Thal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
Ins Lager froh zurück,
Und Weib und Kind im Rundgesang
Beim Walzer und beim Becherklang
Lustfeiern unser Glück.

Doch unser Graf — was thät er itzt?
Vor ihm der todte Sohn —
Allein in seinem Zelte sitzt
Der Graf, und eine Thräne blitzt
Im Aug auf seinen Sohn.*)

---

*) Diese Worte hat einer der bedeutendsten neueren französischen Maler, Ary Scheffer, der auch sonst vielfach aus der deutschen Dichtung schöpfte, in ein Gemälde gefaßt, welchem die Ehre zu Theil wurde, im Luxemburgpalast zu Paris Aufnahme zu finden, und zwar mit der weniger für den alten „Zänker" — was der Beiname „Greiner" bedeutet — als für die französische Uebersetzungstreue bezeichnenden Etikettirung: Le larmoyeur. (P. Stälin.)

Drum hangen wir so treu und warm
Am Grafen, unserm Herrn.
Allein ist er ein Heldenschwarm,
Der Donner rast in seinem Arm,
Er ist des Landes Stern.

Drum ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Schiller (1782).

Lied der Städte.

Ihr Bürger, auf von nah und fern,
Schwingt gleich den Männern von Luzern
Den Morgenstern,
Laßt wallen die Paniere,
Laßt fallen die Visiere,
Auf gegen die Herrn!

Zum Galgen und aufs Hochgericht,
Wer unsres Kaisers Frieden bricht,
Wir ruhen nicht,
Als bis dem letzten Ritter
Sein Wappenschild in Splitter,
Bis jede Kette bricht.

Seht hin, wo jener Thurm gebaut,
Wo jene finstre Mauer graut,
Dort klagte laut,
Dort rang die wunden Hände
Um taube Kerkerwände
Des freien Bürgers Braut.

Dort lag dein Vater, lag dein Ahn,
Dein Geld und Gut gieng jene Bahn,
Der rothe Hahn
Bedrohte selbst dein Erbe.
Sein ganzes Haus verderbe,
Der uns dies angethan!

Was Felseneck, was Hohenrain,
Was Geierhorst und Drachenstein!
Schlagt drein, schlagt drein!
Schlagt Zugbrück ein und Pfosten,
Die Sporen müssen rosten,
Und frei die Städte sein!

Zerstört das Raubnest bis zum Stumpf
Und rufet eher nicht Triumph,
Als bis vom Rumpf
Die Räuberschädel fallen,
Bis in den öden Hallen
Von ihrem Blut ein Sumpf!

Hermann Lingg.

Graf Eberhard der Rauschebart (der Greiner).

Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor*)
Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart, hervor!
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr' entlang:
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwertesklang!

*

1. Der Ueberfall im Wildbad.

1367.

In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus,
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß:
Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann geht's durch Tannenwälder ins grüne Thal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

Zu Wildbad auf dem Markte, da steht ein stattlich Haus,
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus.
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast,
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

Wann er sich dann entkleidet, und wenig ausgeruht,
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Flut;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

Ein angeschoss'ner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch;
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

---

*) der Stiftskirche in Stuttgart.

Da kommt einsmals gesprungen sein jüngster Edelknab':
„Herr Graf! es zieht ein Haufen das ob're Thal herab;
Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild."

„Mein Sohn! das sind die Schlegler, die schlagen kräftig drein, —
Gib mir den Leibrock, Junge! — das ist der Eberstein,
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn,
Ich kenne wohl die Rose, sie hat so scharfen Dorn."

Da kommt ein armer Hirte in athemlosem Lauf:
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's, wie Wetterleuchten, noch in den Augen beißt."

„Das ist der Wunnensteiner, der gleißend Wolf genannt, —
Gib mir den Mantel, Knabe! — Der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
Bind mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut."

Da spricht der arme Hirte: „Deß mag noch werden Rath,
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat,
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort,
Wollt Ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort."

Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan.
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn;
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' er's nie vermerkt,
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thu's von Herzen gern."

Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut;
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich echt,
Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht."

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnißmal,
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann schickt er tücht'ge Maurer in's Wildbad alsofort,
Die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

2. Die drei Könige zu Heimsen.*)

Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht!
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft,
Sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rath,
Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffenthat:
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und, besser als im Bade, ihm jeden Schlich verstellt.

Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann Lehndienst, gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh',
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu,
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Thurm,
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang!

---

*) In Wirklichkeit erst 1395 unter Eberhard dem Milden.

Und als das Frühroth leuchtet, und als der Nebel sinkt,
Hei! wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß,
Sie werfen von den Thürmen mit Steinen und Geschoß.
„Nur sachte! — ruft der Greiner — euch wird das Bad geheizt,
Aufdampfen soll's und qualmen, daß euch's die Augen beizt!"

Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Theer beträuft,
Drein schießt man glüh'nde Pfeile, wie rasselt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze, wie flackert's lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
Von all den rüst'gen Bauern wird emsig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift,
Und schon mit lust'gem Prasseln der Thürme Dach ergreift.

Ein Thor ist freigelassen, so hatt's der Graf beliebt,
Dort hört man, wie der Riegel sich leise lose schiebt.
Dort stürzen wohl, verzweifelnd, die Schlegler jetzt heraus?
Nein! friedlich zieht's herüber, als wie ins Gotteshaus.

Voran drei Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich.
Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

„Willkomm! — so ruft der Greiner — willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad;
Nur Einen miss' ich, Freunde! den Wunnenstein, 's ist schad'!"

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimsen, — so schmollt es — das ist viel!
Erwischt man noch den vierten, so ist's ein Kartenspiel."

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

1377.

Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschar;
Wild rauschen ihre Flüge um Reutlingen, die Stadt,
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht,
Ins Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht;
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth,
Die Herden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

Herr Ulrich hat's vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!“
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, und reiten stracks zuthal.

Ein Kirchlein stehet drunten, Sankt Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger, der scheint bequem zum Streit;
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reihn,
Die langen Spieße starren, wohlauf! wer wagt sich drein?

Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei,
Man hört der Männer Jauchzen, der Herden wild Geschrei,
Man sieht sie fürder schreiten, ein wohlgerüstet Heer;
Wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall,
Die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor,
Längst wob mit dichten Ranken der Ephen sich davor;
Man hat es schier vergessen, nun kracht's mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger stürzet, gedrängt, ein Bürgerhauf!

Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth,
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!

Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich roth.
Stets drängender umschlossen und wüthender bestürmt,
Ist rings von Bruderleichen die Ritterschar umthürmt.

Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark,
Die noch am Leben blieben, sind müde bis ins Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

„Ach Allm" — stöhnt einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
Allmächt'ger! wollt er rufen — man hieß davon das Schloß;
Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm,
Hätt nicht das Schloß den Namen, man hieß es jetzt: Achalm.

Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen an's Thor
Manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all gereiht,
Man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

Dort liegen mehr denn sechzig, so blutig und so bleich,
Nicht jeder Knapp' erkennet den todten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt —
So geht es nach dem Thore, die alte Stadt entlang,
Dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.

Götz Weißenheim eröffnet den langen Leichenzug:
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug,
Er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war,
Drum mag er würdig führen auch noch die todte Schar.

Drei edle Grafen folgen, bewährt in Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern! deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz:
Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn,
Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geist,
Der längst mit Klaggeberden auf schweres Unheil weist.

Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht,
Er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
Davon man sein Geschlechte die Todten hieß zum Scherz —
Hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod ins Herz.

Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug,
Will Jemand alle wissen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathhausfenstern, in Farben bunt und klar,
Stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht sehr geeilt;
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl;
Ein frostiger Willkommen; kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an den Tisch,
Er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer und spricht kein Wort dabei,
Und schneidet zwischen Beiden das Tafeltuch entzwei.

4. Die Döffinger Schlacht.

1388.

Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein;
Zu Döffingen wars anders, dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wieder von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet und hält's in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab,
Wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth,
Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot,
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
Vom edeln Löwenbunde die Grafen und die Herr'n.

Da kommt ein reis'ger Bote vom Wolf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will Euch zu Dienste sein."
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab' sein nicht begehrt,
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt."

Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städte Scharen stehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn,
Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüth'gen, wovon der Kamm euch schwoll!"

Er sprengt zu seinem Vater: „Heut zahl' ich alte Schuld,
Will's Gott, erwerb ich wieder die väterliche Huld!
Nicht darf ich mit dir speisen auf Einem Tuch, du Held!
Doch darf ich mit dir schlagen auf Einem blut'gen Feld."

Sie steigen von den Gäulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund,
Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!" — er stöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspellt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann!
Schlagt drein! die Feinde fliehen!" — er ruft's mit Donnerlaut;
Wie rauscht sein Bart im Winde! hei! wie der Eber haut!

Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort.
„Wer flieht?" so fragen alle, schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

Was gleißt und glänzt da droben und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht,
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

Im Erntemond geschah es, bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edlen Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

Noch lange traf der Bauer, der hinter'm Pfluge gieng,
Auf rost'ge Degenklinge, Speereisen, Panzerring,
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp versteckt.

Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit' mit mir nach Haus,
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß!"

„Hei! — spricht der Wolf mit Lachen — gefiel Euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um Euren Dank.
Gut Nacht und Glück zur Reise! es steht im alten Recht."
Er spricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei seines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht,
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

Des Morgens mit dem Frühsten steigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reis'gen Troß;
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt —
„Dem Mann ist's trüb zu Muthe, was der uns bringen wird?"

„Ich bring Euch böse Kunde, nächt ist in unsern Trieb
Der gleißend Wolf gefallen, er nahm so viel ihm lieb.“
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist des Wölfleins Art.“

Sie reiten rüstig fürder, sie sehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstrahl;
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht;
„Der Knab will mich bedünken, als ob er Gutes brächt.“

„Ich bring Euch frohe Märe: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein, hold und fein.“
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sei Dank und Preis!“

Uhland. 1815.

Eberhard der Gütige zu Göppingen am Brunnen.

1417.

„Ach Graf, Ihr seid so bleich und krank,
Euch kann der kühle Felsentrank
Aus unserm Quell nicht heilen!
Nehmt Abschied Euch von Berg und Flur,
Und denkt an Eure Seele nur,
Sie will von hinnen eilen!“

Der Arzt mit traurigem Gesicht
Zum güt'gen Eberhard es spricht;
Mit Lächeln der es höret:
„Dich lob ich, daß du ehrlich bist,
Doch hat mich noch zu dieser Frist
Die Warnung nicht verstöret.“

„„O schmäht nicht, Herr, die treue Kunst!‟‟
„Nicht schmäh' ich, doch des Himmels Gunst
Gab mir ein bess'res Zeichen.
Wohl fertig bin ich längst zu gehn,
Doch eh' zwei Dinge sind geschehn,
Darf ich noch nicht erbleichen!‟

„Du siehst mich an und glaubst mir nicht,
So höre, was des Herrn Gesicht
Im Traume mir verheißen:
Mir soll, eh' läßt das blüh'nde Weib,
Die Nachbarin, den jungen Leib,
Das Lebensband nicht reißen.‟

Der Arzt blickt aus dem Fenster bang,
Es ruht die Straße, breit und lang,
In öder Mittagsstunde;
Nur aus dem stillen Nachbarhaus
Ein grauer Priester wankt heraus,
Und fleht mit leisem Munde.

Der Graf ermannet sich und spricht:
„Verbergt mir, frommer Vater, nicht,
Wem habt Ihr zugesprochen?‟
Da ruft ihm zu der ernste Greis:
„Es hat ein jung und blühend Reis
Der Gärtner abgebrochen!‟

Und mit dem heil'gen Sakrament,
Und mit dem Docht, der zagend brennt,
Wankt so der Alte weiter;
Doch ob der Arzt auch seufzt und schweigt,
Und sein betrübtes Antlitz neigt,
Des Grafen Blick ist heiter!

„Ja zarte Blumen welken bald!
Die Bäume stehn und werden alt,
Drum bleib ich ungestorben!
Mein zweiter Traum mir Treu verspricht,
Daß meiner Hütte Bau nicht bricht,
Eh' daß ein Baum verdorben!“

„Siehst du dort in des Hofes Raum
Den schlanken mächt'gen Eichenbaum?
Er grünt vom Fuß zum Gipfel.
Das ist der zweite sich're Spruch,
Ihr legt mich nicht ins Leichentuch,
Eh' denn verdorrt sein Wipfel.“

Und sieh, der Sonne Schein vergeht,
Und sieh, die schwüle Windsbraut weht,
Am Himmel zürnt das Wetter;
Der erste Strahl, der niederfährt,
Der hat den Eichenstamm versehrt,
Versengt ihm alle Blätter.

Der Graf hebt sich von seinem Sitz,
Er glaubt dem Donner und dem Blitz,
Er hört des Herren Stimme.
„Ich komme bald, ich bin bereit,
Laß nur zur Beichte, Herr, mir Zeit,
Nicht fordre mich im Grimme!“

Hin wankt er, wo der Quell sich rührt,
Vom Priester und vom Arzt geführt,
Zu beichten und zu lauschen.
Er schlummert ein beim Sprudel hell,
Erwachend hört er dann den Quell
Des ew'gen Lebens rauschen.

G. Schwab. 1823.

Graf Ulrich V., der Vielgeliebte, in Gefangenschaft.

1462—63.*)

Von Wirtemberg und Baden
Die Herren zogen aus;
Von Metz des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein,
Sie sahen da sie liegen
Im Sommersonnenschein.

Umsonst die Rebenblüte
Sie tränkt mit mildem Duft,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Aehrenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte Groß und Klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz:
Heißt springen auf die Rosse
Zwei Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

---

*) Vgl. Crusius, Schwäb. Chronik, deutsch von J. J. Moser, II, 76: „Sonsten wurden die Gefangenen gegen einem Jahr hin ganz gelind und gnädig tractirt, auch in der Kost und Speise wohl gehalten, außer daß sie kein Brot hatten. Als sie nun nach der Ursache fragten, antwortete ihnen der Pfalzgraf: Da die Menschen des Brotes nicht entbehren können, so sei es ein recht leichtfertiger Muthwill von ihren Soldaten gewesen, daß sie die Saat zertreten und sogar auch die Garben an der Pferd Schwänz gebunden und also die Frucht als den Stab des menschlichen Lebens verderbet hätten."

Sie wollen seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß,
Dorthin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer
Da ragt ein Thurm so fest,
Das ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest;
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker trüb und kalt,
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finstrer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Wirtemberger Utz,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben sein.
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, ihr Herrn, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsternis und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt,
Drum wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt."

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht,
Sie wandeln durch die Hallen
An's goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es satzten sich die Fürsten;
Da mocht' es seltsam sein:
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, deucht mir, nichts?
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herr'n, gebricht's?

„Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein!
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz beschert!
Was wollt ihr heute sparen,
Wo keiner es euch wehrt?"

Die Fürsten sah'n verlegen
Den andern jeder an,
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist dein Bissen,
Doch eines thut ihm Noth,
Das mag kein Knecht vermissen:
Wo ließest du das Brot?"

„Wo ich das Brot gelassen?“
Sprach da der Pfälzer Fritz,
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blitz;
Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man aller Orten
In's off'ne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen,
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

„Nun sprecht, von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
Bis ihr besä't mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.“

„Ihr seht, der Westwind fächelt
In Stoppeln und Gesträuch;
Ihr seht, die Sonne lächelt,
Sie wartet nur auf euch!
Drum sendet flugs die Schlüssel,
Und öffnet euren Schatz,
So findet bei der Schüssel
Das Brot den rechten Platz!“

G. Schwab, Das Mahl zu Heidelberg. 1823.

Eberhard im Bart.

Graf 1457—1495, Herzog 1495—1496.

Man hat wohl schon viele Fürsten gesehen, welche ihren Ruhm der Lage zu danken hatten, in der sie geboren worden, oder den günstigen Umständen, die ihnen entgegen gekommen. Kleiner ist die Zahl derer, welche ihren Standpunkt selbst gewählt, und durch überlegene Geistes- und Willenskraft auch die Umstände zu ihren Zwecken gelenkt. Noch seltener sind die, welche, indem sie der schweren Arbeit des Regierens sich unterzogen, durch die schwerere Kunst der Selbstbeherrschung zu großen und bleibenden Unternehmungen sich tüchtig gemacht.

Ein solcher ist Eberhard, genannt im Bart, der V. unter den Grafen dieses Namens, der erste Herzog von Wirtemberg.

J. C. Pfister, Eberhard im Bart. 1822. S. V.

Die Karthause zu Güterstein.

Im Thal hier, wo nur Trümmer
Der Wandrer noch erblickt,
In das nur kargen Schimmer
Die Morgensonne schickt,

Hier, zwischen Waldeshöhen
Und wildem Felsgestein
Versteckt, war einst zu sehen
Das stille Klösterlein.

Vom lauten Weltgetümmel
Ward hier kein Schall gehört,
Es fühlte nur dem Himmel
Das Herz sich zugekehrt.

Graf Ludwig, fromm und bieder,
Stieg oft aus seinem Saal
Von Hohen-Urach nieder
Zu der Karthaus' im Thal.

In ihrem Schoß erbaute
Sich oft des Greisen Herz,
Dem frommen Abt vertraute
Er manchen stillen Schmerz.

Zwar fiel sie längst in Trümmer,
Doch soll dem öden Plan
Sich ohne Ehrfurcht nimmer
Ein Wirtemberger nahn.

Denn hier in der Kapelle
Vor dem geweihten Sarg,
Der an des Altars Schwelle
Des Vaters Asche barg,

Schwur, eh' er wollt' beginnen
Zum heil'gen Grab die Fahrt,
Mit gottgeweihten Sinnen
Einst Eberhard im Bart;

Er schwur, und hat's gehalten:
„Kehr' ich dereinst zurück,
Will ich als Vater walten
Zu meines Volkes Glück.“

R. Magenau.

Graf Eberhards Weißdorn.

1468.

Graf Eberhard im Bart
Vom Wirtemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Palästina's Strand.

Daselbst er einsmals ritt
Durch einen frischen Wald;
Ein grünes Reis er schnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er steckt' es mit Bedacht
Auf seinen Eisenhut;
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeres Flut.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde steckt,
Wo bald manch neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf getreu und gut
Besucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Muth,
Wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und laß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung hoch und breit
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

Uhland. 1810.

Die Stiftung der hohen Schule zu Tübingen.

Anno 1477.

Graf Eberhard der sprach einmal:
„Wohlan, so Gott es will!
Schafft Pergament mir samt Pennal!"
Dann setzt er sich gar still,
Und voll die Feder taucht er ein
Und schreibt mit kräft'ger Hand:
„Tubinga soll die Hochschul sein
Im Wirtemberger Land!

„Kristallhell soll ein Brünnlein gehn,
Tiefgründig voller Kraft,
Um nie hinfüro still zu stehn:
Die edle Wissenschaft.
Trost schöpfen soll und Heilsgewinn
Die Welt aus ihrer Lehr,
Die Brunst der Unvernunft darin
Zu löschen mehr und mehr!“

Und als die Schrift besiegelt war,
Fürwahr ein goldner Brief,
Er sandte seine Boten dar,
Hei, wie das flog und lief!
Nie klang ein Wort ins Reich hinein,
Das hellern Jubel fand:
„Tubinga soll die Hochschul sein
Im Wirtemberger Land!“

Der Himmel hieng voll Glanz und Licht,
Mailust durchzog die Luft,
Und war des Lenzes Zeit doch nicht,
Die Zeit voll Klang, voll Duft;
Dem wellenlichten Neckar schwoll
Die Brust gar jugendkühn,
Und leuchtend, süßer Ahnung voll,
Stund rings das Rebengrün.

Wie frisch und voll ein Quell im Wald
Wohl unter Strauch und Dorn,
So sprudelt hier in Fülle bald
Der Weisheit edler Born.
Die stillen Straßen werden laut,
Schar wogt auf Schar heran:
Und die Philister, baß erbaut,
Schaun sich die Wallfahrt an.

Vom Schwarzwald und vom Schönbuch her
Zieht fahrend Volk herein,
Gequält von Wissensdurst so sehr,
Mit Bündeln groß und klein,
Urbieder, Herz und Auge hell,
Landsknechte bester Art,
Zu kosten aus dem Wunderquell,
Der hier sich offenbart.

O, solch ein Trank, das ist fürwahr
Ein Trank, der Geister letzt,
Der Volk und Staat gar wunderbar
Mit frischer Kraft durchsetzt.
O hoch zu preisen ist der Gau,
Der solchen Quell besitzt,
Draus wie aus hellem Himmelsthau
Der Strahl des Tages blitzt! —

Zu Hohen-Tübingen der Graf
Vom Söller niedersah:
Ein Kleinod, das die Sonne traf,
Lag seine Schöpfung da.
Da legt die Hand er auf die Brust:
„Herr! gern nun fahr ich hin,
Nur Wen'gen hast die höchste Lust,
Mir hast du sie verliehn.

„Und ist ein Wunsch mir noch erlaubt,
Der eine soll es sein:
Wenn einst sich müde senkt dies Haupt,
Dies Auge schlummert ein,
So gib, o Himmel, Enkel mir,
Die allerweg mit Fleiß
Und Liebe pflegen, was ich hier
Gepflanzet! Also sei's!"

Karl Doll. 1877.

Die Tübinger Humanisten.

Die mächtigste Einwirkung auf ihre nähere Umgebung nicht nur, sondern auf die Zeit überhaupt war zwei schwäbischen Männern vorbehalten, welche, mit Erasmus zusammen die Häupter der neuen Bildung, in den klassischen und biblischen Studien allen jugendlichen und strebsamen Geistern der Zeit, nach den dürren Resultaten des abgelaufenen Bildungsstadiums, neue lebendige Anschauungen, eine Fundgrube tiefer, den religiösen und den Wissenstrieb befriedigender Ideen, wie eine unerschöpfte Quelle des ästhetischen Genusses und der Geschmacksbildung eröffnet haben. Es war Joh. Reuchlin von Pforzheim und Heinrich Bebel von Justingen. Indeß jener in prunklos gründlicher deutscher Gelehrsamkeit, welche durch einen makellosen Charakter noch gehoben wurde, aber auch nicht ohne die tieferen Motive eines nach Wahrheit und Gottesgemeinschaft strebenden Geistes, das Verständnis des Griechischen und Hebräischen und den Sinn für eine vorurtheilsfreie Schriftauslegung in sein Vaterland brachte, war Bebel vorzugsweise durch seine Thätigkeit für klassische Latinität, mit der ein warmer Patriotismus und höhnische Verachtung gegen die Unkultur und Unmoralität der Kirche bei dem muntern Humoristen in nicht bloß zufälliger Verbindung stand, eine sehr wirksame Zeitgestalt. Keim, Schwäbische Reformationsgesch. 1855. S. 9 f.

Reuchlin.

1455—1522.

.. Zollt auch euren Tribut dem Verdienst, ihr schwäbischen Nachbarn,
Lasset die Schätze uns schau'n, die ihr in Fülle besitzet,
Und verherrlicht den festlichen Tag (der Heimkehr Reuchlins).
Euer ja ist die Ehre, der Ruhm, und höhere Zierde
Wahrlich als uns, ist Reuchlin euch, der Stammesgenosse,
Eurer Heimat entsproßt; ja feiert alle den großen
Landsmann, kühn und stolz den schwäbischen Namen erhebend!

Triumphus Capnionis, vielleicht von Ulrich v. Hutten.

Heinrich Bebel.

1472—1518.

An Joh. Brassican, d.d. Ingstetten (bei Münsingen) 1502.

Aus dem Lateinischen.

Damit du weißt, mein lieber Brassican,
Wo ich jetzt weil' und wie es mir ergehe,
Seitdem die fahle Pest uns Studienfreunde
Versprengt hat aus der holden Ammerstadt,
Mit ihrem Rebgehäng, bespült vom Neckar:
So höre, du und deine Dorothea, —
Mit euern süßen Kindern seid gegrüßt! —

In meinem Heimatdörflein, wo von Göttertempeln,
Von der Minerva Dienst kein Mensch hat Kunde,
Hier, wo der Schwaben Alpen sich erheben,
An Fruchtgefilden reich, doch für die Traube
Zu kalt — lang wußten unsre Leute
Von Bacchus' Gabe nichts, bis von den Nachbarn
Der Waldbewohner edlen Most sich holen
Und wilder Sinnenlust in trunknem Tanze
Sich überlassen lernte, daß ein üppig Wesen
Nun Leib und Seel verweichlicht, die Geschlechter
Von Krankheit, Hungersnoth längst sind entartet —
Auch fließen spärlich nur die Wasserquellen,
Weshalb den Regen man in Hülen sammelt
(Was die Natur versagt, ersetzt der Geist):
Was sinn' und thu ich bei den groben Bauern?
Ich bin in Plinius' Händen, keines Dichters,
Naturgeschichte nennt das Werk sich, das zu wenig
Bekannt ist, lern' und lehre säen, pflügen
Und alles, was ein ländlich Herz beglücket,
Erforsch' der Sterne Lauf, sag Wind und Wetter
Voraus, ergründ' der Kräuter Heilkraft;

Dann geht's mit Hunden hinter flücht'gen Hasen
Und andrem Bergwild her . . .
So rasch hat mich das Land, seit ich Apollo's,
Minerva's Dienst verlassen, umgewandelt . .

Henr. Bebelii opuscula. Argentor. 1508.

Der reichste Fürst.*)

1495.

Zu Worms im Kaisersaale
Rings saßen die Fürsten im Kreis,
Und jeder rühmt, heiter vom Mahle,
Sein Land mit lautem Preis:

Der Markgraf seine Quellen,
Der Pfalzgraf seinen Wein,
Der Böhme seine Gruben
Mit Gold und Edelgestein.

Graf Eberhard saß schweigend.
„Nun Wirtemberg, sagt an,
Was man von eurem Lande
Wohl Köstliches sagen kann!"

„Von köstlichen Brunnen und Weinen,
Graf Eberhard begann,
Von Gold und Edelgesteinen
Ich nicht viel rühmen kann.

„Doch war ich einst verirret,
Im dicksten Wald allein,
Und unter'm Sternenhimmel
Schlief ich ermattet ein.

*) Bekannter als das hier mitgetheilte ist J. Kerners Gedicht über denselben Gegenstand: „Preisend mit viel schönen Reden."

„Da war es mir im Traume,
Als ob ich gestorben wär,
Es brannten die Trauerlampen
In der Todtengruft umher.

„Und Männer standen und Frauen
Tief trauernd um meine Bahr,
Und weinten stille Thränen,
Daß ich gestorben war.

„Da fiel auf's Herz mir nieder
Ein Tropfen, heiß und groß —
Und ich erwacht' — und ruhte
In eines Bauern Schoß.

„Vom Holzhau wollt' er gehen,
Spät Abends heimatwärts,
Und mein Nachtlager wurde
Ein wirtembergisch Herz."

Die Fürsten saßen und horchten
Verwundert des Grafen Mär;
Er schwieg, und schweigend saßen
Sie tiefgerührt umher.

W. Zimmermann.

VII.

Das Jahrhundert der Neuerungen.

Wird der Väter Kampf und Wunde
In den Kindern fruchtbar sein?
Uhland.

Herzog Ulrich.

1503—1550.

Das Interesse, welches uns Ulrich einflößt, ruht nicht allein auf seiner ritterlichen Erscheinung, auf seinem langen Leiden und tapferen Dulden, auf seinem ganzen romantischen Schicksale überhaupt, sondern außerdem zum großen Theile auf jener männlichen Festigkeit, mit der er seinen Herrscherwillen den Sonderinteressen der Landstände gegenüber zur Geltung brachte und sich dadurch sehr namhafte Verdienste um sein Vaterland erwarb. Freilich konnte es während seiner Regierung noch zweifelhaft erscheinen, ob nicht dennoch dereinst dem Herzogthum das höchste Glück einer wahrhaft gesunden ständischen Verfassung zu Theil werden solle, aber gerade der Versuch, den Christoph in dieser Richtung machte, zeigte in voller Deutlichkeit, daß diese Hoffnung sich nicht erfüllen werde. Die entgegenkommende Güte, mit der Christoph die Stände empfieng, wirkte erschlaffend auf diese, anstatt sie zu erhöhter Thätigkeit zu spornen. Die matte Haltung des gemeinen Landtages legte nachträglich ein vollgiltiges Zeugnis dafür ab, wie tief berechtigt Ulrichs autokratisches Streben gewesen war. Der Kampf dieses Herzogs gegen die Stände ist denn auch von einem

seiner Nachfolger erneuert worden. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts versuchte Friedrich I., ein kühner und eigenwilliger Fürst gleich Ulrich, den Trotz der Stände zu brechen, ihn aber wesentlich nur deshalb zu brechen, um die Kraft des Landes bei dem drohenden Ausbruch eines neuen Religionskrieges zu freier Genießung zu haben. Fast möchte man wünschen, daß es ihm gelungen wäre. Die letzten Blätter der Geschichte des Herzogthums Wirtemberg würden vielleicht bei reicheren Erfolgen von geringeren Leiden des Landes zu berichten haben.

B. Kugler, Ulrich, Herzog zu Wirtemberg. 1865. S. 142 ff.

Herzog Ulrichs Verjagung.

1519.

Eine größere Eroberung hatte der Schwäbische Bund, seit er bestand, nicht gemacht, als die des Herzogthums Wirtemberg, aber zugleich kam er in Gefahr, dem Stamm, von dem er seinen Namen trug, und damit sich selbst eine große Wunde zu schlagen. Was mußte aus Schwaben werden, wenn das edle Geschlecht, berufen, die Zeit der Hohenstaufen zurückzubringen, hinausgestoßen und somit der Kern und Halt zernichtet wurde, an den sich schwäbischer Geist und Sinn, Wissenschaft und Kunst, Tapferkeit und Frömmigkeit anschließen konnte? Wollte man dieses alte Kleinod des deutschen Reichs in Stücke zerschlagen, um die vielen vergrößerungssüchtigen Nachbarleute damit erfreuen zu können, oder wollte man es, seiner schönsten Fassung beraubt, der großen Schatzkammer eines Fremden einverleiben, daß es dort seinen eigenthümlichen Reiz vollends einbüße? Was man damit beginnen mochte, lief wider die Natur. Wollte Schwaben ein rechtes Schwaben sein, so mußte es auch sein wirtembergisches Haus wieder haben. Das Natürliche ist in die Dauer mächtiger, als das Leidenschaftliche und Künstliche . . .

So verschwand dem Wirtemberger die letzte Spur seines angestammten Hauses. Mit Wehmuth und Unwillen sah der Ehrliebende diesen Handel. Man konnte ihm wohl von der Nothwendigkeit oder vom Vortheil reden, aber das Schmachvolle war unleugbar. Welche Helden zählte der Stamm, wie war unter ihnen Wirtemberg gestiegen, wer konnte Eberhards vergessen! Erst zu einem selbständigen Herzogthum geworden, sollte nun das Land einer Monarchie Anhängsel sein, in welcher die Sonne nicht untergieng. Der Bauer, den des alten Ulrich „Gotts Nießwurz" ergetzt, Eberhards weise Reden erfreut, und Ulrichs Kraft und Laune, sei es nur auf der Schweinsjagd, angezogen hatten, konnte von dem neuen Landesherrn nur hören, aber nichts sehen. Es war ihm ein Fremdling und ein Stiefvater, von dem er befürchten mußte, daß er ihn seinen ältern Kindern nachsetzen werde...

L. F. Heyd, Ulrich, Herzog zu Wirtemberg, II. 1841. S. 3 f. 61.

Volkslieder aus Herzog Ulrichs Zeit.

1516.

Ihr Jungen und ihr Alten,
Nun merket ein neu Gedicht!
Wie woll'n wir uns nun halten
In dieser großen Geschicht,
Die so schwerlich wider unsern Herren ist?
Wir wollen bei dir beleiben
Im Namen Jesu Christ!

Ihr Edlen und ihr Vesten,
Nun laßt uns fröhlich daran!
Das ist noch das Allerbeste:
Ich hör von dem g'meinen Mann
In Städten, in Dörfern, wo ich gan:
Herzog Ulrich von Wirtemberg,
Wir wollen dich nit verlan!

Wir wollen bei dir beleiben
Mit unser Hab und Gut,
Nun laß dich nit vertreiben,
Du unverwesens Blut!
Wir woll'n dich behalten bei Land und Leut,
Oder wollen dir helfen zahlen
Allesamt mit unsern Häut.

Man hat dir jetzt ein Wahl aufgeben,
Der bösen Karten so viel:
Nun lug bei Leib und auch bei Leben
Und halt kein böses Spiel!
Du frommer Fürst so ehrenreich,
Du hast kein Bauren in deinem Land,
Der schändlich von dir weich'!

Erschrick nit ab dem Hutten
Und hab deß kein Verdrieß!
Es trägt mancher ein Butten,
Trüg lieber ein langen Spieß
Und hälf dir retten Leib, Ehr und Gut —
Wir wollen bei dir beleiben,
Bis wir waten in unsrem Blut!..

1519.

An Wirtenberg habt ihr's gesehen:
Es ist gar bald um ein' geschehen,
Um Herren, Leut und auch um Land,
So meldt der würdig Doctor Brand:
Wer löschen will ein anders Feuer
Und brennen läßt sein eigen Scheuer,
Derselb ein Narr ist fernd wie heuer.
So hör ich etwa viel von Leuten,
Dann will man den, dann den ausreuten,
Wie Wirtenberg itzt ist gethan,
Es wird bald an ein andern gan.

Ihr Herren, thut noch baß bedenken,
Laßt euer Macht nit also kränken,
So bleibt ihr lang bei eurer Kraft.
Wirtenberg, du arme Landschaft,
Ich klag dich billig fast und sehr:
Der Bader von Ulm ist dein Herr,
Von Nördlingen der Waidfärber,
Und von Weil der Ledergerber,
Zu Nürnberg der gut Wetschken (Taschen) macht,
Der Weber zu Augsburg treibt sein Pracht,
Zu Ravensburg der macht Papier,
Der Hällisch Adel herrscht ob dir!
Von Kempten ich die Säumer meld,
Von Aalen Schäfer im Hertfeld,
Auch all, die Heu zu Wimpfen messen,
Zu Eisenen (Isny) die Mutscheln essen,
Darzu, der Schiff zu Lindau macht
Und der zu Giengen Krapfen bacht.
Von Ueberling' der Rebenmann,
Zu Wörth die Flößer haben dran,
Zu Memmingen die Schneidergeiß,
Zu Biberach der Kürschner beiß (bös?)
Und zu Gemünd der Augsteindreher,
Zu Bopfingen der Rübensäer,
Der Sichelschmid zu Dinkelsspül,
Zu Eßlingen viel grober Nül (Nickel),
Von Kaufbeur' der Kälberschinder
Und von Heilbronn der Faßbinder —
Diese und Ander' nit genannt
Hant Theil am Wirtemberger Land.
Das thut mir in mei'm Herzen wehe,
Daß es nit steht noch itzt als ehe...

1534.

Das Hirschhorn wieder grünet,
Der Strauß ist Eisens satt,
Sein Feindschaft ist versühnet,
Gott ihm geholfen hat
Durch Mittel mancherhanden;
Von fernen, nahen Landen
Aus hohem, niederm Stande
Wünscht man ihm Glück ins Amt,
Gott kennt sie allesamt!
Ich preis den hohen Stammen,
Von dem entsprungen ist
Herr Ulrich mit dem Namen
Herzog ohn argen List,
Zu Wirtemberg erkoren,
Deß wir lang hant entboren,
Dannoch nit ist verloren,
Deß sich sein Landschaft freut,
Wär's schon sein' Feinden leid...

Es geschah an einem Weingartrain,
Ein jeder floh den nächsten (Weg) heim
Bei einer Stadt heißt Laufen;
Sie hat den Namen nicht umsunst,
Wer laufen mocht, das war ein Kunst,
Gott woll sie darum strafen!...

Die historischen Volkslieder der Deutschen,
gesammelt von R. v. Liliencron III. IV.

Nach Steinhofer ließen sich die Kinder auf der Gassen aus Anlaß des Sieges bei Laufen also vor Freuden hören:

Bide bide bomp,
Der Herzog Ulrich kommt,
Er liegt nicht weit im Feld,
Er bringt en Seckel mit Geld.

Noch in unsrer Zeit hörte man diesen Trommelreim im Munde der Kinder zu Stuttgart, doch mit der Variante:

Er reitet in dem Feld,
Er hat im Sack kein Geld.

Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage II. 1866. S. 521 f.

In Acht und Bann.

Fürsten, Grafen und Barone
Schmückten Ulrichs Hof mit Pracht,
Sänger, Spieler, Musikanten
Machten fröhlich Tag und Nacht.

Festturneye, Maskeraden,
Neues stets kam auf die Bahn,
Ja er hätte, wär' es möglich,
Lustig selbst das Land verthan.

In des Landes schönem Garten
Litt der Landmann bittre Noth,
Armut war sein Sonntagsessen,
Elend nur sein täglich Brot.

Und doch baut er seine Felder,
Daß er zahle fort mit Fleiß,
Treu dem Schwur und seinem Fürsten,
Der verachtet seinen Schweiß.

Vor den Pauken der Bankette
Hört der Fürst kein Klagefleh'n,
Vor dem Glanz der schönen Damen
Kann sein Aug' das Volk nicht seh'n.

Sieh, da schwillt es von der Alb her, —
Löst sich schon so früh der Schnee?
Horch, da rauscht es von den Bergen, —
Stürzt ein Gießbach von der Höh?

Jetzt, ihr Spieler, Musikanten,
Spielet eine neue Weis'!
Junker jetzt, im seidnen Wamse,
Schlingt um euren Herrn den Kreis!

Geht kein Schnee jetzt von den Bergen,
Stürzt ein Gießbach doch zu Thal,
Zwanzigtausend Feindeslanzen
Drohen blank im Morgenstrahl.

Zwanzigtausend Feindeslanzen —
Ha, wie plötzlich still im Schloß!
Weggewehet Spiel und Pfeifer,
Und wo bist du, goldner Troß?

Nur achttausend treue Bauern,
Treue Bürger sieht man steh'n,
Wollen mit dem Herzog siegen,
Oder mit ihm untergeh'n.

„Hoffe nichts von den Baronen,
Denn gut Wirtemberg ist hie!
Willst gen Tübingen du reiten,
Dort im Schloßhof zechen sie!

„Deine Ritter, deine Freunde,
Kammerherr und Hofmarschall,
Zechen traulich mit dem Feinde,
Haben dich verrathen all!"

So zu ihm die achtmaltausend,
So zu ihm das treue Volk;
Doch er waget nicht zu stehen,
Nicht zu sterben mit dem Volk.

Waget nicht mit ihm zu sterben,
Dessen Treu er nie gekannt,
Will als Flüchtling lieber irren
Heimatlos im eignen Land.

Keiner seiner hundert Edeln,
Seiner Trauten steht ihm bei,
Nur ein armer Mann vom Volke,
Hans der Bauer, blieb ihm treu.

Ward sein gottgesandter Rabe
In der Höhlen dunkler Nacht,
Sein Gefährte, seine Labe,
Seines heil'gen Hauptes Wacht.

In des Schwarzwalds Dunkel sitzet,
An dem düstern See, der Mann,
Ueber ihm, wie Schwertesblitzen,
Hängt des Kaisers Acht und Bann.

Länderlos, doch groß im Unglück,
Größer als im Herzogshut;
Vor ihm steht der treue Rabe,
Hans, der Bau'r, in trübem Muth.

„Von den Edeln, von den Rittern,
Fandst du keinen, der uns blieb?
Von den Knappen, von den Dienern?"
Keinen, sprach der Bauer trüb.

„Unsre Dörfer, unsre Städte,
Folgten alle dem Triumph?
Ist uns keine denn geblieben?"
Keine, sprach der Rabe dumpf.

„Und die Bürger? alle, alle?
Sprich es aus und sag es an;
Ob der Weltbau krachend falle
Ueber mich, ich bin ein Mann!"

„Treulich will ich's euch beschreiben,"
Hans, der treue Rabe, spricht,
„Wie sie's in der Hauptstadt treiben,
Hört mich, aber zürnt mir nicht!

„Knaben sah ich achtmalhundert,
Kränz und Kleinod trugen sie,
Achtmalhundert feine Mädchen,
Schönre Blumen sah ich nie.

„Trugen Bänder, Wappen, Fahnen,
Rothe Hemde, gelbe Röck,
Oben Oesterreich und Spanien,
Unten Wirtemberg und Teck.

„Vögte, Zünfte, Brüderschaften,
Fröhlich, schmuck im Festtagsstaat,
Priester, Chorherrn und Prälaten,
Alle prangend im Ornat.

„Hielten alle auf dem Plane,
Auf den Wiesen vor dem Schloß,
Und der König mit dem Adel
Ritt in's Thor auf stolzem Roß.

„Unter'm Schall der Pauken warf sich
Auf die Knie das ganze Land:
Vivat unser Schirm und Retter,
Vivat König Ferdinand!"

So sprach Hans, und über'm Walde
Hob der Tag in Flammen sich;
Doch vor Ulrichs Auge dunkelts,
Nacht und nächter fürchterlich.

Jetzt ists ewig Nacht und trübe,
Denn gelöschet hat sein Land
Aus die Fackel seiner Liebe,
Und der letzte Funke schwand.

Ohne Thränen seiner Gattin,
Flieht geächtet und gebannt,
Ohne Thränen seines Volkes,
Herzog Ulrich aus dem Land.

Aber noch muß er erfahren,
Wie die Treue sei so süß,
Auf des Landes letzter Markung,
Das ihn freudig von sich stieß.

Der ihm heiße Thränen weihte,
Treu ihm blieb trotz Acht und Bann,
Wie sein Schatten stets zur Seite,
War vom Volk ein armer Mann.

„Mann vom Volke, treuer Rabe,
Glänzt vom Himmel meinem Lauf
Gleich kein Stern, in deinem Auge
Geht ein Hoffnungsstern mir auf.“

Einen Blick noch auf die Heimat,
Und er schlingt hinab den Schmerz,
Reitet frischen Muthes fürbaß,
Glaubend an ein treues Herz.

Treue lindert ihm das Scheiden
Aus dem schönen Vaterland,
Treue lindert ihm das Leiden,
Das ihn an die Fremde band.

Leidet er an Philipps Hofe,
An des Freundes Brust nicht Noth:
Trinkt er doch nicht eigne Weine,
Was er ißt, ist fremdes Brot.

Sind nicht lauter Purpurtropfen,
Die ihm glänzen im Pokal,
Manche Thräne ist darunter,
Die aus seinem Aug sich stahl.

Thränen, nur des Freundes Auge
Und im Himmel Gott bekannt,
Heißer Sehnsucht heiße Perlen,
Thränen nach dem Vaterland.

Aber ist der Kelch auch bitter,
Den der Herzog trinken muß,
Aus dem bittern Kelche strömet
Ihm des ew'gen Heiles Fluß.

In der Trauer seiner Kammer,
In des Elends dunklem Ort,
Da erlernt er Menschen-Jammer,
Da erlernt er Gottes Wort.

Und als er gelernt, daß Alle
Kinder sind aus Einem Haus,
Alle Brüder — Herrn und Knechte:
Da ist auch sein Elend aus.

Und er kehrt, sein eigner Sieger,
In die Heimat aus der Fern,
Wird des reinern Glaubens Gärtner
In dem Weinberg seines Herrn.

Wilhelm Zimmermann.

Der Hohlenstein.

Hoch droben bei dem Dörflein Hart
Man noch ein Felsenloch gewahrt,
Es ist im tiefen Wald gelegen
Ab von den Feldern und den Wegen,
Es trennt der Stein sich in zwei Falten,
Als hätt' ihn Sturm und Blitz gespalten;
Er scheint für Fuchs und Eul' allein
Ein trüb unheimlich Haus zu sein.

Doch ist es jetzt dreihundert Jahr,
Da ward zum Fürstenschloß er gar,
Da stand in ihm, das Haupt gebückt,
Den Rücken an die Wand gedrückt,
Die Arme knapp ins Kreuz geschlagen,
Schon seit zwei Nächten und zwei Tagen
Ulrich, der Herr vom ganzen Land,
Hatt' nichts, als diese Felsenwand;
Die Bündler hatten ihn vertrieben,
Sind auf den Fersen ihm geblieben,
Und hätt' ihn nicht der Felsenspalt
Und der verwachs'ne Buchenwald
In seine dunkle Hut genommen,
Er wär' ums Leben auch gekommen.
So aber zogen mit Geschrei
Und wildem Fluchen sie vorbei.
Und als es nun den müden Fürsten
Begann zu hungern und zu dürsten,
Fieng er zu klagen an und beten,
Ob ihn der Herr nicht g'nug zertreten;
Hätt' es der schmale Raum erlaubt,
Er wär' gekniet mit bloßem Haupt.
Da rauscht es in den nahen Zweigen:
Zwei Männer sieht er niedersteigen,
Nicht Feinde sind es, wild erbost,
's ist guter Unterthanen Trost.
Sie kommen nicht zu fah'n, zu lauern,
Es sind vom alten Schlage Bauern,
Von denen Eberhard im Bart
Gerühmt die echte Landesart,
Daß ihrem Schoß allnacht ohn' Grauen
Sein fürstlich Haupt er woll' vertrauen.
Wie die den Herzog hier erkunden,
Sie wissen nicht, wen sie gefunden,

Ins Dörflein führen sie ihn gern
Als einen arm verirrten Herrn.
Sie kosen traulich mancherhande,
Wie's gute Sitt' im Schwabenlande;
Sie klagen von den harten Tagen,
Und wie das Land sei schwer geschlagen,
Der Herzog flüchtig und verbannt, —
Doch der wohl hätt's verdient um's Land!
Mit Steuern und mit wildem Jagen
Thät er es unaufhörlich plagen,
Bis endlich Gott der Herr ihn lehrt',
Daß ihm's nicht also ganz gehört.
Der Herzog, schamroth, sah zur Erden,
Er sprach: das soll schon anders werden;
Sie aber sagen drauf mit Lachen:
Er wird es doch nicht besser machen,
Und wenn er's in der Noth verspricht,
Kommt er nur wieder, hält er's nicht.

Derweil sind sie ins Dorf gekommen
Und haben ihn ins Haus genommen.
Er drückt und bückt sich durch die Thür,
Doch kommt ihm alles köstlich für;
Wie schmeckt die harte Bank ihm, hei!
Wie mundet ihm der schwarze Brei!
Er nimmt vom alten Schranke dort
Das neue deutsche Bibelwort;
Er liest in Andacht die Propheten
Von Fürstenstraf' und Volkesnöthen;
Und wie er drauf sich macht davon,
Spricht er: Gott euch für jetzt belohn',
Daß ihr den Ulrich mochtet speisen
Und ihm sein Regiment verweisen!

Er eilt hinaus, sie glauben's kaum,
Und war es ihnen lang ein Traum.
Doch als das Land ward wiederbracht,
Sind sie gar fröhlich aufgewacht:
Mit Kriegsdienst, Steuern, bösen Frohnen
Hieß er das ganze Dorf verschonen;
Doch ward der Türk im Reich erblickt,
Da hat es Einen Mann geschickt,
Und gegen die Franzosen neulich
Da schickt' es mehr als Einen treulich.

Also hat seit dreihundert Jahren
Das Dörflein Hart es wohl erfahren,
Daß es den Herzog auf der Flucht
Gerettet aus der Felsenschlucht.

G. Schwab. 1815.

Herzog Ulrich in der Nebelhöhle.

Vom Thurme, wo ich oft gesehen
Hernieder auf ein schönes Land,
Vom Thurme fremde Fahnen wehen,
Wo meiner Ahnen Banner stand.
Der Väter Hallen sind gebrochen,
Gefallen ist des Enkels Loos,
Er birgt besiegt und ungerochen
Sich in der Erde tiefem Schoß.

Und wo einst in des Glückes Tagen
Mein Jagdhorn tönte durch's Gefild,
Da meine Feinde gräßlich jagen,
Sie hetzen gar ein edles Wild.

Ich bin das Wild, auf das sie pirschen,
Die Bluthund' wetzen schon den Zahn,
Sie dürsten nach dem Schweiß des Hirschen,
Und sein Geweih *) steht ihnen an.

Die Mörder han in Berg und Heide
Auf mich die Armbrust aufgespannt,
Drum in des Bettlers rauhem Kleide
Durchschleich' ich Nachts mein eigen Land;
Wo ich als Herr sonst eingeritten
Und meinen hohen Gruß entbot,
Da klopf' ich schüchtern an die Hütten
Und bettle um ein Stückchen Brot.

Ihr warft mich aus den eignen Thoren,
Doch einmal klopf' ich wieder an;
Drum Muth! noch ist nicht all' verloren,
Ich hab' ein Schwert und bin ein Mann.
Ich wanke nicht, ich will es tragen,
Und ob mein Herz darüber bricht,
So sollen meine Feinde sagen:
Er war ein Mann und wankte nicht!

Wilhelm Hauff

Götz von Berlichingen.

1480—1562.

Da auf seinem Bilde die Verklärung liegt, welche ihm dreihundert Jahre nach seinem Tode durch das reizende Gedicht Goethe's ward, so hat jetzt der Leser seiner Selbstbiographie einige Mühe, die idealen Linien des Dichters von der Gestalt des historischen Götz fern zu halten. Und doch ist das nöthig.

---

*) Anspielung auf das wirtembergische Wappen.

Denn wie bescheiden und liebevoll auch Goethe die geschichtlichen Züge verwerthet hat, der historische Götz sieht in seiner wirklichen Umgebung anders aus ..

G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 2. A. 1860. II. S. 306.

Vor allem fühlten sich die Ritterschaften von der zunehmenden Fürstenmacht eingeengt. In Schwaben konsolidirten sich die Verbindungen der Reichsritterschaft unter dem Schirme des Bundes; auch in Franken hatte man ähnliche Bestrebungen: zuweilen versammelten sich die sechs Orte der fränkischen Ritterschaft, z. B. 1511, 1515, hauptsächlich um ihre Streitsachen den fürstlichen Hofgerichten zu entreißen; aber ihre Erfolge waren nicht nachhaltig: hier und am Rhein blieb doch alles sehr tumultuarisch. Noch immer sehen wir die kriegerischen Reitersmänner mit Pickelhaube und Krebs geharnischt, die gespannte Armbrust vor sich her — denn noch führten die Reiter kein Feuergewehr — die wohlbekannten Raine durch das Feld entlang reiten, die Haltstätten wahrnehmen, in den Wäldern Tag und Nacht lauern, bis der Feind, den sie suchen, erscheint, oder der Waarenzug der Stadt, mit der sie in Streit liegen, die Straße daher kommt; nach einem in der Regel leichten Sieg, da ihr Angriff unerwartet geschieht, kehren sie dann, von Gefangenen umgeben, mit Beute beladen, zurück in die engen Behausungen ihrer Burgen, wo sie nicht eine Stunde weit reiten können, ohne hinwiederum des Feindes gewärtig zu sein, wo sie sich nicht ohne Harnisch auf die Jagd zu gehen getrauen: unaufhörlich kommen und gehen die Knappen, die heimlichen Freunde und Spießgesellen, bringen Hilfegesuche oder Warnungen, und erhalten die ewige Unruhe; die Nacht über hört man die Wölfe im nahen Forste heulen. Während das Reich in Trier über eine Exekutionsordnung rathschlagte, griffen Berlichingen und Selbitz jenen Nürnberger Zug, der von der Leipziger Messe kam, im Bambergischen Geleit an, und begannen darauf den offenen Krieg wider den Bischof und die Stadt. Die

Beschlüsse des Reichstages waren ungenügend: Götz von Berlichingen glaubt sich über die Unterhandlungen, die man eröffnete, noch beklagen zu müssen, sonst wollte er den Nürnbergern auch ihren Bürgermeister niedergeworfen haben, mit seiner „goldnen Kette am Hals, und seinem Streitkolben in der Hand“..

„Glück zu, liebe Gesellen,“ ruft Götz einmal einer Anzahl von Wölfen zu, die er in eine Schafherde fallen sieht, „Glück zu überall“: er hielt das für ein gutes Wahrzeichen..

Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 4. A. I. 1852. S. 156 ff.

Götz von Berlichingen.

Belagerung.*)

Götz kommt, während Lerse und Georg Kugeln gießen.

Bleib, Lerse! Ich habe mit dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten.

(Georg ab.)

Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerse.

Ich will zu ihnen hinaus, und hören was es soll.

Götz.

Es wird sein: ich soll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängnis stellen.

Lerse.

Das ist nichts. Wie wär's, wenn sie uns freien Abzug eingestünden, da ihr doch von Sickingen keinen Ersatz erwartet? Wir vergrüben Geld und Silber, wo sie's mit keiner Wünschelruthe finden sollten, überließen ihnen das Schloß, und kämen mit Manier davon.

Götz.

Sie lassen uns nicht.

---

*) Bei Goethe Belagerung von Jagsthausen, in Wirklichkeit von Möckmühl 1519.

Lerse.

Es kommt auf eine Prob an. Wir wollen um sicher Geleit rufen, und ich will hinaus. (ab.)

Saal.

Götz, Elisabeth, Georg, Knechte, bei Tische.

Götz.

So bringt uns die Gefahr zusammen. Laßt's euch schmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht! Die Flasche ist leer. Noch eine, liebe Frau. (Elisabeth zuckt die Achsel.) Ist keine mehr da?

Elisabeth (leise).

Noch eine; ich hab sie für dich bei Seite gesetzt.

Götz.

Nicht doch, Liebe! Gib sie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es ist ja meine Sache.

Elisabeth.

Holt sie draußen im Schrank!

Götz.

Es ist die letzte. Und mir ist's, als ob wir nicht zu sparen Ursach hätten. Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen. (Schenkt ein.) Es lebe der Kaiser!

Alle.

Er lebe!

Götz.

Das soll unser vorletztes Wort sein, wenn wir sterben! Ich lieb' ihn, denn wir haben einerlei Schicksal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsständen die Mäuse fangen, inzwischen die Ratten seine Besitzthümer annagen. Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines so krüppligen Körpers zu sein. (Schenkt ein.) Es geht just noch einmal herum. Und wenn unser Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt, (tröpfelt das letzte in sein Glas) was soll unser letztes Wort sein?

Georg.

Es lebe die Freiheit!

Götz.

Es lebe die Freiheit!

Alle.

Es lebe die Freiheit!

Götz.

Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir sehen im Geist unsere Enkel glücklich und die Kaiser unserer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürsten so edel und frei dienen, wie ihr mir, wenn die Fürsten dem Kaiser dienen, wie ich ihm dienen möchte —

Georg.

Da müßt's viel anders werden.

Götz.

So viel nicht, als es scheinen möchte. Hab' ich nicht unter den Fürsten treffliche Menschen gekannt, und sollte das Geschlecht ausgestorben sein? Gute Menschen, die in sich und ihren Unterthanen glücklich waren; die einen edeln, freien Nachbar neben sich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten; denen das Herz aufgieng, wenn sie viel ihres Gleichen bei sich zu Tisch sahen, und nicht erst die Ritter zu Hofschranzen umzuschaffen brauchten, um mit ihnen zu leben.

Georg.

Habt Ihr solche Herren gekannt?

Götz.

Wohl! Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürsten und Herren, die zugegen waren, unter freiem Himmel speisten, und das Landvolk all herbei lief, sie zu sehen. Das war eine Maskerade, die er sich selbst zu Ehren angestellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Bursche und Mädel, die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und stattlichen Greise, und alles fröhliche Gesichter, und wie sie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden sich unter ihnen ergetzte!

Georg.

Das war ein Herr, vollkommen wie Ihr.

Götz.

Sollten wir nicht hoffen, daß mehr solcher Fürsten auf einmal herrschen können? daß Verehrung des Kaisers, Fried' und Freundschaft der Nachbarn und Lieb' der Unterthanen der kostbarste Familienschatz sein wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das Seinige erhalten und in sich selbst vermehren, statt daß sie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht andere verderben.

Georg.

Würden wir hernach auch reiten?

Götz.

Wollte Gott, es gäbe keine unruhigen Köpfe in Deutschland! wir würden noch immer zu thun genug finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen säubern, wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär' uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern, wie Cherubim mit flammenden Schwertern, vor die Grenzen des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchse, die Franzosen, lagern, und zugleich unsers theuren Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Reichs beschützen. Das wäre ein Leben, Georg! wenn man seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit dran setzte! (Georg springt auf). Wo willst du hin?

Georg.

Ach, ich vergaß, daß wir eingesperrt sind — und der Kaiser hat uns eingesperrt — und unsere Haut davon zu bringen, setzen wir unsere Haut dran.

Götz.

Sei gutes Muthes!

Lerse (kommt).

Freiheit! Freiheit! Das sind schlechte Menschen, unschlüssige bedächtige Esel. Ihr sollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüstung. Proviant sollt ihr dahinten lassen.

Götz.

Sie werden sich kein Zahnweh daran kauen.

Lerse (heimlich).

Habt Ihr das Silber versteckt?

Götz.

Nein! Frau, geh mit Franzen, er hat dir was zu sagen. (Alle ab.)

Alle die Belagerten.

Götz.

Ihr habt eure Büchsen? Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die besten aus dem Rüstschrank, es geht in Einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg.

Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm! (ab).

Saal.

Zwei Knechte am Rüstschrank.

Erster Knecht.

Ich nehme die.

Zweiter Knecht.

Ich die. Da ist noch eine schönere.

Erster Knecht.

Nicht doch! Mach, daß du fort kommst!

Zweiter Knecht.

Horch!

Erster Knecht (springt ans Fenster).

Hilf, heiliger Gott! Sie ermorden unsern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg stürzt!

Zweiter Knecht.

Wo retten wir uns? An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld! (ab).

Erster Knecht.

Franz hält sich noch, ich will zu ihm. Wenn sie sterben, mag ich nicht leben. (ab).

Goethe, Götz von Berlichingen. 1773.

Sebastian Schertlin von Burtenbach,

geb. 12. Februar 1496 zu Schorndorf,
gest. 18. November 1577 zu Augsburg.

„Potz blaues Feuer!“ *) Welch ein Kriegskumpan!
Sein Handwerk war der Spieß, sein Tanz die Schlacht,
Hat Türken und Franzosen warm gemacht
Und mitgestürmt bei jedem wackern Span.

Dem Landsknecht hat das Herz im Leib gelacht,
Wo er entfaltet seine Siegesfahn',
Denn Kön'ge wollten ihn und Kaiser han;
Manch hübsches Sümmchen hat er heimgebracht.

Im Unglück standhaft, in Gefahren keck,
Hatt' er das Herz auch sonst am rechten Fleck,
War ehrlich, offen — kurz ein Biedermann.

Dem armen Bauern wurd' er nie ein Schreck,
In Züchten hielt er seinen Heeresbann;
Die — Pfäfflein nur, die rupft' er dann und wann.

Schertlin studirte in Wien und Tübingen, wo er 1512 immatrikulirt wurde. Bald aber ergriff er das Kriegshandwerk in des Kaisers Dienst und machte 1518 seinen ersten Feldzug. Sodann kämpfte er wider die Türken und 1525 wieder in Italien unter Georg von Frundsberg gegen König Franz I. Hier wurde er nach der Schlacht bei Pavia zum Ritter geschlagen, machte dann einen Zug gegen die aufrührerischen Bauern und 1526 gegen den Pabst unter Bourbon. Er half Rom einnehmen und war unter den Hauptleuten, die Clemens VII. zur Unterschrift der Kapitulation zwangen. Als er (1532) in Ungarn mit nur 500 Schützen 15000 Türken in die Flucht geschlagen hatte, gab ihm auch der Kaiser den Ritterschlag und adelte ihn. Im Kriegszug Karls gegen Franz I. (1544) war Schertlin Großmarschall, Generalkapitän der Rechts-

*) Schertlins Leibfluch.

pflege, Musterherr und Brandschatzmeister, hatte aber „große Mühe, Arbeit, Angst und Sorge“. Er nahm hier Chateau Thierry und Soissons ein. — Seine Neigung zur lutherischen Lehre, die er 1546 in Burtenbach einführte, schwächte zuerst des Kaisers Gunst. In diesem Jahr führte er die Truppen der Städte im Schmalkaldischen Heer. Er nahm Füßen und die Ehrenberger Klause und rieth, den Kaiser in Regensburg anzugreifen, um den Krieg mit Einem Schlage zu beenden, aber sein Rath wurde aus Furcht vor Baiern verworfen. Auch in Landshut, wo sich Karl nachher verschanzte, wollte Schertlin ihn angreifen, aber „dem Landgrafen (von Hessen) waren alle Furten und Gräben zu tief und die Moräste zu breit“. Bei Ingolstadt hielt ihn der Landgraf gar im entscheidenden Augenblick zurück. Inzwischen hatte der Kaiser seine niederländischen Truppen an sich gezogen, der Landgraf und der Kurfürst von Sachsen wichen aus, die Städte ergaben sich, Schertlin mußte aus Augsburg fliehen und begab sich nach Basel. Vom Kaiser verfolgt, gieng er nach Frankreich, wo er den Protestanten gute Dienste leistete. Im Jahr 1553 durfte er nach Deutschland zurück und lebte nun ruhig auf seinen Gütern und später wieder in Augsburg. Nach Georg von Frundsberg war er der größte deutsche Feldherr seiner Zeit.

A. Seubert.

Bauernkrieg.

1525.

So kam es endlich zu Tage, was sich schon lange angekündigt: nachdem die Gewalten, welche den deutschen Staat konstituirten, an einander und unter sich selber irre geworden, erhoben sich die elementaren Kräfte, auf denen er beruhete. Aus dem Boden zuckten die Blitze auf; die Strömungen des öffentlichen Lebens wichen aus ihrem gewohnten Laufe; das Ungewitter der Tiefe, das man so lange brausen gehört, entlud sich gegen die obern Regionen; es schien sich alles zu einer vollkommenen Umkehr anzulassen.

Treten wir diesem größten Naturereignis des deutschen Staates in seiner Totalität noch einmal näher, so können wir mehrere Stufen darin unterscheiden.

Der Ursprung desselben lag ohne Zweifel in der grade in den letzten Jahren angewachsenen Bedrückung des Bauernstandes, der Auflegung neuer Lasten, und zugleich in der Verfolgung der evangelischen Lehre, die den gemeinen Mann in Deutschland mehr als früher oder später irgend ein geistiges Element ergriffen, zu selbstthätiger Theilnahme angeregt hatte. Es hätte sich denken lassen, daß die Bauern dabei stehen geblieben wären, die willkürlichen Anforderungen zu verweigern und sich die Freiheit der Predigt zu verschaffen: damit würden sie noch keineswegs alle Macht der bestehenden Ordnung wider sich aufgerufen, sie würden vielleicht eine bedeutende Zukunft gesetzlichen Fortschrittes gesichert haben.

Ja selbst noch mehr ließ sich erreichen. An so vielen Orten sehen wir Verträge schließen, in welchen die Herrschaften von ihren früher erworbenen Rechten die drückendsten aufgaben: es ließe sich denken, daß man dieselben von beiden Seiten beobachtet hätte und dadurch in ein rechtlich bestimmtes Verhältnis zu einander getreten wäre. Allein es liegt nun einmal nicht in der Natur des Menschen, sich mit einem beschränkten Gewinn zu begnügen, und die siegreiche Menge wird niemals verstehen inne zu halten. Es erwachte wohl hie und da eine verworrene Erinnerung an alte Gerechtsame der Volksgemeinden; oder man fühlte sich nicht minder wehrhaft als die Ritter — wie denn der Aufruhr zugleich als ein Symptom des wieder emporkommenden Fußvolkes angesehen werden muß; hauptsächlich aber Haß und Rachsucht, die sich lange angesammelt, fanden endlich Raum, sich zu entladen. Indem einige Oberhäupter sich vermaßen, in dem Reiche eine besondere Ordnung zu stiften, flutete die wilde Zerstörung von Schloß zu Schloß, von Kloster zu Kloster, und bedrohte bereits die Städte, die sich nicht anschloßen: der Bauer meinte wohl, er dürfe nicht ruhn, bis es in Deutschland nichts weiter gebe, als Bauernhäuser. Und mit dieser Wuth traf nun der Fanatismus der schwärmerischen Predigt zusammen, der die Zerstörung recht-

fertigte, sich berufen glaubte, Blut zu vergießen und nach der Eingebung des Momentes, die er für göttlich erklärte, ein neues himmlisches Reich aufzurichten. Wäre es gelungen, so wäre es mit aller ruhigen Entwicklung nach den dem Geschlechte der Menschen nun einmal vorgeschriebenen Gesetzen am Ende gewesen. Glücklicherweise konnte es nicht gelingen. Zu seinem gigantischen Unternehmen war Münzer lange nicht Prophet noch Held genug. Dazu waren auch die bestehenden Zustände doch zu gut befestigt. In der reformatorischen Bewegung selbst war das stärkste und in sich wahrhaftigste Element ihm entgegen.

Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 4. A. II. 1852. S. 171 f.

Bauernkrieg.

Acht und Bann
Ueber den Bauersmann
Sprachen die Herrn im Land herum,
Schickten zu allen Burgen und Höfen,
Allen Fürsten und Bischöfen. —
Hilf uns Evangelium!

Krieg denn, Krieg!
Rother Hahn flieg!
Flieg über die Schlösser all!
Schwing die Flügel und krähe!
Niemand ackre, Niemand säe,
Oed sei Scheuer, Hof und Stall!

Sengt und brennt,
Was ihr könnt!
Kehrt den Pflug dem Himmel zu;
Mähet, Mähder; sichelt, Schnitter,
Mähet Pfaffen, sichelt Ritter!
Unser Banner ist ein Schuh!

Werft den Schuh
Dem Himmel zu!
Haben die Väter den Leib verkauft,
Wurden wir drum leibeigne Knechte?
Andre Zeiten andre Rechte —
Mit Blut sei's umgetauft!

Der euch sät,
Den habt ihr verschmäht,
Ihr Herrn und Fürsten überreich.
Aufruhr trägt darum die Erde,
Auf daß alles wieder werde
Ihr, der armen Erde, gleich.

Hermann Lingg.

Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg.

Kaiser Karl V., reist durch Ansbach.
Kasimir von Brandenburg, Markgraf zu Ansbach.
Florian Geyer, Edler von Geyerstein.

Kasimir auf Florian weisend.

Der tapfere Ritter Florian Geyer.

Kaiser.

Tapfere Männer braucht die Zeit, da alle Ordnung aus dem Gelenk ist.

Florian.

Möcht' so tapfer sein, unserem Kaiser ein unzerrissen Reich, ein freudig Volk zu schaffen.

Kaiser.

Wer hindert es?

Florian.

Die Ungehorsamen; und die sitzen auf geistlichen und weltlichen Stühlen überall, wo der Eigennutz Herr ist auf Unkosten des Ganzen.

Kaiser.

Viel Wahrheit, Ritter. Jetzt aber treibt sie doch der Aufruhr auf Einen Zweck zusammen, der heißt: Ruhe schaffen.

Florian.

Schreibt einen Reichstag aus, da des armen Volkes Stimme Gehör findet. In Heilbron sitzen wackere Männer jetzt zusammen, die des Volkes Beschwer und Bitten vor Euch bringen werden. Der Aufruhr schweigt, wenn der Kaiser redet. Gebt Raum der Reformation!

Kaiser.

Der Kirchentrennung?

Florian.

Alle sollen das Schädliche abthun, das Verständige annehmen, dann ist Eine Kirche.

Kaiser.

Den Luther?

Florian.

Nein; was das Volk auf Grund der Bibel- und Reformationslehre durch Beschickung der Reichsversammlung beschließt, aber das ganze Volk, nicht Adel und Geistlichkeit allein.

Kaiser.

Wo ist dieses Volk?

Florian.

Ueberall, wo in Eurem Reich ein Mensch ist.

Kaiser.

Ihr denkt schön; aber Ihr seid ein Schwärmer; ich habe das Volk nie so schön gesehen.

Florian.

O daß nur einmal die Sehenden mit meinen Augen schwärmten! — Wer hat das Volk verunziert, wenn es häßlich ist? Seine Peiniger und Verächter, die nicht minder des Reichs Feinde sind, die kein Ganzes wollen, weil sie dem Ganzen gehorchen müßten.

Kaiser.

Ihr sprecht wahr, Ritter, viel Ungehorsam ist bei Fürsten und Herren; aber die Freiheit, die Ihr dem Volke wollt, brächte mir noch des ganzen Volkes Ungehorsam.

Florian.

Sagt: sein Vertrauen, seine Liebe! Sagt: daß es Euch bisher ungehorsam war. Wie soll es dem Haupt eines Reichs anhangen, wenn die bevorrechteten Glieder desselben so mit ihm schalten dürfen, wenn es diese Glieder dem Kaiser den Gehorsam ungestraft weigern sieht, wenn es zuletzt den Kaiser selbst nach den Herren beurtheilt, unter denen es leidet? Ich vergesse mich, vergebt mir!

Kaiser.

Ich vergeb' Euch, weil ich denke: viel solche Ritter, und es stünde besser in Deutschland. Nun aber erst den Aufstand nieder, dann einen Reichstag!

Florian.

Wann das Volk stumm gemacht ist durch Spieß und Rad.

Kaiser.

Bezähmt Euch, Ritter! Schon hat der geschwinde Truchseß bei Böblingen dem Heer der Aufrührer eine Schlacht geliefert, Tausende geschlagen und versprengt.

Florian.

Abermals geschlagen! jetzt eilet, gute Geister!

Kaiser.

Er zieht rasch durch des verbannten Herzogs Land hinab.

Florian.

O daß dieser in Stuttgart säße, statt der Regentschaft in Eßlingen, es stünde besser!

Kaiser.

Er ist ein wilder Rebell.

Florian.

Nicht der schlimmste, denn er hat nie vergessen, was ein Fürst nie vergessen darf, sein Volk.

Kaiser.

Bezähmen soll der Fürst das Volk.

Florian.

Aber menschlich, das ist das Einzige, was Truchseß nicht kann.

Kaiser.

Warum steht Ihr nicht bei ihm, daß er's thut? Warum ist in solcher Zeit der Ritter nicht auf seinem Platz?

Florian.

Weil ich den Tyrannen verließ, um den Markgrafen zum Zuge gegen ihn zu gewinnen; — vergeblich.

Kaiser.

Gegen ihn, der Ordnung schafft?

Florian.

Diese Ordnung! einen Adel stellt er wieder her, der die Unordnung ewig macht, weil er niemals will, wann der Kaiser will. Der Adel haßt Euch, das Volk hätt' Euch geliebt. Und will es keiner der Edlen, ich allein will die Schar wider ihn führen, und Ihr dankt mir's vielleicht noch, hoher Herr! J. G. Fischer. 1866.

Wie Ulrich sein Land wieder erobert.

1534.

„Der Herzog ist gekommen,
Er liegt nicht weit im Feld;
Er hat's dem Feind genommen,
Er bringt 'nen Sack mit Geld!" *)
Das sind die Maienlieder,
Die man zu Stuttgart singt,
Weil es doch einmal wieder
Nach langer Zeit frühlingt.

Denn endlich ist zersprungen
Der böse Schwäb'sche Bund;
Da hat sein Schwert geschwungen
Der Fürst zur guten Stund';
Fußvolkes dreißigtausend,
Sechstausend rasche Pferd',
Er zog mit ihnen brausend
Nach seiner Väter Herd.

*) Siehe oben S. 119.

Zu Roß mit ihm gesessen
Ein guter Hauptmann ist:
Philipp, der Fürst von Hessen,
Er gönnt dem Feind nicht Frist.
Er hat das Knie'n verschworen,
Der Karl hat ihn belehrt:
Was wer durch's Schwert verloren,
Das nehm' er mit dem Schwert!

Es liegt das Städtlein Laufen
In seiner Reben Pracht;
Dort lasen sie zu Haufen
Die Trauben in der Schlacht;
Dort hielten sie nicht wenig
Am Neckar ihren Schmaus,
Und leerten da dem König
Den ganzen Weinberg aus.

Mit Männern und mit Rossen
Sie rückten lustig vor;
Zu Stuttgart bleibt verschlossen
Kein Herz und auch kein Thor.
Doch vor den offnen Thoren
Der Herzog inne hält;
Gehuldigt und geschworen
Wird hier im freien Feld.

Und vor des Himmels Klarheit,
Am sonnenhellen Tag,
Wird in dem Wort der Wahrheit
Bestätigt der Vertrag.
Er steht ja vor den Mauern
Als fremder Sieger nicht;
Die alten Rechte dauern,
Auflebt die alte Pflicht.

Wie er nun eingezogen
In seine gute Stadt,
Genug die Lust gesogen
Und Gruß vernommen hat,
Da schickt' er einen Boten
Nach Augsburg ab vom Thron:
„Erwache von den Todten,
Christoph, mein lieber Sohn!"

G. Schwab. 1817.

Johannes Brenz.

1499—1570 *).

In der Reichsstadt Hall in Schwaben
Pfarrer an Sankt Michael,
Wirkte mit des Geistes Gaben,
Schöpfte von der Schriften Quell,
Wies die Rohen in die Schranken,
Lehrte, wer noch Zweifel hatt',
Tröstete die Todeskranken
Johann Brenz von Weilderstadt.

Aber mit den span'schen Scharen
In des Krieges Ungestüm
Kam der Kardinal **) gefahren
Und befahl das Interim,
Nahm auch in der Stadt der Haller
Seine strenge Residenz
Und entschickt, zum Schrecken aller,
Nach dem frommen Meister Brenz.

*) Auf Brenz Gedichtetes auch unten Abschn. VIII.
**) Granvella, Minister des Kaisers Karl V.

Der mußt' eben, als die Reisigen
Rückten in das Städtchen ein,
Eines Kranken sich zu fleißigen
Vor das Thor gegangen sein;
Doch es drang die Jammerkunde
In die Krankenstube schon,
Wo von des Entseelten Munde
Kaum der letzte Hauch entflohn.

War er nicht schon aus dem Zwinger,
Eh' der Kardinal entbot?
Drinn' erweist sich Gottes Finger,
Der da warnet, winkt und droht.
Und so zieht Johannes weiter
Durch die Wälder in der Nacht:
Aber auch die welschen Reiter
Machen auf den Flüchtling Jagd.

Endlich kann er wohl die Thürme
In dem Thal von Stuttgart sehn,
Wo zu seiner Zukunft Schirme
Er den Herzog will erflehn.
Aber vor dem fremden Heere
War der Herzog selbst enteilt,
Und des Krieges blut'ge Märe
Macht erzittern wer noch weilt.

Und er seufzt zum Gott der Gnaden,
Kauft sich in der letzten Noth
Auf dem nächsten Bäckerladen
Einen Laib von Gerstenbrot,
Schleicht hinaus mit schwachen Tritten
Nach dem Birkenwalde spät,
Wo noch, in des Hügels Mitten,
Eine Wohnung offen steht.

Niemand tritt ihm hier entgegen,
Eine Treppe winkt hinauf,
Und er nimmt auf offnen Wegen
Zu dem Boden seinen Lauf:
Hinter Haufen duft'gen Heues
Leitet eine schmale Spur,
Und, wiewohl ein stilles, treues,
Bett im Winkel wird ihm nur.

Kaum hat er mit Dank und Beten
Sich zum Schlummer hingelegt,
Als von Trommeln und Trompeten
Rings die Gegend wird bewegt:
Doch am Hause nur vorüber
Schrie der Hauf' im trotz'gen Muth;
Denn der Herr, der waltet drüber,
Nimmt den müden Knecht in Hut.

In des nächsten Morgens Lichte
Wird ihm alte Sorge neu:
Sieh da liegt ein Ei ganz dichte
Ihm zu Füßen in dem Heu.
Leise geht das Huhn von dannen,
Keine Hausfrau merkt davon,
Und der Meister nimmt's: von wannen?
Fragt er nicht, er weiß es schon.

Alsbald aber lärmt die Stiegen
Gar ein wilder Zug herauf.
Sagt! wo habt den Brenz ihr liegen?
Tobt und heischt der span'sche Hauf;
Und sie suchen auf der Bühne,
Und sie stechen in das Heu,
Und sie lugen im Kamine
Und durchstöbern Korn und Spreu.

Und so kommt an jedem Morgen
Selbe Henne mit dem Ei,
Und der Meister darf nicht sorgen,
Denn sie gackte nie dabei.
Und so lärmt an manchem Tage
Fluchend, fragend eine Schar,
Doch es war nur Fluch und Frage,
Und vorbei gieng die Gefahr.

O wie hat sein Geist im Flehen
Oft gestanden vor dem Herrn,
Himmel aufgethan gesehen
Und die Engel nah und fern!
O wie hat er den gepreiset,
Der dem Volke Manna bot
Und die Tausende gespeiset
Mit ein wenig Gerstenbrot.

Doch zuletzt nach vierzehn Tagen
War sein Brot verzehret gar,
Und kein Ei mehr vorgetragen
Von der Henne wunderbar.
Muß er das Versteck verlassen?
Soll er warten an dem Ort?
Sieh da ruft es auf der Gassen:
Endlich sind die Spanier fort!

Und er schleicht auf selbem Pfade
Aus dem Hinterhalte bald,
Preist auf Knieen Gottes Gnade,
Steigt herab zum Birkenwald,
Zieht auf einem schnellen Rosse
Nach der schwäb'schen Alb hinan,
Und in Urach auf dem Schlosse
Zeigt er sich, der Wundermann.

Drauf nach Hornberg schickt mit Eile
Ulrich einen neuen Vogt,
Der dort amtet gute Weile,
Treu, wie's keiner eh' vermocht.
Aber als des Krieges Toben
Endlich einmal war vorbei,
Hat er solchen Vogt erhoben
Zu der Hauptstadt Stiftsprobstei.

K. Grüneisen.

Herzog Christoph.

1550—1568.

Ein Chronist des sechzehnten Jahrhunderts sagt über Herzog Christoph: „von des Fürsten Tugenden und hohem Verstand soll lieber nichts als zu wenig geredet werden.“ In solcher Weise urtheilte die Mitwelt über Herzog Christoph. In ähnlicher Weise hat die Nachwelt über den trefflichen Fürsten geurtheilt, und auch in Zukunft wird das Lob Christophs nicht geringer sein.

B. Kugler, Christoph, Herzog zu Wirtemberg. II. 1872. S. 615 f.

Viermal bestiegen den Herzogsstuhl Fürsten*), die ihre Jugend und das erste Mannesalter außer Landes in Anschauung großartigerer Verhältnisse zugebracht hatten und mit fremdartigen Erfahrungen und Gesichtspunkten an die Spitze ihres Heimatlandes traten; und eben diese Fälle bilden zugleich die interessantesten Kapitel unserer Landesgeschichte. Die bedeutendste und erfreulichste Erscheinung darunter, wie überhaupt die hervorragendste Persönlichkeit unseres Herrscherhauses ist

*) außer Christoph: Herzog Friedrich, der Stifter der Mömpelgarder-, Karl Alexander, der Stifter der Winnenthaler-Linie, und Friedrich II., der letzte Herzog und erste König.

Herzog Christoph. An dem Hofe Kaiser Karls des Fünften herangewachsen, mit den mächtigsten und größten Männern seines Zeitalters in vielfältigen persönlichen Berührungen stehend, eingeweiht in die Irrgänge der europäischen Politik, in welche sein eigenes Schicksal wie die Zukunft und der Bestand seines Erblandes so innig verflochten war, brachte er einen Verein von staatsmännischen Eigenschaften auf den Thron, ohne welche es schwerlich gelungen wäre, den zerrütteten Staat in den gefahrvollsten Situationen zu erhalten und neu zu befestigen, und wie sie wohl auch bei größter persönlicher Tüchtigkeit niemals in dem engen Gesichtskreise kleiner Territorialverhältnisse hätte gewonnen werden können. Und wie in den Staaten des Alterthums in verworrenen Zeiten die Gesetzgeber zuvor auf Reisen giengen oder von auswärts berufen wurden, so bedurfte das Land in der damaligen Lage einer auf größerem Schauplatz geschulten Weisheit, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man, Kleines mit Größerem vergleichend, Christoph den zweiten Gründer, den Solon und Numa Pompilius des altwirtembergischen Landes genannt hat.

G. Rümelin, Altwirtemberg im Spiegel fremder Beobachtung.
Württemb. Jahrbücher 1864. S. 264 f.

Herzog Christoph von Württemberg,

geb. den 12. Mai 1515 zu Hohenurach;
gest. den 27. Dezember 1568 zu Stuttgart.

Ein Fürstenideal für alle Zeit! —
In herber Schule ward er auferzogen;
An manche Klippe warfen ihn die Wogen,
Doch siegreich kam er aus dem harten Streit.

Er fand sein Land gedrückt und ausgesogen,
Es zürnte ihm der Herr der Christenheit;
Durch Christoph ward es von der Last befreit,
Mit ihm stieg auf des Friedens schöner Bogen.

Er mauerte auf festem Felsengrunde:
Auf Recht mit Sittlichkeit im Bunde,
Der Kirche Tempel und des Staats Gebäu.

Er wirkte emsig bis zur letzten Stunde:
„Ein Friedensfürst, vernünftig, fromm und treu,"
So malt ihn Max, der alte Kaiserlen.

A. Seubert.

Christophs Flucht.

1532.

So nächtlich auf der Reisen
Verlassen sie*) den Troß,
Und mit verkehrten Eisen
Beschlagen beid' ihr Roß,
Daß nicht die Spur verkünde
Den Feinden ihren Weg;
Dann geht es durch die Gründe
Und über den Felsensteg.

Die guten Rosse jagen,
Als gieng's auf ebener Erd',
Bis es beginnt zu tagen;
Da hinkt des Fürsten Pferd.
Es zeigt hispan'sche Reiter
Von fern das Morgenlicht,
Das treue Thier will weiter,
Bis es zusammenbricht.

Der junge Fürst zu Fuße
Stand in dem fremden Wald,
Er schwang zum Morgengruße
Sein frisches Schwert alsbald:

*) Christoph und sein Lehrmeister Michael Tiffern.

„Ich lasse mich nicht fangen,
Ich sterb' in dieser Noth!
Wohl vor dem Kloster bangen
Darf mir, nicht vor dem Tod!"

Mit strafender Geberde
Sprach aber: „das sei fern!"
Und stieg dabei vom Pferde
Der treue Mann Tiffern.
„Es darf ein Fürstenleben
Nicht so sich bieten feil;
Mein Roß will ich Euch geben,
Darauf entweicht in Eil'!"

„Ihr zögert es zu nehmen?
Was weint Ihr über mir?
Soll mich an Treu beschämen
Dort Euer todtes Thier?
Das Thier hat Euch getragen,
Bis daß es niederfiel;
Von mir soll Keiner sagen:
Er wich von ihm am Ziel!"

Zugleich mit raschem Schwunge
Setzt er auf's Pferd den Herrn,
Das mit behendem Sprunge
Rennt in des Waldes Kern.
Auf alle Vorsicht denkt er:
Das todte Roß sogleich,
Die Spur zu tilgen, senkt er
Abseits in einen Teich.

Er selbst verbirgt im Moore,
In Schilf und Büschen sich,
Und harrt im feuchten Rohre,
Bis daß der Tag verblich.

An ihm vorüber flogen
Die Knecht', es späht ihr Blick;
An ihm vorüber zogen
Sie Abends leer zurück.

Da tritt er aus dem Schilfe,
Und danket auf den Knie'n,
Daß Gott der treuen Hilfe
Hat das Gedeihn verlieh'n;
Daß er ihn lässet ernten
Die Früchte seiner That;
Darauf sucht er durch Kärnten
Ins Baierland den Pfad.

Er kommt auf langen Wegen
Nach Landshut vor das Schloß,
Dort wiehert ihm entgegen
Im Hof sein treues Roß.
Erlöst von allem Harme
Schaut aus des Ohmes*) Haus
Und recket seine Arme
Der Christoph nach ihm aus.

G. Schwab. 1816.

Herzog Christoph und sein Schreiber.

Herzog Christophs Kammerschreiber
War Franz Kurz, der Possentreiber,
Obwohl im geheimen Rath
Er ganz ernst und sittig that.
Auf dem Stühlchen saß er unten;
Wann die Herren Räth' im bunten,
Weiten Kreise saßen sinnend,
Lange Reden floßen rinnend,

*) Herzog Ludwig von Baiern.

Sah man flink ihn mit der zieren
Feder still protokolliren.
Keiner von den Herren dachte,
Wie Franz Kurz im Herzen lachte,
Wenn ein schiefes Wörtlein fiel:
Rüstig lief sein Federkiel,
Aber heimlich hintendrein
Gab er's preis beim Gläschen Wein.

Einmal doch, da ward's ihm sauer,
Als der Bürger und der Bauer
Ward mit Worten arg mißhandelt,
Recht in Unrecht gar verwandelt,
Und die alten weisen Münde
Ihm die allerfeinsten Gründe
Zudiktirten für die Lehre:
Volk, wie Schaf, sei für die Schere.
Kaum hielt er die Sitzung aus,
Und als Jeder gieng nach Haus,
Blieb er noch im Saale stehen,
Das Geschriebne durchzusehen;
Stößt die Akten in die Scheide,
Greift nach einem Stücklein Kreide;
Von Muthwill und Zorn entbrannt,
Schreibt er an die Tafelwand
Mit großmächt'ger Schrift: „Ei nu!
Es geht wunderlich hier zu!"
Dann, die Akten in der Tasche,
Will er wandern zu der Flasche.
Auf der Treppe wird's ihm bang,
Einer über kurz und lang
Kann es lesen, und ein jeder
Kennt die Züge seiner Feder.
Ihn verlangt nach keiner Wäschen;
Besser ist's, es auszulöschen!

So hinauf zum Saale wieder;
Doch ihm rieselt's durch die Glieder,
Vor der Thüre macht er Halt,
Sorglich blickt er durch den Spalt:
Sieh! da tritt zur andern Thür —
Weh! — der Herzog selbst herfür.
Meister Kurz steht auf der Schwelle,
Wie am Eingang zu der Hölle;
Durch den Spalt sieht er mit Schrecken,
Wie der Herr die Schrift entdecken,
Alsbald näher treten thät,
Lesend davor stille steht.
Und jetzt wird er auch sich drehen,
Wird den argen Schreiber sehen;
Dann fahr' wohl, du guter Dienst,
Morgensuppe, Beigewinnst!
Soll er fliehen, soll er bleiben?
Doch was mag der Herzog schreiben,
Der zur Kreide selber greift,
Während er die Schrift durchläuft?
„Es geht wunderlich hier zu!"
Schreibest, Kammerschreiber du!
Und dein Herzog nimmt die Kreide,
Sich zum Scherz, dir nicht zum Leide,
Schreibt er bei in guter Ruh:
„Und Franz Kurz hilft auch dazu."

G. Schwab. 1819.

Herzog Christophs Ende.

28. Dezbr. 1568.

Sie hatten lang an ihm kuriret,
Dem edlen Vater, der so krank,
Sie hatten allerlei probiret:
Bald starken Apothekertrank,

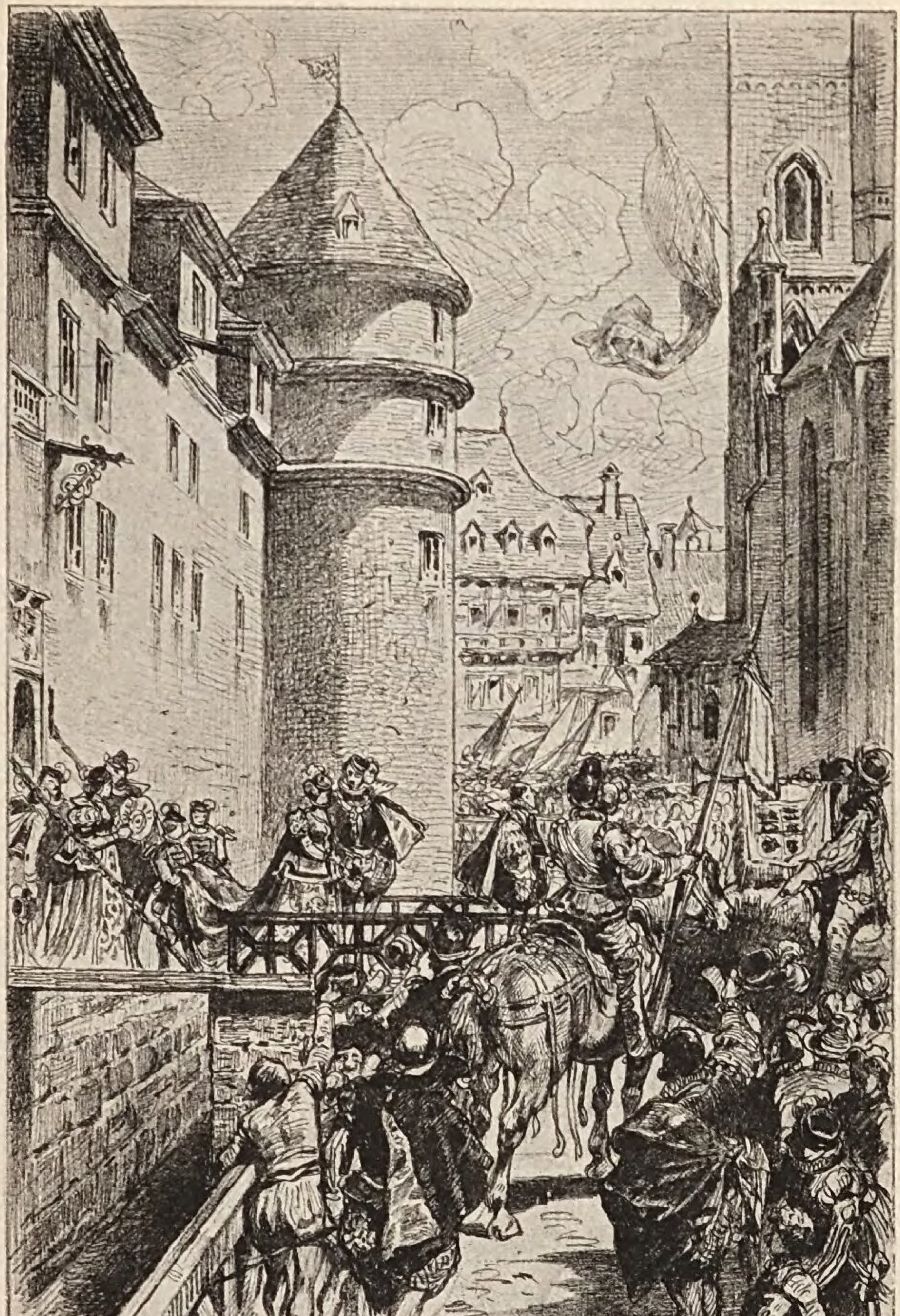
Bald ihn im Wildbad warm gewaschen,
Bald ihn nach Göppingen geschickt,
Den Quell zu trinken dort, den raschen —
Und doch war alles nur geflickt.

Da sprach der Herzog: „Dank euch allen!
Ihr flicket eben, wie ihr könnt,
Doch würd' ich in Verzweiflung fallen,
Wüßt' ich kein besser Element!
Mein Leib sinkt unter keinem Schwertstreich,
Und doch muß es gestorben sein;
Drum lasset ab! Ein kühles Erdreich
Wird bald mein bester Doktor sein."

Dann hat der Hort des Vaterlandes,
Er, der mit Gott und Volk vertraut,
Und nie sein Haus auf leichten Sandes,
Nein auf des Felsen Grund gebaut,
Dann hat er jenen goldnen Anker
Ergriffen mild und glaubensvoll,
Mit dem noch stets ein Tödtlichkranker
Den Himmelsport erreichen soll..

Er sprach zuletzt: „Wann ich gestorben,
Dann singt das Lied nach meinem Sinn:
Im Namen deß, der mich erworben,
Mit Fried und Freud fahr' ich dahin!" —
Er schied. Sie haben's ihm gesungen;
Sein Leben, Sterben wirket fort,
Und heute noch ist unverklungen
Sein Fürstenwerk, sein Christenwort.

A. Knapp.



Herzog Ludwigs Hochzeit, Stuttgart 1585.

z. S. 156

Das Sinken der neuen Zeit.

Herzog Ludwig.

1568—1593.

Der lebenslustige Herzog Ludwig, von seinem geistig selbstständigen, rastlos thätigen, überallhin unterhandelnden Vater, (H. Christoph), ganz verschieden, ähnelte letzterem doch im guten Willen und Geradsinn. Auch besaß er natürlichen Verstand und Mutterwitz. Aber sein Auge sah schärfer im Walde als im Staatsrath.. Den ursprünglich dem Herzog Eberhard im Bart geltenden Lobspruch: „Wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollt billiger Gott sein, denn unser Herr von Wirtenberg?" trug man auch auf ihn über.. Treuherzig, wie Ludwig mit seinen Unterthanen zusammenlebte, kehrte er als Witwer 1584 bei dem reichen Hans Koch in Ebingen ein. Dieser setzte seine Tochter als Braut gekleidet mit einer Flittergoldkrone neben den Herzog und bot sie ihm zur Gemahlin an nebst tausend Gulden Heiratgut. Der Herzog nahm den Scherz gar nicht übel auf. Er alterte aber frühzeitig, zum Theil in Folge zu starken Weingenusses; sein Geheimerrath Jäger, scherzweise genannt der Herzog Melchior, stellte ihm einmal vor, wie durch das Zuvieltrinken die Natur und Komplexion verwirrt werde, überhaupt viel Böses erfolge..

C. F. Stälin, Wirtemb. Geschichte, IV. 1873. S. 793 ff.

Hans Koch von Ebingen.

Hans Koch, der feste Bürger, sitzt
Zu Stuttgart in der Landschaft,
Ein guter Sinn und Seckel schützt
Die Ehre seiner Standschaft.
Er weiß, er hat ein eignes Haus,
Drum macht er sich so viel nicht draus,
Weg von der Brust zu sprechen.

Ein milder Herr der Ludwig ist,
Liebt seine Unterthanen,
Doch auch den Wein zu jeder Frist,
Und zecht, wie seine Ahnen.
Und weil er will des Volkes Heil,
So nehmen auch die Stände Theil
An manchem guten Mahle.

Einst sitzen sie bei ihm zu Tisch,
Hans Koch an seiner Seite;
Es ruft der Fürst: „Getrunken frisch!
Kraft braucht's zu neuem Streite!"
Da wehret sich ein jeder Stand,
Prälaten und das ganze Land,
Zur Eintracht stimmt der Becher.

Herrn Hans verschwimmet Stand und Rang
Im weiten Meer des Weines;
„O Herre," spricht er, gar nicht bang,
„Versprechet mir ein Kleines!
Wie mir's bei Euch gefallen hat,
Führt Euch der Weg durch meine Stadt,
Laßt's Euch bei mir gefallen!"

O weh, das kecke Wort verstört
Und schlägt die Zecher nieder,
Und ein Gehorsamsfieber fährt
Den Herrn durch alle Glieder.
Da tröstet sie des Herzogs Blick,
Er winkt mit gnädigem Genick:
„Wie sollt ich's Euch versagen!"

Und friedlich nach dem frohen Schmaus
(Der Herr gab seinen Segen)
War bald der heiße Landtag aus,
Gieng jeder seiner Wegen,

Nach Ebingen der alte Hans,
Er mästet Schwein, er stoppt die Gans,
Er eichet alle Fäßer.

Nach kaum zween Monden führt die Fahrt
Auf Hohentwiel den Fürsten;
Bei Ebingen im Tannenhart
Fängt es ihn an zu dürsten;
Da klopft es an des Hansen Thür:
„Lieb- und Getreuer, komm herfür,
Jetzt sollst du Wort mir halten!“

Und wie sich thun die Thüren auf,
Ist schon der Tisch gedecket,
Dem Fürsten und dem Dienerhauf
Das Festmahl weidlich schmecket,
Der Herzog lehrt's den ganzen Hof,
Der Ritter trank, der Knappe sof,
Der Jagdhund kaut' am Troge.

„Ei Koch, ei Koch! ihr seid ein Koch!
Ihr backet gute Krapfen!
Und wächst ein feines Weinlein doch
An euren Tannenzapfen.
Heil eurem Haus und ewig Ehr!
Nur Eines fehlt: was ist er leer,
Der Platz zu meiner Rechten?“

„Das Beste kommt, o Herr, zuletzt!“
Spricht Hans mit tiefem Neigen.
„Mit beff'rem Wein den Tisch besetzt!
Ihr Geiger, spielt den Reigen!“
Da thut sich auf ein Seitenthor,
Ein rosig Mägdlein tritt hervor,
Den Brautschmuck in den Haaren.

„Ei schauet,“ ruft Herr Ludwig, „schaut!“
Er ruft's mit Wohlgefallen.
„So lang bargst du die schöne Braut,
Die Tochter in den Hallen?“
Da nimmt Herr Hans das süße Kind,
Das goldgeschmückte, führt geschwind
Dem Herzog es zur Seite.

„Ein Witwer seid Ihr, Gott erbarm!
Mein Haus ist ohne Schulden!
Schmuck ist mein Mägdlein, ist nicht arm,
Sie bringt Euch tausend Gulden!
Herr! Euer ist die schöne Braut,
Für dieses Mahl Euch angetraut
Zu Euren rechten Handen!“

Der Herzog sieht sich an die Maid,
Ja, sie ist ohne Tadel.
Ihr reiner Leib im seidnen Kleid,
Er ist von Gottes Adel.
Drum schämet auch der Fürst sich nicht,
Sich mit dem schönen Kind verspricht
Auf dieses Mahles Freuden.

Er steckt ihr an ein Fingerlein
Von lauteren Demanten,
Er setzt sie an die Seite sein,
Beim Schall der Musikanten,
Und mit des reichen Mahls Beschluß
Darf sie dem Bräutigam den Kuß
In Ehren nicht verwehren.

Drauf sattelt man dem Herrn das Roß,
Er dankt von ganzer Seele,
Er lädt den Vater auf sein Schloß
Auf Gaumen und auf Kehle;

Nur auf dem Landtag, bittet er,
Da soll fortan der werthe Schwäh'r
Den Schwiegersohn bedenken.

G. Schwab. 1822.

Nikodemus Frischlin.

† 1590.

Ihn schloßen sie in starre Felsen ein,
Ihn, dem zu eng der Erde weite Lande.
Doch er, voll Kraft, zerbrach den Felsenstein,
Und ließ sich abwärts am unsichern Bande.
Da fanden sie im bleichen Mondenschein
Zerschmettert ihn, zerrissen die Gewande.
Weh! Muttererde, daß mit linden Armen
Du ihn nicht auffiengst, schützend, voll Erbarmen!

J. Kerner.

Das Element der Geister
Ist Freiheit nur allein,
Des Liedes echter Meister —
Er kann nicht Sklave sein.
Der Lerche Hymnen klingen
Nur schön aus freier Luft,
Und Nachtigallen singen
Nicht in der Todtengruft.

Zum höchsten Fels sich schwinget
Der Aar im Liebesdrang,
Ein freier König, singet
Er dort den Sonnensang;
Dort schreckt kein Feindesbogen,
Dort trifft ein Pfeil ihn nie,
Da rauscht in vollern Wogen
Der Strom der Melodie.

Wie wurdest du bezwungen,
Du stolzer Aar, Frischlin?
Wie ist dein Sang verklungen,
So mächtig einst und kühn?
Die Schranzen macht erzittern,
Der Pfaffen stolzen Bund,
Wie Blitz aus Ungewittern,
Das Wort aus deinem Mund.

Da giengs an eine Hetze
Land auf- und niederwärts,
In des Verrathes Netze
Fieng sich das große Herz.
Auf Urachs schroffer Feste
Schloß man den Adler ein,
Im hohen Felsenneste,
Da soll dein Lustsitz sein.

Wohl ist er nah der Wolke
Wie es der Adler mag,
Doch dringt zu seinem Volke
Von dort kein Harfenschlag.
Schwer drücken Fesseln nieder,
Wie einen Sohn des Mords,
Den Sänger stolzer Lieder,
Den Mann des freien Worts.

Der Lerchen muntre Chöre,
Die Falken sieht er ziehn,
Weit über Land und Meere
Möcht er mit ihnen fliehn.
Er hört des Donners Schläge,
Er sieht die Blitze sprühn
Die glühenden Schlangenwege
Am schwarzen Himmel hin.

Er ruft dem Blitz, dem schnellen,
Er fleht den Donner an,
Den Kerker ihm zu hellen,
Zu brechen ihm die Bahn.
Doch will kein Gott ihn retten,
Ihn faßt ein wilder Geist,
Er greift und sprengt die Ketten,
Und Stab und Gitter reißt.

Hoch auf der Mauer steht er,
Gerettet wie er meint:
Da wird der Mond Verräther,
Der ält'ste Dichterfreund.
Getäuscht von seiner Helle,
Vom Drang der Freiheit warm,
Stürzt von der schroffen Stelle
Dem Tod er in den Arm.

Da lag es still, getödtet,
Das Herz so kühn und groß!
Von seinem Blut geröthet
War rings das Felsenmoos.
Und aus des Busens Quelle,
Wie frommer Glaube spricht,
Blüht eine Blum zur Stelle,
Die man sonst nirgends bricht. *)

Nicht lebet im Gedichte
Er, der Tyrann ihm war,
Brandmarkt vom Weltgerichte
Ist seiner Hasser Schar;

---

*) An der Stelle, wo Frischlin starb, soll eine Orchisart, deren Blumen einem Todtenkopfe ähnlich sehen (Ophrys arachnites), hervorgesproßt sein.

Dreihundert Lenze kamen
Seitdem wohl auf die Flur,
Stets hat des Sängers Namen
Erneuert die Natur.

W. Zimmermann.

Schwäbische Renaissance.

Die schwäbischen Lande spielen in der Geschichte der deutschen Renaissance eine der bedeutendsten Rollen, nicht bloß durch die Fülle der Denkmäler und ihren künstlerischen Werth, sondern mehr noch durch die große Mannigfaltigkeit ihrer Schöpfungen. Denn während in der Pfalz fast ausschließlich die Fürsten als Förderer der künstlerischen Entwicklung auftreten, während andererseits in der Schweiz und im Elsaß die Architektur dieser Epoche fast ausnahmslos bürgerlichen Interessen dient, treten in Schwaben beide Richtungen kraftvoll ausgeprägt hervor, wie im Wetteifer einander fördernd und steigernd. In erster Linie ist es das kunstliebende Geschlecht der wirtembergischen Fürsten, welches in den mittleren Theilen des Landes eine ansehnliche Zahl stattlicher Bauten hervorruft, die mit dem Schönsten und Bedeutendsten in unserer Renaissance sich messen können; sodann aber kommt die Thätigkeit der Reichsstädte in Betracht, unter welchen Augsburg und Ulm einen hohen Rang in der deutschen Kultur- und Kunstgeschichte einnehmen, andere, wie Heilbronn und Nördlingen, Gmünd und Eßlingen, sich in zweiter Linie wetteifernd anschließen. So umfaßt die Renaissance Schwabens alle Seiten des damaligen deutschen Kulturlebens und bildet für sich wie keine andere unserer Provinzen im kleineren Rahmen ein vollständiges Spiegelbild des großen Ganzen.

Lübke, Geschichte der deutschen Renaissance. 1872. S. 319 f.

Heinrich Schickhart,

geb. 5. Februar 1558 zu Herrenberg,
gest. im Januar 1634 ebendaselbst.

Als welsche Meister endlich wieder fanden
Zur alten Kunst die einfach schönen Pfade,
Da trug auch er Pilaster und Arkade,
Der Ersten einer, nach den deutschen Landen.

Verschwunden ist die zierliche Fassade,
Vor der bewundernd unsre Väter standen,
Wo sie das Wehen hoher Kunst empfanden,
Die er geschöpft am Tevere-Gestade.

Doch ward sie gleich durch Barbarei vernichtet,
Ein schöner Haus hat er sich aufgerichtet
Im Geiste derer, die für Kunst entbrennen.

Dort hat er hundert Werke aufgeschichtet,
Die ihn voll Achtung ihren Vater nennen,
Und seine Thatkraft, sein Genie bekennen.

A. Seubert.

VIII.

Das böse Jahrhundert.

> Ein Tummelplatz von Waffen ist das Reich,
> Verödet sind die Städte . . .
> . . . Gewerb und Kunstfleiß liegen nieder,
> Der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger alles,
> Straflose Frechheit spricht den Sitten Hohn,
> Und rauhe Horden lagern sich, verwildert
> Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.
>
> Schiller, Prolog zu Wallensteins Lager.

In der gesammten Geschichte der Menschheit mag es nur wenige kriegerische Ereignisse gegeben haben, welche in derselben Weise wie der dreißigjährige Krieg große Reiche auf Jahrhunderte zurückbrachten und gründlich ruinirten. Kein Land aber war so schwer heimgesucht worden, als das Deutsche Reich. Als der Kriegssturm endlich nach dem Westfälischen Frieden zum Stillstand gebracht worden war, lag das weite Reich schwer aufathmend zu den Füßen seiner eigenen und der fremden Dränger. Da war nichts mehr übrig von dem alten Wohlstand, der in Stadt und Land angesammelt war und der vereint mit hoher Bildung und Kunst die Städte des Reichs einst neben die reichen Städte in Italien und in den Niederlanden gestellt hatte. Statt seiner waren schmutzige Armut, Elend und Verwilderung aller Orten eingezogen. Da war nichts mehr übrig von der alten Macht des Reichs, von seiner Achtung und Geltung bei den Nachbarn. Zum ohnmächtigen Schatten war das Reich und sein Repräsentant, der Kaiser,

geworden. Das Reich selbst ein zufälliges Nebeneinander von durchaus selbständigen Fürstenthümern und Städten in großer Zahl. Für fremde Einmischung, für den fremden Dränger eine recht bequem zugeschnittene Staatsform. Da war wenig mehr übrig von der ehemals zahlreichen, in der Kultur hochstehenden Bevölkerung. In dem schwachen Rest lebte nach all den Stürmen der fremden Kriegsvölker und nach allen Mißhandlungen hauptsächlich ein Gefühl, das der Furcht vor den Fremden und der Unterschätzung der eigenen Kräfte; und wie lange Zeit und wie vielfache Erziehung durch alle Wechselfälle der Geschichte hat es bedurft, um dies Gefühl durch Selbstschätzung und Nationalgefühl zu verdrängen!

A. Pfister, Das Infanterie-Regiment Kaiser Wilhelm (2. Württ.) Nr. 120. 1881. S. 1 f.

Calws Klaglied.

Ich Calw, von Wirtembergs nicht unberühmten Städten,
Stund in der Haare Schmuck belaubten Cedern gleich;
Die Arbeit meiner Hand sandt' ich aus den Werkstätten,
Gewoben und gefärbt, in manches fremde Reich.
Jetzt habe ich erlitten durch Feuer, Hunger, Schwert,
Daß ich die Kahle nun mit Recht genennet werd.
Doch wann der böse Saft durch's Feuer ist verzehret,
So werde mir von Gott ein neuer Schmuck bescheret!

J. V. Andreä, Threni Calvenses.

Zwei jugendliche Helden.

Das Mittelalter und der Beginn der neueren Zeit führt uns so oft jugendliche Helden vor, welche fast noch im Knabenalter Armeen anführten und sich schon mit Ruhm bedeckt hatten, ehe sie den Lebensjahren nach in's wirkliche Mannesalter getreten. Der individuellen Begabung und Entwicklung scheint jene Zeit noch Rechnung getragen zu haben. Die Regeln, welche heutzutage bei Erziehung und Einführung in's Leben

einzuhalten sind, erlauben es auch dem Begabtesten, geistig und körperlich am meisten Vorgeschrittenen, kaum, ohne weiteres in die Welt hineinzustürmen und einen Schritt vom vorgezeichneten Wege abzuweichen. Mehr und weniger Begabte, hohe und niedere Sprößlinge sehen sich an allgemein geltende Regeln gebunden, so daß die wirkliche Thätigkeit eines Mannes, nur etwa Künstler dann und wann ausgenommen, auch erst mit dem wirklichen oder reiferen Mannesalter beginnt.

So eingeschränkt sehen wir zwei junge Kriegshelden aus dem Wirtemberger Haus, die Prinzen Magnus (1594—1622) und Max Emanuel (1689—1709), nicht. Beide Helden, der Zeit nach fast durch ein Jahrhundert von einander getrennt, hatten von zarter Jugend auf sich den Waffen gewidmet, hatten oftmals, fast noch als Knaben, dem Feind in's Auge gesehen und waren beide mitten heraus aus ihren Idealen und Jugendstürmen weggerafft worden. Der eine fiel, für seinen Glauben streitend, an der Spitze seiner Kürassiere bei Wimpfen; der andere hatte bei Pultawa für die Rettung des königlichen Freunds gefochten und ist aus Gram über die verlorene Schlacht wenige Wochen darauf gestorben . . .

A. Pfister, im Schwäbischen Merkur 1881. Nr. 67.

Prinz Magnus,

geb. 2. Dezember 1594 zu Kirchheim u. T.,
gefallen 26. April 1622 in der Schlacht bei Wimpfen.

Der Morgen graute zu der Wimpf'ner Schlacht,
Da kam vom Bruder Herzog ihm ein Bote:
„Verlaß des Badner's Heer, das schwerbedrohte,
Umsonst der Kampf, zu groß des Feindes Macht.“ —

Er aber rief: „Zum Siege oder Tode
Hat mich hierher des Glaubens Noth gebracht,
Ich harre aus! — Auf, Kürassier', erwacht!
Dem Feind an's Herz im frischen Morgenrothe!“

Er ließ den Helm, den Harnisch ließ er liegen
Und stürmte fort — Max Piccolomini!
Ha, wie zermalmend seine Reiter fliegen!

Zweimal zerstäubt des Baiers Infant'rie,
Doch Uebermacht — o Qual! soll endlich siegen,
Zerhackt, zerstochen stürzt er in die Knie.

*

Prinz Max Emanuel,

geb. 27. Februar 1689 zu Stuttgart,
gest. 25. September 1709 zu Dubno in Rußland.

O klaget nicht die früh verwelkte Blüte,
Wenn sie auch zwanzig Sommer nur geseh'n!
Sie fühlte doch den Sturm der Schlachten weh'n,
Am Strahl des Ruhms ihr junges Herz verglühte!

Der zwölfte Karl sah ihn zur Seite steh'n,
Der Knabe focht, ein Alter an Gemüthe;
Wo Schwert und Kugel ihr Verderben sprühte,
Da war auch er und pflückte sich Trophä'n.

Ach, bei Pultawa krallte sich der Aar
Umsonst so wüthend in der Feinde Schar!
Die Uebermacht brach endlich seine Schwingen.

Den eig'nen Degen reichte ihm der Zar,
Doch Ehre kann so herben Gram nicht zwingen,
Das junge Herz — es mußte dran zerspringen.

A. Seubert.

Widerhold und Herzog Eberhard III.

(Nach 1634.)

Zu Straßburg saß verlassen
Der Herzog und mit Grau'n
Sah er die Feinde prassen
In seines Landes Gau'n.

Er sah mit nassen Blicken
Herüber über'n Rhein,
Ihm fehlt's an allen Stücken,
An Geld, an Brot und Wein.

Der Gast ist nicht in Ehren,
Zumal in fremdem Land,
Kommt er, statt zu verzehren
Sein Geld, mit leerer Hand.

Wer sollt' ihm Hilfe senden?
Des Geldes letzten Rest
Hat längst mit Räuberhänden
Des Kaisers Heer erpreßt.

Oft sah der Herr mit Schmerzen
Sein Kinderhäuflein steh'n,
Oft wollt' dem Vaterherzen
So Kraft als Muth entgeh'n.

Einst, als ihm so umfangen
Das Herz der Sorgen Pein,
Ein Bettler trat gegangen
An schwerer Krück' herein.

Er sprach: „Trotz allen Neidern,
Ein treuer Unterthan,
Schlich ich in diesen Kleidern
Zu Euch auf sich'rer Bahn;

Die Krücke soll Euch rathen,
Der Kern ist ausgehöhlt,
Und viel sind der Dukaten
Für Euch hineingezählt;

Euch fürstlich zu vergnügen.
Schickt dieses Holz voll Gold,
— Den Preis von unsern Siegen, —
Euch Konrad Widerhold."

R. Magenau.

Auf Widerholds Grabdenkmal in Kirchheim u. T.

Der Kommandant von Hohentwiel,
Fest wie sein Fels, der niemals fiel,
Des Fürsten Schild, des Feindes Tort,
Der Künste Freund, der Armen Hort,
Ein Bürger, Held und Christ wie Gold:
So schläft hier Konrad Widerhold.

Albert Knapp. 1834.

Westfälischer Friede. Joh. Konr. Varenbüler.

1648.

Es ist bekannt, welch' ein schwieriges, verwickeltes und langdauerndes Geschäft es war, dem schrecklich verheerten Deutschland den Frieden wieder zu geben. Es durchkreuzten sich hier so verschiedene Interessen, es gab so mancherlei Ansprüche, es kamen so viele zum Theil sehr kitzliche Punkte zur Sprache, es war ein so heftiges Spiel oft kleinlicher Leidenschaften, daß ein großer Geist, tiefe Staatsklugheit, unerschütterliche Standhaftigkeit und unermüdliche Ausdauer dazu gehörten, hier seine Zwecke durchzusetzen. Besonders war dies der Fall, wenn es, wie bei Wirtemberg, durchaus an aller Macht, allem Einfluß fehlte, wenn, wie hier, sich die Schwierigkeiten noch dadurch häuften, daß kaiserliche Minister selbst Stücke des Landes besaßen, daß Baiern die wirtembergische Herrschaft Heidenheim innehatte, und die katholischen Prälaten und die Jesuiten die reichen Klostergüter durchaus nicht mehr herausgeben wollten, und wenn es dabei auch so sehr an dem Mittel fehlte, welches oft mehr als das klarste Recht, als alle Vorstellungen half, am Gelde. Wenn unter solchen Umständen Wirtemberg seine Wiederherstellung so vollständig, klar und bestimmt ausgedrückt erlangte, wie kein anderer Stand des Deutschen Reichs, so muß

man wahrlich die Männer bewundern, welche solch eine Herkulesarbeit glücklich zu Stande brachten. Zumal das Angedenken Johann Konrad Varenbülers, des Retters seines Vaterlandes in den Zeiten schwerer Noth, wird immer jedem Wirtemberger heilig sein. K. Pfaff, Wirtembergischer Plutarch. 1830. S. 123.

Johann Konrad Varenbüler,

geb. 26. November 1595 zu Stuttgart,
gest. ebendaselbst 10. April 1657.

Zerstückelt lag das Vaterland. Es rissen
Sich fremde Fürsten um den fetten Bissen,
Die Pfäfflein wollten auch ihr Theil nicht missen,
Es galt den Bauch so gut wie das Gewissen.

Da hat sein Wort in jenen schweren Tagen,
Sein rascher Eifer und sein kluges Wagen,
Der Ränke Macht wie Spinngeweb zerschlagen,
Zum guten Schluß das Beste beigetragen.

Es einten sich die abgeriss'nen Stücke
In neuem Guß dem alten festen Kern,
Zum Heil der Zukunft stand die sichre Brücke.

Gelohnt ward's ihm, nicht nur von seinem Herrn:
Der Kaiser gab den Adel ihm zurücke —
Dem Adel vielmehr einen neuen Stern.

A. Seubert.

Johannes Kepler,

geboren zu Weil der Stadt 27. Dezember 1571,
gestorben in Regensburg 15. November 1630.

Dir rief das Leben frühe zu: entsage!
Und du entsagtest ruhig, ohne Grollen;
Mit tiefem Denken, mit erhabnem Wollen
Ergriffst du mächtig jede höchste Frage.

Du hiengest an den Aether deine Wage
Und wogst die goldnen Kugeln, die da rollen;
Zu Harmonieen ward, zu wundervollen,
Dir diese Welt des Leides und der Klage.

Und als sich nun in grenzenlosem Grauen
Verloren deines Lebens dunkle Pfade,
Da hob erbarmend sich in deine blauen

Lichthöhen zu sich auf der Gott der Gnade,
Dort darfst du, was du sehnend suchtest, schauen,
Ein Heiliger die seligen Gestade.

Adolf Bacmeister.

Kepler und Brenz.

Zur Enthüllung des Kepler-Denkmals in Weil der Stadt 24. Juni 1870.

Kennt ihr im Lande Schwaben Das Städtlein winzig zwar,
Das, groß an Geist und Gaben, Manch edlen Sohn gebar,
Das nun in Einem Jahre, Von Mutterstolz beglückt,
Dem größten Söhnepaare Das Grab mit Rosen schmückt?

Dem Sohn, der in den Sternen Die Schrift der Allmacht las,
In hohen Himmelsfernen Die Bahn der Welten maß,
Die ewigen Gesetze Des Sphärenlaufs erkannt
Und mit dem Zahlennetze Das weite All umspannt;

Der, von dem Mordgetümmel Des Glaubenskriegs umrauscht,
Den Harmonie'n der Himmel, Der Sphären Lied gelauscht;
Der, in den goldnen Gassen Der obern Stadt zu Haus,
Auf Erden zog verlassen Um's Brot landein und aus —

Ihm hat ein spät Jahrhundert Des Dankes Zoll bezahlt
Im Erzbild, das bewundert Auf hohem Markte strahlt.
Und mag das Erz auch dunkeln: Als Keplers Monument
Muß durch Aeonen funkeln Das ganze Firmament. —

Doch weil das Volk in Massen Sein hohes Bild umdrängt,
Zu stillen Vorstadtgassen Hab ich den Schritt gelenkt;
Da steht ein alt Gemäuer, Auch dort aus niedrem Thor
Gieng einst ein Held vieltheuer, Ein edler Sohn hervor.

Nicht in des Aethers Fernen, Nach der Planeten Lauf,
Er hub zu andern Sternen Sein Auge forschend auf;
Noch süßern Himmelskunden, Denn Sphärenharmonie'n,
In stiller Nächte Stunden Hat er sein Ohr gelieh'n.

Das Buch der Gnad und Wahrheit War seine Sternenwelt,
Wo Licht um Licht voll Klarheit Ihm Geist und Herz erhellt;
Ein himmlisch Lied der Sphären Vom obern Heiligthum
Sang ihm zu Gottes Ehren Das Evangelium.

Und brüderlich verbündet Dem großen Bergmannssohn,
Hat er's der Welt verkündet Mit frohem Zeugenton,
Hat kühn dafür gestritten, Ein Held in Gottes Wort,
Hat treu dafür gelitten, Gejagt von Ort zu Ort.

Versteckt vor spanischem Späher, Hat ihn das Huhn genährt,
Wie einst dem alten Seher Der Rabe Brot beschert,
Bis Er, der auf ihn deckte Den Schild zur bösen Zeit,
Ihn auf den Leuchter steckte, Zu leuchten weit und breit.

Dem Herzog zugesellet Als trauter Herzensrath,
Hat er im Land bestellet Die frische Glaubenssaat;
Auf Stuttgarts Predigtstuhle Den Alten schenkt er Wein,
In Kinderlehr und Schule Die Milch den Kleinen ein.

Drum, standest du zu Füßen Des Keplermonuments,
Geh, still noch zu begrüßen Das Haus des Johann Brenz,
Und trittst du aus den Thoren, So segne Weil die Stadt,
Die zwei Reformatoren Der Welt gegeben hat.

Sprich: Heil dem Lande Schwaben, Dem solch ein Heldenpaar,
Zwiefältig groß an Gaben, Die kleinste Stadt gebar!
Sag Preis dem Gott der Götter, Der durch der Sterne Licht,
Wie durch der Bibel Blätter Zum Sohn des Staubes spricht!

K. Gerok.

Johann Valentin Andreä.

1586—1654.

Während viele Prediger der Religion des Lichts und der Liebe durch fruchtlose Grübeleien und durch Erregung und Unterhaltung erbitterter Bruderzwiste ihres Lebens Aufgabe zu lösen wähnten, waren es nur einzelne, die, von dem lebendigen Geiste des Christenthums getrieben, diesen Geist auch außer sich zu verbreiten suchten. Unter ihnen ragte aber, sowie über seine Zeit überhaupt, durch tief und bestimmt aufgefaßte Erkenntnis dessen, was ihr noth that und frommte, sowie durch ausgebreitete, segensreiche Wirksamkeit, der geistreiche und fromme Valentin Andreä herrlich hervor. Von dem Grundsatze ausgehend, daß das Christenthum nicht in dem wissenschaftlich ermittelten und bestimmten Begriffe der Lehre, sondern in der Verbindung des kindlichen Glaubens mit der im Leben sich ausprägenden, gottseligen Gesinnung bestehe, trat er mit demselben Eifer der Spitzfindigkeit, die, in unfruchtbaren Worten und Formen sich abmühend, über das Unerforschliche zu entscheiden sich vermaß, und der Schwärmerei, die das Uebersinnliche zu sehen und zu empfinden träumte, entgegen, und suchte durch Erregung frommer Gefühle im Lichte der reinen, evangelischen Wahrheit den lebendigen, evangelischen Sinn in den Gemüthern anzufachen. Und wenn ihm auch auf dem undankbaren Boden, der ihm zum Anbau angewiesen war, nur sehr unvollkommen gelang, was er in seinen Schriften und seiner amtlichen Thätigkeit anstrebte, so hinterließ er doch überall, wo er sein Tagewerk getrieben, als Helfer zu Vaihingen, als Spezial zu Calw und als Hofprediger Eberhards III., die schönsten und mannigfaltigsten Spuren seines Wirkens, bis er endlich im Grabe die Ruhe fand, die ihm der Neid und der theologische Haß auch in den stillen Mauern der Abteien zu Bebenhausen und Adelberg nicht gegönnt hatten.

J. G. Pahl, Geschichte von Wirtemberg. 1829. S. 215 ff.

Johann Valentin Andreä.

Im tief verborgnen Thale,
Dort wo der Schönbuch aus,
Erglänzt im Sonnenstrahle
Ein stilles Klosterhaus.

Es leuchtet die Kapelle
Von buntem Rosenschein;
Es steigt zur Himmelshelle
Des Thurms durchbrochner Stein.

Zu stiller Andacht Sitze
Das Kirchlein ist geweiht,
Doch von des Thurmes Spitze
Hört man die Glocke weit.

O meines Klosters Stille,
Wie bist der Welt du fern,
Wie dehnt sich Herz und Wille
In dieser Ruhe gern!

Du bargst in deinen Räumen
Den gotterles'nen Geist,
Der ohne Schranken und Säumen
Die weite Welt durchkreist,

Du hörtest seine Lieder,
Die vor den Herrn er trug,
Und klangst die Laune wieder,
Womit er Thoren schlug.

Aus deiner stillen Enge
Ist seiner Worte Kraft
Gewoget in's Gedränge
Der Zeit und Wissenschaft.

In deiner kleinen Zelle
Hat er vorausgesagt,
Daß kommen muß die Helle,
Worin es bleibend tagt.

Und Jeder hat die Stimme
Vernommen und gebebt,
Und Mancher hat im Grimme
Dawider angestrebt.

Doch däucht' es ihnen allen,
Als ob's ein Zauber wär';
Die Glocke hört' man schallen,
Und wußte nicht woher.

Nun ist das Kloster öde,
Die Kirch' zerfallen schier,
Des frommen Dichters Rede
Ist längst verklungen hier.

Aber in weiten Kreisen
Liegt ihm ein offnes Thal,
Und seinen Namen preisen
Die Edelsten zumal.

K. Grüneisen.

Die Baiersbronner.

1678 *).

Mit dreihundert Söldner=Knechten
Zog der Franzmann über'n Rhein:
Doch sie brachen, statt zu fechten,
Nur in deutsche Dörfer ein.

---

*) im sogen. Niederländischen Krieg, als Streifcorps der verbündeten Truppen die Schwarzwaldgegenden heimsuchten.

Sluitky war der Dörfer Schrecken,
War der Räuber Haupt; — ein Held,
Galt der Kampf gefüllten Säcken
Und des Landmanns blankem Geld.

Dräuend kamen sie geschritten;
Vor dem beutelust'gen Heer
Floh das Volk aus Haus und Hütten,
Und die Dörfer standen leer.

Auch ein Dörflein lag zur Seiten,
Baiersbronn, dem Walde nah,
Das der Held mit seinen Leuten
Sich zur Plünd'rung noch ersah.

Beute hofft er zu erwischen;
Doch der Schulze kühn und schlau,
Lag schon in des Walds Gebüschen,
Sie erwartend im Verhau.

Fünf und zwanzig wackre Jungen,
Angeflammt von deutschem Muth,
Folgten treu ihm, ungedungen,
In des Dickichts dunkle Hut.

„Hier auf den geengten Wegen,
Sprach er, muß der Feind sich nah'n,
Eilt, mit tapfrem Kugelregen
Nach Verdienst ihn zu empfah'n!"

Sorglos kam er angezogen
Durch des Weges enge Schlucht;
Hu! da kracht's aus weitem Bogen,
Und der Tod verbot die Flucht.

Und ein Jammern und ein Klagen
Stieg zum Himmel bang empor,
Mit der Keule ward erschlagen,
Wen nicht traf des Schützen Rohr.

Durch des Waldes Klüft' und Klingen
Stürmt in schnellem Flug die Jagd,
Keiner soll uns heut entspringen,
Der uns Plünd'rung zugedacht!

Und mit seinen Kameraden
Zog der Schulz zu frohem Schmaus
Schwer mit Beute drauf beladen
Abends unverletzt nach Haus.

Ihn begrüßt mit Freudenthränen
Greis und Mann und Weib und Braut,
Und den tapfern Rettersöhnen
Schallt des Dankes süßer Laut.

Ihre Namen uns zu melden,
Hat kein Dichter sich bemüht;
Doch unsterblich strahl' der Helden
Hoher Muth im späten Lied!

Und die Nachwelt soll es hören,
Schamroth, wie einst schwache Kraft,
Fremdem Uebermuth zu wehren,
Sich zum Kampfe aufgerafft.

Langer Schande wär' entronnen
Deutschland in des Zwingherrn Joch,
Gäb es viele Baiersbronnen,
In den deutschen Gauen noch!

R. Magenau.

Franzoseneinfälle.

1688.

Im Herbst 1688 waren viele Scharen des auf dem rechten Ufer des Rheins stehenden französischen Heeres in Schwaben und Franken ausgegangen, und hatten, die Rechte, die ihre Neutralität den Ständen verlieh, mit Hohn verletzend, durch Gelderpressungen, Plünderung und Mißhandlung alle Schrecken des Kriegs über die Länder gehäuft. In Heilbronn wurden die Bürger entwaffnet, dem Rathe die Regierung abgenommen, und ungeheure Forderungen gemacht und erhoben. Der Brigadier Melac, beauftragt im Innern von Schwaben den angeordneten Raubkrieg gegen die Wehrlosen zu führen, nahm mit 1500 Mann zu Fuß sein Hauptquartier in Eßlingen, leerte das ansehnliche Zeughaus der Stadt aus und drückte ihre Bewohner und die umliegende Gegend durch grausame und eigennützige Härte. Durch die Drohung, daß im Falle der Weigerung Stuttgart und Cannstatt verbrannt werden würden, wurde die Herzogin-Mitvormünderin und der Geheime Rath gezwungen, den Asperg zu übergeben (3. Dezember 1688), wogegen man jedoch die Versicherung erlangte, daß die Hauptstadt von allen Einquartierungen, Forderungen und Erpressungen befreit bleiben sollte. So bewilligte auch der Schrecken die Einräumung von Schorndorf, und der Kriegsrath Tobias Heller wurde dahin abgeordnet, um dieselbe zu vollziehen; als aber ein Aufruhr in der Stadt entstand, in dem die Weiber, die Gattin des Bürgermeisters Künkelin an ihrer Spitze, um den Verrath von ihren väterlichen Herden abzuwenden, die Hauptrolle spielten, ward der Abgeordnete genöthigt, der Haft, in der sie ihn gehalten hatten, zu entfliehen, und sein Auftrag blieb unerfüllt. So entgieng Schorndorf den Mißhandlungen, welche Montclar und sein Brigadier Peysonnel zu derselben Zeit an Tübingen verübten. Nachdem die Stadt und das Schloß sich ohne Gegenwehr ergeben hatten, wurden von der Universität 12000

und von der Bürgerschaft 20000 Gulden erpreßt, die Sprengung der Bollwerke vor dem Schlosse versucht, die Stadtmauern an drei Orten durch Pulver niedergeworfen, das Zeughaus auf dem Schlosse verheert, und das Geschütz hinweggeführt. In diesen Tagen der Angst ward der welterfahrene und gewandte Johann Osiander, Professor der griechischen Sprache, der Schutzengel der Stadt, indem er durch Klugheit und Entschlossenheit die noch größern Uebel abzuwenden wußte, die der grausame Montclar ihr zugedacht hatte.

J. G. Pahl, Geschichte von Wirtemberg. IV. 1829. S. 165 f.

Die Weiber von Schorndorf.

Von Weinsbergs schlauen Weiberchen
Hast, Bürger *), du gesungen
Und deine Verslein haben schön
In meinem Ohr geklungen:
Denn Weinsberg ist mir wohlbekannt,
Es liegt in meinem Schwabenland.

Allein da weiß ich wahrlich dir
Noch viel ein hübsch'res Städtchen,
Gar lieblich ist sein Lustrevier,
Gar niedlich seine Mädchen,
Und seine Weiber deutschen Bluts
Und deutscher Treu' und deutschen Muths.

Im leidigen Franzosenkrieg,
Den Gott verhüte, sandte
Sein Heer der große Ludewig
Nach Wirtemberg und brannte
In Städten und in Dörfern — ach!
Da blieb kein Ziegel auf dem Dach.

---

*) Gottfr. Aug. Bürger (1748—1794) in dem burlesken Gedicht: „Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt," welches in diese Sammlung wegen seines des Gegenstands (s. oben S. 41 ff.) nicht würdigen Tons keine Aufnahme gefunden hat.

Sein wilder Melac hatte schon
Das Land umher verheeret,
Und nur in Schorndorf war ihm nun
Zu hausen noch verwehret:
Nur Schorndorf, fest und wohl bewacht,
Trotzt' unerschüttert seiner Macht.

Darüber nun erboste sich
Mit allen seinen Rotten
Der Stolze, schickte trotziglich
Zum Herzog seine Boten
Und sprach: Gibst du nicht Schorndorf mir,
So zünd' ich an dein Stuttgart dir.

Gib, guter Fürst, dein Schorndorf hin,
Daß wir nicht alle sterben,
Ein kleines Uebel ist Gewinn,
Drum rett' uns vom Verderben! —
So fleht' in Stuttgart Weib und Mann,
Und ach! der Herzog mußte dran.

Ein dicker Junker mußte schnell
Hinauf gen Schorndorf reiten,
Des Feindes Droh'n und den Befehl
Des Herzogs anzudeuten.
Bald flog er mit bestäubtem Roß
Hinein zum Thor auf's Rathhaus los.

In Mänteln und Perrücken kam
Der Magistrat zusammen
Und der gestrenge Junker nahm
Das Wort, von Hoff mit Namen:
Ihr Herrn, da hilft kein Rath davor!
Gehorcht und öffnet euer Thor!

Da rieb sich nun gewaltiglich
Ein weiser Rath die Stirne,
Durchsucht' um Rath gar ängstiglich
Die Fächlein im Gehirne,
Rathschlagte hin, rathschlagte her,
Der kratzt' im Kopf, am Bauche der.

Indessen hatt' auch Fama nun
Im Städtchen austrompetet,
Zur Uebergabe hätten schon
Die Herren sich beredet,
Und morgen mit des Tages Schein
Zieh' unverwehrt der Erbfeind ein.

Da war's ein Lärmen überall
Und Weh- und Jammerklage,
Als hätte der Posaune Schall
Geweckt zum jüngsten Tage:
Mein Weib und Kind! ach, alles aus!
Schon brennt mir über'm Kopf das Haus!

Als alles so im Aufruhr war,
Der betete, der fluchte,
Und der sein Heil im Keller gar,
Der unterm Dache suchte,
Kurz alles durcheinander lief,
Da trat ein Weibchen auf und rief:

„So laufen wir, ihr Frau'n und Herrn,
Dem Teufel in den Rachen,
Den Feinden, welche nah und fern
Stets Treu und Glauben brachen,
Und lassen sengen unsre Stadt?
Das wäre traun ein feiner Rath!

„Ei! wie's so gut der Junker meint:
Macht hurtig auf die Thore!
Wohl mag er sein des Franzmanns Freund
Und seiner Louisdore!
Von Ulm rückt der Succurs herbei,
Zween Tage noch, dann sind wir frei!

„Drum Landsverräther alle, die
Von Uebergabe sprechen:
Mit diesem Arm erwürg' ich sie,
Mein Vaterland zu rächen:
Wer denkt, wie ich, versammle hier
Sich mit Gewehr und folge mir!"

Hui! gieng's die Straßen ab und auf,
Im Augenblicke waren
Versammelt auf dem Markt zuhauf
Zahllose Weiberscharen,
Mit Ofengabeln in der Hand
Zu fechten für ihr Vaterland.

Heraus, du Lumpenjunker, der
Dem Feind uns will verrathen!
Heraus, ihr alle, die noch mehr
Zu gleichem Frevel rathen!
So riefen hundert, stürmten dann
Auf alle Rathhausthüren an.

Bang ward's den Herren allzumal,
Gar bang dem Junker drinnen;
Wohl auf und nieder Trepp' und Saal
Rannt' er und wollt' entrinnen.
Ach! nirgends Rettung! In der Noth
Befahl er seine Seele Gott.

Aus breiter Brust erschallt' umsonst
Des Bürgermeisters Stimme;
Ach, weiser Spruch und Rednerkunst
Prallt' ab an ihrem Grimme!
„Schweig! sonst — so wahr dein Weib ich bin" —
Rief Madame Bürgermeisterin.

„Und kurz, nach Hause kommt ihr nicht
Zur wohlgeschmälzten Schüssel,
Bis heilig euer Mund verspricht,
Zu weigern Stadt und Schlüssel.
Sagt, wollt ihr?" — Ja, wir wollen! rief
Senatus und erseufzte tief.

„Nein! rief ein alter Biedermann,
Zur Schüssel nicht, zum Kampfe!
Weg Mantel! weg Perrück' und dann
Hin zum Kanonendampfe!
Seht unsrer Weiber Heldenreih'n!
Drum auf und laßt uns Männer sein!"

Und flugs besetzt war Wall und Thor,
Ein Muth beseelt sie alle.
Und sieh! da zeucht am Berg hervor
Mit lautem Trommelschalle
Herr Melac, wähnt in seinem Sinn,
Er sei so gut, als schon darin.

Als er das Thor verschlossen fand,
So wollt' ihm's nicht behagen:
Er droht' und schwur, das ganze Land
Im Schnappsack wegzutragen,
Schickt' ab Trompeter ohne Zahl —
Die Antwort donnert ihm vom Wall.

Indessen rückte schnell herbei
Succurs vom Donaustrande, —
Da legt' er alle Segel bei
Und floh mit Schimpf und Schande.
Die Deutschen rüstig hinten drein
Verjagten ihn bis hin zum Rhein.

Den dritten Tag kein Franzmann war
Im Lande mehr zu finden,
Und in der Angst vergaß er gar,
Auch Stuttgart anzuzünden.
Und alles sprach: dies danken wir
Den Weibern Schorndorfs für und für!

Karl Friedr. Reinhard.

Die Bürgermeisterin von Schorndorf.

Rathsküfer.

Guten Morgen, Frau Gevatterin! Grüß Gott, schöne Base Bertha!

Bürgermeisterin. Bertha.

Guten Morgen, Gevatter Kurz!

(Bertha nimmt einen Krug vom Gläserschrank und schickt sich an Wein zu holen.)

Rathsküfer.

Nix da! Nix da! schöne Jungfer Base! Bin zwar noch ganz nüchtern, ganz nüchtern auf Küfers-Parole! Aber so lang es so aussieht mit der Stadt, kommt kein Tropfen über des Rathsküfers Lippen.

Bürgermeisterin.

Stehts denn so gar schlimm, Gevatter Kurz? Sind die Beiden, der Hauptmann, mein ich, und der Diethold wirklich gefangen?

Rathsküfer.

Noch ists nicht gewiß. Man sieht die Welschen immer noch herumstreifen, als suchten sie nach ihnen. Aber was nützt es uns

im Augenblick, da wir sie doch nicht hereinkriegen! Es sei denn, daß ihm ein Engelein seine Flügel leihen wollte, kommt kein Menschenkind mehr in die Stadt. Ringsum Welsche! Und im Vertrauen gesagt, Frau Gevatterin, noch vor Mittag werden sie eingelassen sein. Ich hab drunten im Rathhaus ein Ohr an die Thür gehalten —

Bürgermeisterin.

Und?

Rathsküfer.

Gemerkt, daß die Herren dem Faß selber den Boden einschlagen wollen.

Bürgermeisterin.

Soll heißen: sie wollen die Stadt ohne jeden Widerstand an die gottlosen Feinde ausliefern?

Rathsküfer.

Ohne jeden Widerstand, gerade das ist's ja, was mich rasend machen könnte. Aber ich hab mir's gleich gedacht, wie ich das Aktengesicht hab' die Rathhausstaffel hinaufgehen sehen, daß der den Hahnen laufen läßt.

Bürgermeisterin.

Und der Rath?

Rathsküfer.

Will zu dem Ja des Herrn sein unterthänigstes Amen sagen. Hab's ja auch schon lang gesagt, es kommt im Rathhaus immer weniger Wein hinauf und derohalb auch immer weniger Gescheides herunter.

Bürgermeisterin.

Und die Besatzung?

Rathsküfer.

Sind wackre Leute sonst, wie Ihr wißt, sie und ihr Kommandant haben's einander eidlich zugelobt gehabt, bis auf den letzten Blutstropfen bei einander zu verbleiben und sich gegen die schändlichen Welschen als rechte deutschtreugesinnte Biedermänner zu wehren. Aber jetzt fehlt ihnen der Hauptmann, und der Herr Kriegs- und Kirchenrath hat's ihnen überdies schriftlich vorgezeigt, daß er allein in der Stadt zu befehlen hat.

Bürgermeisterin.

Doch bei der übrigen Burgerschaft?

Rathsküfer.

Lauft's auch kahnig, seitdem der Diethold wer weiß wo ist. Ja wenn der Herr Kriegs- und Kirchenrath mit einem guten Beispiele vorangienge und der Herr Gevatter Burgermeister mit seinen Herren brav nachfolgte — dann, ja dann thäten die Burger auch nicht dahinten bleiben. Aber einmal ohne Befehl von oben oder vielleicht auch gegen der nächsten Obrigkeit Befehl und Willen ein rechter Kerl zu sein, weil's besondere Zeit ist und besonderer That braucht — nein, nein! da ist vom deutschen Mann dermalen nichts zu hoffen!

Bürgermeisterin.

So weiß Er also keinen Rath, Gevatter!

Rathsküfer.

Keinen, so wahr ich dastehe. Just darum stehe ich ja eigentlich da, weil ich keinen weiß und —

Bertha.

Doch nicht bei uns sich einen holen will?

Rathsküfer.

Bei wem sonst? Wie hat doch nur immer mein seliger Vater gesagt, wenn er recht in der Klemme war? Da muß ich schon meine Alte fragen, hat er gesagt, mein seliger Vater, denn wenn's Matthäi am letzten ist, so hilft uns doch noch Weiberlist. Und weil nun meine Alte — Gott hab sie selig! — schon lang unterm Boden liegt —

Bürgermeisterin.

So kommt Ihr zu mir? danke für das Vertrauen, Herr Gevatter. Aber Sein Spruch taugt hier nicht, auch mit Weiberlist ist der Stadt nicht mehr zu helfen. (Bei Seite:) Kaum vielleicht noch mit Weibergewalt. (Zum Rathsküfer:) Darin jedoch, Gevatter hat Er Recht: es darf, es soll, es wird nicht so gehen, wie's die

Herren auf dem Rathhaus drüben richten wollen. Geb Er mir einmal Seine Hand darauf, daß Er's mit denen halten wird, die's anders lenken wollen.

Rathsküfer.

Hier meine Hand und einen freien Eid dazu, daß ich jedem, der noch einen ehrlichen Versuch macht, die Stadt zu retten, beistehen will mit meinem Arm, mit meinem Kopf — und vor Allem mit meinem Keller!

Aber wo will denn die Frau Gevatterin eigentlich hinaus? Wo soll unser Retter noch herkommen, wenn nicht aus der Luft herunter oder aus dem Boden heraus?

Bürgermeisterin.

Frag Er jetzt nicht weiter. Ich will den Retter schon schicken, wenn's Zeit ist!

Rathsküfer.

Mag er sein, woher und wer er will, er soll dem Kurz willkommen sein. Ich geh' wieder auf's Rathhaus, vielleicht kann ich Ihr dort von Nutzen sein. Behüt Gott beisammen!

Bürgermeisterin. Bertha.

Behüt Gott! (Rathsküfer ab.)

August Wintterlin, Die Bürgermeisterin von Schorndorf. Lustspiel. 1867. II. 6.

Johannes Osiander,

geb. 22. April 1657 zu Tübingen,
gest. 28. Oktober 1724 ebendaselbst.

Ein Phönix war er aller Professoren,
Ein Kraftgeselle, jedem Werk geschickt!
Wie helle hat er in die Welt geblickt,
Die Feder oft vertauscht um scharfe Sporen!

Er hat nicht nur mit Griechisch sich gespickt,
Er schlug nicht nur als Pred'ger taube Ohren,
Von Königen ward er zum Rath erkoren
Und Feldherrn haben seinem Wort genickt.

Heut flog er durch Italien als Kourier,
Ihm lauschte morgen staunend die Sorbonne, —
An Geist und Schicksal ein Ulysses schier!

Doch als er rettend trug die Pulvertonne
Aus Tübingens belagertem Quartier,
Da leuchtete am schönsten seine Sonne.

A. Seubert.

Der Bürgermeister von Heilbronn.

1688.

Einstens über Rheines Wogen
Kam ein Frankenheer gezogen
Bis Heilbronn im Siegeslauf.
Noth gebeut, es zu empfangen
Und die Stadt in stillem Bangen
Thut ihm ihre Thore auf.

Wo in friedlichem Geschäfte
Sonst sich mühen emſ'ge Kräfte,
Herrschet jetzt der Waffen Klang;
Wo sonst ehrbar fromme Sitte
Sich bewegt in Volkes Mitte,
Schallt nun widriger Gesang.

Fügsam schmiegen sich die Geister,
Doch der erste Bürgermeister
Waltet ernst im Rathhaussaal,
Und mit ungebeugter Seele
Gibt er ordnend die Befehle,
Neben ihm sein treuer Stahl.

Unter Mühen, unter Sorgen,
Steht er von dem frühen Morgen,
Denn die Arbeit ist nicht klein;
Da ertönen schwere Tritte
Und mit ungestümem Schritte
Kommt ein Oberster herein.

Laut mit heftiger Geberde
Trägt er mancherlei Beschwerde
Dem gewiegten Manne vor.
Der empfängt ihn ohne Zagen,
Seinen wunderlichen Klagen
Leiht er ein geduldig Ohr.

Suchet dann ihn zu belehren,
All' sein Irren zu bekehren,
Doch der Oberst eifert fort;
Keine Rede will ihm frommen,
Nur noch mehr im Zorn erglommen
Spricht er manch' verletzend Wort.

Kann dies wohl ein Mann ertragen,
Der in seinen jungen Tagen
Hat bestanden manchen Strauß?
Ernst ergreift der Bürgermeister
Seinen Stahl, zur Thüre weist er,
Sagt nur kurz: „Man kommt heraus!"

Und der Oberst folgt: es schwingen
Beide schnell die scharfen Klingen,
Kämpfend in dem Vordersaal.
Doch nach einem kurzen Fechten
Schlägt der Konsul aus der Rechten
Seinem Feind den blanken Stahl.

Der Franzose steht verlegen,
Blickt beschämt nach seinem Degen;
Doch der Konsul wendet sich,
Kehrt zurück nach seinem Orte,
Spricht im Gehen nur die Worte:
„So — jetzt ist man ordentlich!“

Friedrich Seeger.

An das Vaterland.

Zerbrich das schwere Joch, darunter du gebunden,
O Teutschland, wach doch auf, faß wieder einen Muth!
Gebrauch dein altes Herz und widersteh der Wuth,
Die dich und die Freiheit durch dich selbst überwunden!

Straf nun die Tyrannei, die dich schier gar geschunden,
Und lösch doch endlich aus die dich verzehrend Glut,
Nicht mit dem eignen Schweiß, sondern dem bösen Blut,
Fließend aus deiner Feind' und falschen Brüder Wunden!

Verlassend dich auf Gott, folg denen Fürsten nach,
Die Sein gerechte Hand will, so du willt, bewahren,
Zu der Getreuen Trost, zu der Treulosen Rach;

So laß nun alle Furcht und nicht die Zeit hinfahren,
Und Gott wird aller Welt, daß nichts dann Schand und Schmach
Des Feinds Meineid und Stolz gezeuget, offenbaren.

Rudolf Weckherlin.

IX.

Das Jahrhundert der unbeschränkten Fürstengewalt und der Auflösung des Reichs. Das Zeitalter unserer großen Denker und Dichter.

In jeder absteigenden Periode und neben den Erscheinungen des Verfalls werden zugleich die Keime künftiger Entwicklung oder die Triebkräfte zu neuen höheren Leistungen der Kultur sichtbar und wirksam. So weisen im achtzehnten Jahrhundert eine Reihe zusammenhängender Erscheinungen in höchst folgerichtiger Weise den fortgesetzten Staatsverfall nach, während zugleich eine Reihe von anderen Phänomenen, welche ebenso genau unter einander verknüpft sind, den bevorstehenden Eintritt einer höheren Kulturstufe der Deutschen anzeigen.

J. G. A. Wirth, Geschichte der Deutschen. 2. A. IV. 1846. S. 88 f.

Der immer mehr sich befestigende Begriff von dem unbedingten Erbrecht der herrschenden Familien auf Länder und Leute und von ihrer durch kein Gesetz gebundenen Regentengewalt, — der Untergang der alten Freiheiten der Völker und des bürgerlichen Geistes neben dem Steigen der gebietenden Gewalt und der Pracht, mit welcher sie sich umgab, — zahlreiche stehende Heere, fortdauernd gerüstet, um die erlangte Ueberlegenheit gegen innere und äußere Feinde zu schützen und sie immer weiter auszudehnen, — weit verbreitete Kriege, meistens nur durch kurze Erholungsfristen unterbrochen, und

für kein volksthümliches Interesse, sondern unter dem Vorwand, daß man für die Erhaltung des allgemeinen Gleichgewichts zu sorgen verpflichtet sei, lediglich für den Vortheil der Souveräne und ihrer Häuser geführt, — eine aller Rücksicht auf Sittlichkeit und Ehre sich entschlagende Politik, die, der begründetsten Rechte und der feierlichsten Verträge spottend, kein die Uebermacht beschränkendes Gesetz erkannte, — ungeheure Anstrengungen, um den Ertrag der Länder durch die Benützung der in ihnen liegenden Kräfte und durch drückende Steigerung und Vervielfältigung der Abgaben möglichst zu erhöhen, — Herbeischaffung der auf diesem Wege nicht erledigten Bedürfnisse durch Anlehen und Einführung eingebildeter Münze, — endlich ein Verfahren in der Verwaltung, das dem Staate den streng geregelten Gang einer Maschine gab und alles in ihm sich bewegende Leben in steife Rahmen und Formen zwang und bevormundete: — das sind die Bilder, die, in dem frühern Laufe der Ereignisse sich gestaltend, in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, soweit sie die europäischen Staaten umspannt, überall vorherrschend erscheinen und ihr unterscheidendes Gepräge geben. Die düstern Schatten, die durch sie auf das Gemälde dieser Zeit fallen, werden aber auch durch die glänzenden Lichtpunkte gemildert, die neben ihnen in einem neu erregten, kräftig strebenden Leben der Völker, in dem Gedeihen des Landbaus, des Gewerbfleißes und des Handels, in den kühnen Fortschritten, durch welche der wissenschaftliche Geist, neben der herrlichsten Blüte der Künste, sein Gebiet erweiterte, in dem anbrechenden, die bisherigen Fesseln des selbständigen Denkens lösenden und unaufhaltsam sich verbreitenden Lichte der Aufklärung, in den Siegen, welche die Grundsätze, auf denen die geistige Freiheit und die Duldung der religiösen Meinungen beruht, über die sinkende Gewalt des Priesterthums erfocht, und in dem Einflusse, den die freiere geistige Bildung und der verbesserte Geschmack auf die Sitten erwies, in allen Ländern mehr oder weniger hervorstrahlen. Indem aber die

Thätigkeit der Völker sich in diesen Richtungen bewegte, gerieth sie unvermeidlich auf eine den Gang der Regierungen störende und durchkreuzende Bahn, was denn erst zu Mißverständnissen und endlich zu Entzweiungen führte, welche die Welt von einem Ende derselben bis zum andern erschütterten. Nachdem die hundertjährigen Kämpfe über kirchliche Reformen, durch ein allgemeines Gefühl des Bedürfnisses der letzteren herbeigeführt, erledigt waren, entbrannten andere, durch ein gleiches Gefühl erregt, über Reformen im politischen Leben, deren Verlauf, wie es das Ansehen hat, eine nicht kürzere Zeit erfüllen wird. Wie überall, so giengen diese Zeichen der Zeit, hier zerstörend und dort aufrichtend, auch über dem deutschen Vaterlande auf und führten es, unter vielen schweren Prüfungen, in denen aber der in seiner Bildung immer rüstig fortschreitende Geist der Nation die Hoffnung einer bessern Zukunft nie untergehen ließ, dem Zustande entgegen, in dem wir am Ende des Jahrhunderts alle Stützen seiner Einheit und Verfassung wanken sehen.

J. G. Pahl, Geschichte von Wirtemberg. VI. 1831. S. 3 ff.

Jud Süß.

1734—1738.

Nachdem das Land zwanzig Jahre lang durch ein schlechtes Weib mißhandelt worden war, hätte es der Erholung so sehr bedurft, aber die Mißhandlung fieng aufs neue an, nur daß die Personen wechselten, und an die Stelle dieses Weibes ein Jude trat, der glücklicherweise nur drei Jahre regierte: Joseph Süß Oppenheimer, unter dem Volke heute noch als „der Jud Süß" verabscheut. (Prägung schlechten Geldes, Diensthandel, Steuerdruck ꝛc. Plötzlicher Tod des Herzogs Karl Alexander in Ludwigsburg 12. März 1737.)

..Noch in derselben Nacht, gleich nach dem Tode des Herzogs, fuhr Süß eilends nach Stuttgart, um der Herzogin den Todesfall zu melden und wohl auch in seinem eigenen

Hause allerlei Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Allein mit dem Tode des Fürsten war der Zauber gelöst, durch den er die Leute bisher zu Furcht und Unterwürfigkeit gebannt hatte: seine Gegner, die längst dieses Augenblicks geharrt und auf seinen Fall gelauert hatten, brachen nun auch los. Der Oberburggraf v. Röder jagte ihm nach und ließ ihn trotz seines Sträubens unterwegs verhaften, nach dem alten Verslein:

Da sprach der Herr von Röder:
Halt oder stirb entweder!

Auch seine Helfershelfer, Mitstehler und Mithehler in Stuttgart wurden festgesetzt. Unter ihnen war der Regierungsrath Metz; diesem schrieen die Gassenbuben, als Süß gefangen wurde, an den Fenstern hinauf:

O Metz, o Metz,
Dein Sach steht letz!

Man führte den Juden nach Hohenneuffen und von da auf den Asperg. Im Verhör sagte er, er sei 39 Jahre alt und habe nie eine andere Passion gehabt, als mit großen Herren umzugehen; er sei als Jude geboren, habe aber die Religion eines ehrlichen Mannes. Im Gefängnis benahm er sich bald feig verzagend, bald großsprecherisch trotzend. Zum Tode verurtheilt, wurde er am 4. Febr. 1738 unter Begleitung einer unzähligen Volksmenge auf den Richtplatz geführt und an den eisernen Galgen der Goldmacher aus Herzog Friedrichs Zeit in einem eigenen Käfig aufgehenkt. Viel leichter kamen seine Spießgesellen davon: sie wurden des Landes verwiesen und General Remchingen entfloh.

Nur den Süßen
Ließ man's büßen.
Ist er gern bei großen Herrn
Vornehm an dem Tisch gesessen,
Hat mit ihnen Kirschen gessen,
Lassen sie ihm nun den Kern,

Werfen sie dem armen Tropf
Nun die Steine an den Kopf.
An den Steinen kann man's lesen,
Daß die Kirschen groß gewesen —

wie's im Volkslied heißt.

Barth, Geschichte von Württemberg. 2. Aufl. 1851. S. 256 ff.

Kabinetsjustiz.

Jede Vorstellung gegen solche Grundsätze (der absoluten Willkür), jede Beschwerde über eine verfassungswidrige Handlung hieß Hochverrath und mündlich und schriftlich ward unzähligemal die Drohung wiederholt, der Herzog werde sich an die Mitglieder der ständischen Ausschüsse zu halten wissen, er werde sie „bis ins dritte und vierte Glied unglücklich machen," wenn sie sich weiter unterstehen sollten, Einwendungen zu machen. Diese Drohungen waren aber um so weniger zu übersehen, da der Herzog einzelne Beispiele gab, daß er sie wörtlich zu vollstrecken im Stande sei. Um nicht von den Geldstrafen zu reden, welche den pflichtgetreuen, Bestechungsversuchen unzugänglichen Kassenbeamten der Stände ohne Recht und Urtheil abgenöthigt wurden, so war das fünfjährige einsame Gefängnis des ehrwürdigen J. J. Moser ein redender Beweis von der Gewaltthat des Herzogs. Als keine Gründe den felsenfesten Mann bewegen konnten, seiner Pflicht und seinem Eide als Landschafts-Konsulent ungetreu zu werden, legte Karl im Audienzsaale selbst Hand an ihn, und aus dem Schlosse weg wurde er auf eine Bergfeste in den Kerker geschleppt. Keine Bitten der Familie, der Stände, mancher auswärtigen Mächte waren im Stande, dem Unschuldigen die Freiheit wieder zu geben..

Ein ähnliches Schicksal traf noch manchen rechtlichen Beamten, der seine Hand nicht zu einer Niederträchtigkeit oder Gesetzwidrigkeit bieten wollte. Zur Ehre des Wirtembergers

sei es gesagt, daß sich immer wieder Märtyrer ihrer Ueberzeugung und des Rechtes fanden. Noch nennt z. B. der Vaterlandsfreund mit Ehrfurcht den Namen Huber's, den vier Regimenter Soldaten aus der Mitte seiner Mitbürger auf die Festung führten, weil er als Oberamtmann von Tübingen sich der Einziehung einer ungesetzlichen Steuer weigerte.

R. Mohl, Theilnahme Friedrichs des Großen an den Streitigkeiten zwischen H. Karl von Württemberg und den Ständen seines Landes. 1831. S. 22 ff.

1. Johann Jakob Moser.

Hohentwiel 1759—1764.

Da bin ich nun, und eine Kerkerwand
Hält mich auf hoher Felsenburg umschlossen,
Getrennt von dir, mein theures Vaterland,
Wie ein Verbrecher schimpflich ausgestoßen,
Fernab von Weib und Kind, von Brot und Amt,
Zu thatenloser Einsamkeit verdammt!

O meisterlich, dem Manne, den ihr haßt,
Der eher seinen Kopf euch dargegeben,
Als Eid und Pflicht treulos verletzt, dem laßt
Großmüthig ihr das dienstergraute Leben:
Ihr kommandirt nur flugs Husaren vor
Und stopft das Maul ihm — hinter'm Gitterthor.

Nicht du bist's, wider den ich Klage führ',
Graf Montmartin, du feige Miethlingsseele;
Was aber, edler Herzog, that ich dir,
Daß du so grausame Verhaftsbefehle
Voll Zorngewitter gegen den gesandt,
Den du selbst liebend „Patriot" genannt?

Oft hab' ich Glut auf den Altar gebracht,
Wo Unterthanen-Treue freudig lodert;
Doch als mit unumschränkter Herrschermacht
Des Landes Mark du als Tribut gefodert,
Als du zertratest sein verbrieftes Recht,
Durft' ich dir folgen, ein nichtswürd'ger Knecht?

Ließ' ich, der Landschaft Hort, ihr Konsulent,
Am Land solch Unrecht williglich begehen,
Wie könnt' ich, wenn des Höchsten Zorn entbrennt,
Ihm ohne Schaudern noch ins Antlitz sehen?
Ich hab' als Christ gehandelt, was thut ihr?
O herrlich zeigt es dieser Kerker mir.

Doch nein! Nicht ihr habt mich hieher gesandt,
Ich weiß, wer mein Geschick mit Weisheit lenket:
Ihr seid nur das Geschirr in Gottes Hand,
Drin Er den bittern Trank mir eingeschenket;
So Schlimmes Josephs Brüder auch erdacht,
Der Arm des Herrn hat alles wohl gemacht.

Gieng nicht sein Engel tröstend vor mir her
Und half mir durch der Festung düstre Pforte?
Der Riegel knarrt, die Mauern hängen schwer,
Da flüstert es mir zu die Himmelsworte:
„Der Friede Gottes zieht mit dir herein,
Er will dein freundlicher Begleiter sein“..

Und sieh, wie treu mein Gott es mit mir meint:
Hier darf ich auf smaragd'ne Sommerauen,
Die goldner Julisonnen-Glanz bescheint,
Wie auf ein Paradies hinunterschauen —
O meines Gottes schöne Erdenwelt,
Ich grüße dich aus diesem Kerkerzelt!

Und dort am See begrenzt den weiten Plan
Der Schweizer-Alpen schimmernd weiße Kette,
Ihr Riesenmünster steiget himmelan
Und birgt in seinem Schoß der Freiheit Bette:
O Alpenluft, o süße Freiheitsluft,
Weh' an mein Fenster, weh' um Schwabens Gruft!

C. F. Hermann.

2. Johann Ludwig Huber.

Hohenasperg 1764.

Erarmt an Schlaf und reich an wilden Träumen
Entflieht die Nacht.
Wie lange will sich noch der Morgen säumen,
Der Freiheit lacht?

Aurora blickt aus finstern Augenlidern
Auf mich herab,
Und droht den Tag, gleich seinen dunkeln Brüdern
Schwarz wie das Grab.

Der Trommel heis'res Lied weckt die Kasernen
Zum Spiel der Schlacht,
Das Volk wacht ungern auf und flucht den Sternen
Die kurze Nacht.

Beleidigend schreit der Querpfeifen Stimme
Den Morgengruß;
Inzwischen steigt der Tag herauf im Grimme
Vom Antipus.

Jetzt springen die gefang'nen Offiziere*)
Vom Sack voll Spreu,
Und kommandiren durch kraftvolle Schwüre
Geduld herbei.

*) Meine Mitgefangenen, aber wegen ganz andrer Ursachen. Sie waren Spieler, Duellanten und Schuldenmacher. Der Platzadjutant, der immer bei meinem Essen zugegen sein mußte, ich weiß nicht warum, unterhielt mich während des Essens mit den Geschichten meiner Konsorten.

Und Brassi*), der mit einer Capriole
Vom Lager springt,
Flucht, daß der Teufel seine Ketten hole!
Und pfeift und singt!

Nach manchem Affensprung legt sich die Hitze,
Dann denkt er nach,
Wie sanft der Kammerherr nichts denkend sitze
Im Vorgemach . .

Doch wer beschreibt der Marianne**) Kummer,
Der itzt erwacht?
So weckt erschrecklich von dem leichten Schlummer
Der Traum der Nacht.

In stillem Weh schleicht sie mit leisen Schritten
Im Kerker um.
Will niemand, seufzt sie, niemand für mich bitten?
Dann steht sie stumm.

Der Kerkerknecht, erweicht, tritt in die Thüren
Und tröstet sie.
Helft! ruft sie kraftlos und fällt, ihn zu rühren,
Auf ihre Knie.

Itzt weint sie, doch ihr Schmerz wird nicht gelinder,
Er häufet sich.
Dann ruft sie laut: Ach Kinder! meine Kinder!
Helft! rettet mich!

---

*) Ein Herzoglicher Kammerherr, ein Franzose, wie man aus seiner Aufführung sieht, der einige Jahre vorher der Bastille entronnen und itzt wegen Hof-Unvorsichtigkeit mein Geselle geworden war.

**) Frau Pirkerin, welche als eine vortreffliche Sängerin selbst in Italien geglänzt hatte. Die Ursache ihrer Festungsstrafe ist nicht genugsam bekannt geworden. Sie wurde rasend in ihrem Kerker, oder stellte sich so. Nachdem sie frei worden war, lebte sie in Heilbronn, gab Lektion im Singen und sang selbst noch vortrefflich, aber mit einer Baßstimme. Ihre Stimme war ausgeschrieen durch das wilde Geschrei im Kerker.

Oft hat ihr Lied*) das Mitleid herbefohlen,
Das nichts genützt:
„Laß mich, o güt'ger Himmel, Athem holen!"
Wen rührt sie itzt?

Ha! wende dich, o Muse, von den Szenen
Der Traurigkeit!
Die fremde Qual lockt sympathet'sche Thränen
Aus eignem Leid.

Sei mir willkommen, düstrer heil'ger Morgen
In grauer Pracht!
Mein Herz, sei heiter ohne Schmerz und Sorgen:
Der Himmel wacht!

Huber.

3. Christian Friedr. Dan. Schubart.

Hohenasperg 1777—1787.

Ihn stießen sie aus frischen Lebensgärten
In dunkle, modernde Gewölbe nieder,
Mit Ketten seine Hände sie beschwerten:
Da stiegen Heil'ge liebend zu ihm nieder,
Und wurden fortan Freund' ihm und Gefährten:
So sang begeistert er die frommen Lieder,
Und als den Kerker sie ihm aufgeschlossen,
Schien ihm die Welt von Graun und Nacht umflossen.

J. Kerner.

Gefangner Mann ein armer Mann!
Durch's schwarze Eisengitter
Starr' ich den fernen Himmel an
Und wein' und seufze bitter.

---

*) Lasciami o ciel pietoso — Lasciami respirar! eines von ihren schmelzendsten Liedern.

Die Sonne, sonst so hell und rund,
Schaut trüb auf mich herunter;
Und kommt die braune Abendstund',
So geht sie blutig unter.

Mir ist der Mond so gelb, so bleich,
Er wallt im Witwenschleier;
Die Sterne mir sind Fackeln gleich
Bei einer Todtenfeier.

Mag sehen nicht die Blümlein blühn,
Nicht fühlen Lenzeswehen;
Ach, lieber säh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber stehen.

Vergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die goldnen Aehren;
Möcht nur in meinem Felsenbauch
Die Stürme brausen hören.

Was hilft mir Thau und Sonnenschein
Im Busen einer Rose?
Denn nichts ist mein, ach! nichts ist mein
Im Muttererdenschoße.

Kann nimmer an der Gattin Brust,
Nicht an der Kinder Wangen,
Mit Gattenwonne, Vaterlust
In Himmelsthränen hangen.

Gefangner Mann ein armer Mann!
Fern von den Lieben allen,
Muß ich des Lebens Dornenbahn
In Schauernächten wallen.

Es gähnt mich an die Einsamkeit,
Ich wälze mich auf Nesseln;
Und selbst mein Beten wird entweiht
Vom Klirren meiner Fesseln.

Was hab' ich, Brüder, euch gethan?
Kommt doch, und seht mich Armen!
Gefangner Mann ein armer Mann!
Ach, habt mit mir Erbarmen! Schubart.

Das Kapregiment.

1787.

Während Herzog Karl sich in der Rolle des Hausvaters, des Landwirths und des Philosophen gefiel, war seine frühere Liebhaberei für das Soldatenspiel gänzlich erloschen.. Die in eben diese Zeit (1786) fallende Errichtung eines Infanterie-Regiments, das der holländisch-ostindischen Kompagnie in Sold gegeben wurde und erst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und später in Ostindien diente, hatte zwar den Zweck, eine neue Quelle von Einkünften zu öffnen. Aber um deswillen konnte der Vorwurf, der früher einige andere deutsche Fürsten getroffen hatte, daß sie mit den Kindern ihrer Unterthanen einen schändlichen Handel treiben, dem Herzog nicht gemacht werden, da das Regiment ohne Anwendung irgend eines Zwangs durch Werbung aufgebracht worden und großentheils aus Ausländern bestand. Hierbei wurde dasselbe für die Offiziere, die es begleiteten, eine treffliche Schule des Kriegs, und die Laufbahn, die es unter mannichfaltigen Wechseln des Schicksals durchschritt, ein Schauplatz großer Erfahrungen.

J. G. Pahl, Geschichte von Wirtemberg. V. 1830. S. 179 f.

In einem Brief, datirt aus Veste Asperg vom 22. Febr. 1787, schreibt Schubart an Himburg:

„Künftigen Montag geht das auf das Vorgebirge der guten Hoffnung bestimmte wirtembergische Regiment ab. Der Abzug wird einem Leichenkondukte gleichen, denn Eltern, Ehemänner, Liebhaber, Geschwister, Freunde, verlieren ihre Söhne, Weiber, Liebchen, Brüder, Freunde, wahrscheinlich auf immer. Ich habe ein paar Klaglieder auf diese Gelegenheit verfertigt, um Trost

und Muth in manches zagende Herz auszugießen. Der Zweck der Dichtkunst ist nicht, mit Geniezügen zu prahlen, sondern ihre himmlische Kraft zum Besten der Menschen zu gebrauchen."

D. F. Strauß, Schriften IX., 196.

Etwas über drei Jahre lag das Regiment im Kapland, ohne daß etwas von Bedeutung vorgefallen wäre; im J. 1791 wurde die Ueberführung desselben auf die Inseln Ceylon und Java von dem holländischen Gouvernement beschlossen. Mit Recht erregte diese Maßregel die größte Unzufriedenheit im Regimente. Nach dem Wortlaut und Sinn der Kapitulation sollte das den Holländern höchst wichtige Kap der guten Hoffnung der beständige Garnisonsplatz des Regiments sein, allein — so berichten zwei sehr kompetente Zeitgenossen, Hauptmann v. Hügel und Rechnungsrath Binder — schon im J. 1789 beabsichtigte man in Holland, die Ausgaben der Kapkompagnie einzuschränken und das wirtembergische Regiment zurückzuschicken oder — dem Klima Java's zu opfern. Die mit der Zurücksendung verbundenen Kosten wären groß gewesen, daher gab „die mörderische Spekulation, daß man durch Indiens menschenverschlingendes Klima bald des größten Theils des Regiments enthoben sei, den Ausschlag." Die Art, sagen die Berichterstatter ferner, wie die Transferirung ausgeführt worden, weise allein schon auf eine absichtliche Zerstörung hin, indem auf Java so wenig Anstalten zum Empfang des Regiments getroffen gewesen, das sofort dem mörderischen Klima eine Menge unglücklicher Schlachtopfer erlegen seien. In Folge der späteren Versetzung nach Samarang seien dort 1200 Mann, wegen Mangels an einer Kaserne, auf einem alten Kirchhof in leichten von Bambus aufgeschlagenen Baracken untergebracht worden und so, den Regengüssen und pestartigen Erdausdünstungen ausgesetzt, wie Fliegen dahingestorben.. Von dem ganzen Regiment sind verhältnißmäsig nur Wenige so glücklich gewesen, ins Vaterland zurückkehren zu können.

Tafel, Die Soldansprüche des würt. Kapregiments. 1840. S. 3 ff.

Kaplied.

Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark!
  Der Abschiedstag ist da.
Schwer liegt er auf der Seele, schwer,
Wir sollen über Land und Meer
  Ins heiße Afrika!

Ein dichter Kreis von Lieben steht,
  Ihr Brüder, um uns her;
Uns knüpft so manches theure Band
An unser deutsches Vaterland,
  Drum fällt der Abschied schwer.

Dem bieten graue Eltern noch
  Zum letztenmal die Hand;
Den kosen Bruder, Schwester, Freund,
Und alles schweigt, und alles weint,
  Todblaß von uns gewandt.

Und wie ein Geist schlingt um den Hals
  Das Liebchen sich herum:
Willst mich verlassen, liebes Herz,
Auf ewig? — und der bittre Schmerz
  Macht 's arme Liebchen stumm.

Ist hart, drum wirble du, Tambour,
  Den Generalmarsch drein!
Der Abschied macht uns sonst zu weich,
Wir weinten kleinen Kindern gleich —
  Es muß geschieden sein.

Lebt wohl, ihr Freunde! Sehn wir uns
  Vielleicht zum letztenmal,
So denkt: nicht für die kurze Zeit,
Freundschaft ist für die Ewigkeit,
  Und Gott ist überall.

An Deutschlands Grenze füllen wir
  Mit Erde unsre Hand
Und küssen sie — das sei der Dank
Für deine Pflege, Speis' und Trank,
  Du liebes Vaterland!

Wenn dann die Meereswoge sich
  An unsern Segeln bricht,
So segeln wir gelassen fort;
Denn Gott ist hier und Gott ist dort,
  Und der verläßt uns nicht.

Und ha, wenn sich der Tafelberg
  Aus blauen Düften hebt,
So strecken wir empor die Hand
Und jauchzen: Land, ihr Brüder, Land!
  Daß unser Schiff erbebt.

Und wenn Soldat und Offizier
  Gesund ans Ufer springt,
Dann jubeln wir, ihr Brüder, ha!
Nun sind wir ja in Afrika!
  Und alles dankt und singt.

Wir leben drauf in fernem Land
  Als Deutsche brav und gut,
Und sagen soll man weit und breit:
Die Deutschen sind doch brave Leut,
  Sie haben Geist und Muth.

Und trinken auf dem Hoffnungskap
  Wir seinen Götterwein,
So denken wir, von Sehnsucht weich,
Ihr fernen Freunde, dann an euch,
  Und Thränen fließen drein.

Schubart. 1787.

Drei schwäbische Theologen des 18. Jahrhunderts.

1. Joh. Albr. Bengel.

1687—1752.

Bengel war einer von den Gottesmännern, denen vom Herrn der Kirche eine hohe Mission anvertraut worden und die solchen Auftrag mit eben soviel Weisheit als mit makelloser Lauterkeit des Sinnes und Charakters nach bestem Wissen und Gewissen ausgerichtet haben. Hat er durch seine Stellung zur Schrift und zur Kirche, wie zur Wissenschaft und zum Leben zunächst seinen Landsleuten, den Geistlichen und den Gemeinden, eine bestimmte eigenthümliche Richtung und Färbung des religiösen Denkens gegeben: so haben auch außer Wirtemberg in sehr weiten Kreisen fromme Theologen und Laien ein schönes Erbtheil geistlichen Gutes von ihm empfangen. Es ist nicht eitle Lobpreisung im Walhallastil, sondern einfache Wahrheit, wenn der erste Biograph Bengels, Fresenius, ihn einen „Engel des Friedens" nennt, „so fromm als fleißig, so kindlich als gelehrt, so geistreich als scharfsinnig, so demüthig als groß," einen „Freund Gottes, welchen die ewige Weisheit in ihre Kammer geführt, dem aufgeschlossen wurden die Gänge des Lichtes, das die Geister erleuchtet, die Kräfte des Worts, das die Seelen belebt"; er sei gewesen „ein Auge den Blinden, ein Rath den Sehenden, ein Leiter den Schwachen, ein Muster den Starken, ein Glanz den Gelehrten, eine Zierde der Kirche."

Palmer in Klaibers Evangel. Volksbibliothek IV. 1864. S. 338.

Bengel wollte nicht geistlich-pompös sterben, sondern gemein, wie wenn man unter dem Geschäfte zur Thür hinausgefordert wird.

Oetinger.

Albrecht Bengel — kennet ihr den Stillen,
Den mit seines Gottes Gnadenwillen
Geisterhaft voll Kindersinns Vertrauten,
Dessen Augen in Aeonen schauten? —

Als er auf sein Todtenbett sich legte,
Längstgewisses hell im Geist bewegte,
Höh're Sphären sah vor sich entschleiern,
Dacht' er Christi Abendmahl zu feiern.

„Ruhig", sprach er, „muß ein Christ verscheiden,
Seltsamkeit und hohe Worte meiden,
Ganz, als gieng' er in ein Seitenzimmer,
Ohne Schönthun, ohne frommen Schimmer."

Und so sprach er wenig, blieb beständig
Kurzen Wortes, innerlichst lebendig,
Daß man sahe: der seit langen Jahren
Wollte seine Kraft auf's Sterben sparen.

Aber als der goldne Kelch nun blinkte,
Christus ihm zum heil'gen Mahle winkte,
Hoben priesterlich zum frohen Ende
Sich nach oben die gefaltnen Hände;

Und der lange mit gesunknen Mienen
Sprachlos fast und todesschwach geschienen,
Ist mit großer Kraft hervorgebrochen,
Hat noch hell und wundersam gesprochen;

Wie der Adler in gewaltgen Ringen
Durch die Lüfte breitet seine Schwingen,
Hat er, wo ein Gotteswerk bereitet,
Ringsumher im Geist sich noch verbreitet,

Alle Menschen segnend eingeschlossen,
Mit Gebetsthau liebend übergossen —
Dann nach oben zu der ew'gen Sonne
Aufgeschlagen einen Blick voll Wonne.

„Dein bin ich" — dies Wort noch zückte wieder
Durch den Geist, durch alle seine Glieder,
Und die welke Hand, davon beweget,
Ward zum letztenmal auf's Herz geleget.. Albert Knapp.

2. Friedrich Christoph Oetinger.

1702—1782.

Ich fand den Prälaten Oetinger einmal in einem Garten und unterhielt mich in die Länge mit ihm, stutzend über des Mannes Kenntnis und Geistesgröße. In neueren Zeiten wird es schwerlich einen Mann geben, dessen Geist so vieles überblickt, der ein so ungeheures Ganzes in seiner Seele hatte, wie Oetinger. Er war in keiner Wissenschaft ein Fremdling und in vielem, z. B. in der tiefen Theologie oder Theosophie, in der Naturlehre und Scheidungskunst ein Meister. Er war ein Geistes-Sonderling, der Mystik, Magie und allem Außerordentlichen ergeben. In den orientalischen Sprachen hatte er eine ganz ungewöhnliche Kenntnis, einige schrieb und sprach er. Kurz, er stand auf einer Sonnenhöhe, und Buben auf Erdschollen standen auf den Zehen, streckten sich lächerlich und riefen ihm zu: du bist ein kleiner Mann, ein verrückter Schwärmer bist du!

Er war unter uns ein Vogel aus der fernsten Himmelszone, der sich nach Norden verschossen hat und weder Luft und Nahrung noch Gesellschaft für sich findet. Wir sind viel zu verdorben, solche Kraftmenschen ganz verstehen zu können. So tief ich im Schutt der Weltmeinungen stack, so versteckt mein angebornes Wahrheitsgefühl war, so empfand ich doch die unwiderstehliche Einfalt und Hoheit dieses Mannes, die sich durch Herablassung, Duldung und Bruderfreundlichkeit im lieblichsten Lichte vor mir entfaltete, und meine Seele hatte gleichsam ein dunkles Vorgefühl von den Freuden, die dieser Mann künftig in ihr wecken sollte.

Wie aufgehäuft sind die tiefsten Geistesresultate in den Schriften, sonderlich in den Epistelpredigten dieses Mannes! Weh dem, der sich einigen Erdenstaub hindern läßt, die Pracht dieser Krone voll der reichsten Steine zu bewundern! Sein Stil ist nicht immer trocken, sondern zuweilen stark, kraftvoll

und meist original. Seine Schriftauslegungen sind vom ganzen Plane des Geheimnisses Gottes abgezogen. Seine Sittenlehre ist frei, gemildert, durch tausend Kunstgriffe des Geistes erleichtert und so ganz der Natur des Menschen angemessen . .

Eine Gottesleuchte, ein großer Mann war Oetinger; auf der Welt nennen ihn wenige so, aber ich weiß gewiß, die Geister des Himmels stimmen mir bei.

Schubart's Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. I. 165 f., II. 289 f.

3. Philipp Matthäus Hahn.

1739—1790.

Unter allen mir bekannten Theologen der, mit dem ich am meisten sympathisire, oder vielmehr, dessen Theologie zunächst an die meinige grenzt, und der doch so unaussprechlich von mir verschieden ist, als es ein Mensch sein kann. Ein ganz außerordentlich mechanisches, mathematisches und astronomisches Genie, das immer erfindet, immer schafft, mit ausharrender, allüberwindender Geduld zum letzten Ziel alles ausführt. Er schafft Welten und freut sich einfältig seiner stillen Schöpfungskraft.

Hahns Sammlung von Betrachtungen über alle sonn- und festtäglichen Evangelien und sein Fingerzeig sind mir eine Goldgrube von großen, unerkannten und wissenswürdigsten Wahrheiten.. Wenn ich König wäre, der Mann wäre mir eins der theuersten Produkte meines Reichs. Er brächte Gottes Weltsysteme in mein Kabinet, Wagen alles zu wägen in alle meine Magazine, und was mehr ist als beides: die allertiefste und harmoniereichste Religion in meine Theologie; ob auch in meine Theologen, wär' eine andere Frage.

Lavater, Physiognomische Fragmente.

Beim Abschied von Kornwestheim.

1781.

Mann, vor dem sich Gott enthüllte, —
Als er dich mit Licht erfüllte
Und an Christus Statt geschickt —
Hahn, der mit der Lichtgeberde
In die Todesnacht der Erde
Wie ein Stern vom Himmel blickt!..

Hahn, du hast uns nichts verhalten,
Sprechen Junge mit den Alten,
Keine Wahrheit, keine Pflicht,
Warst mit Demuth und mit Zähren
Uns ein Vorbild deiner Lehren,
Hattest Licht und strahltest Licht..

Schubart.

Die Karlsschule.

1770—1794.

Die Akademie verdankte ihren Weltruhm vor allem andern ihrem Unterricht, der auch von ihren zahlreichen Gegnern seiner Zeit als ihr glänzendstes Verdienst anerkannt ward. Ich denke hiebei weniger an jene Berühmtheiten, welche man gewöhnlich anführt, wo von der Karlsschule die Rede ist. Denn wiewohl die merkwürdige Thatsache, daß dieselbe Anstalt einem Schiller und wiederum einem Kielmeyer und Cuvier ihre Bildung gegeben hat, immerhin zu denken gibt, und nicht minder die andere, daß an ihren gefeierten Kunstschülern, an Dannecker und Scheffauer, Schick und Wächter, Koch, Hetsch, Thouret, Zumsteeg und wie sie alle heißen, mit bemerkenswerther Uebereinstimmung eine das Durchschnittsmaß ihrer gleichzeitigen Berufsgenossen überragende allgemeine Bildung gerühmt wird, so sind die glänzenden Talente eben doch immer eine Gabe der Zeit, und wenn man sich des außerordentlichen

Reichthums an genialen Kräften in jener Periode unseres Volksthums erinnert und bedenkt, daß um dieselbe Zeit das theologische Stift des benachbarten Tübingen nicht nur Spittler und Planck, Stäudlin und Paulus, sondern auch das merkwürdige Dreiblatt Hölderlin, Hegel und Schelling gebildet hat, so wird man die Zahl der berühmt gewordenen Karlsschüler eher kleiner zu finden geneigt sein, als man von einer so besonders auf glanzvolle Entfaltung gerichteten Anstalt zum voraus sich denken möchte. Was man aber fast mit Verwunderung gewahrt, ist die große Menge nicht nur von bedeutenden und in hohen Stellungen erprobten Beamten und Offizieren, wie uns denn die Namen von 17 Ministern und 33 Generalen unter den ehemaligen Karlsschülern angeführt werden, sondern namentlich auch von jenem einfach tüchtigen und gesunden Mittelgut, auf dem in erster Reihe der Ehrenanspruch einer Schule beruht. Durch diese Männer vor allem, die in den folgenden Jahrzehnten im Militär, in den verschiedenen Zweigen des Staatsdienstes, in den Reihen des Kaufmanns- und höheren Gewerbestandes, in den mannigfaltigsten Lebensstellungen, stets aber in einem bestimmt erkennbaren Geiste thätig sind, ist es der Akademie gelungen, das Maß der allgemeinen Bildung im Lande in augenfälliger Weise zu erhöhen und das im Umlauf befindliche Kapital der geistigen und sittlichen Anschauungen bedeutend zu vermehren. Es ist fürwahr ein ehrenvolles Zeugnis, wenn ein Mann wie Spittler, der persönlich der Karlsschule nicht angehört hat, von ihr sagt: „der herrliche Segen von Aufklärung und neuer Thätigkeit, der von der Stuttgarter hohen Schule ausfloß, wird auch nach ihrer Erlöschung ein volles Menschenalter hindurch in allen Kollegien des Landes und im ganzen Geist der allgemeinen Gesinnungen fühlbar bleiben, weil Lehrer und Schüler, die sich, umschlungen von den Banden dieser in ihrer Art einzigen Anstalt, zusammen und wechselsweise gebildet haben, nach und nach in alle Aemter eingerückt sind, auf deren Be-

setzung und Art der Verwaltung die Erhaltung des öffentlichen Geistes beruht.“ Auch ist ja die Thatsache bekannt, daß, wer einmal seine Bildung in der Akademie gewonnen hatte, sein Leben lang ein „Karlsschüler“ blieb, ein Ehrenname, mit dem sich im Bewußtsein der Zeitgenossen die Vorstellung von einer vielseitigeren Bildung, von einem offenen Verständnis für geistige Interessen aller Art, von einer besonderen Brauchbarkeit im Leben zu verbinden pflegte..

J. **Klaiber**, Der Unterricht in der ehemaligen hohen Karlsschule in Stuttgart. Progr. d. Stuttg. Realgymnas. 1873. S. 2 f.

Die Karlsschüler.

1782.

Herzog.

Geh Er hin und öffne Er die Thüre zum Dienstzimmer!

Schiller

(geht und öffnet die zweite Thüre links).

Herzog.

General Rieger!

Rieger.

Durchlaucht.

Herzog (ohne sich umzusehen).

Hieher! (Halblaut:) Warte dort, wie ich dir befohlen! Wenn du mich fortreiten siehst, ohne daß ich dich nochmals gerufen, so besteige dein Pferd und kehre friedlich auf deine Festung heim. Ruf ich dich aber noch einmal und sage dir: „Es bleibt beim Alten,“ so handle nach Sonnenuntergang, wie ich dir befohlen. *)

Rieger.

Zu Befehl, Durchlaucht.

Herzog.

Schließe!

(Schiller schließt das Zimmer).

---

*) d. h. führe Schiller auf den Asperg!

Herzog.

Wie alt ist Er?

Schiller.

Dreiundzwanzig Jahr.

Herzog (für sich).

Und richtet schon solches Unheil an! (Laut:) Einer von Euch sagte gestern, die Menschen ließen sich nicht erziehen. Was hat Er denn werden wollen, ehe ich mich Seiner angenommen?

Schiller.

Ich wollte Prediger werden, Durchlaucht. Ich band mir schon als Knabe eine schwarze Schürze vor und stieg auf den Stuhl und predigte — was hab' ich zu sagen gewußt als unkundiger Knabe! Es war also nur der Drang, ein volles Herz auszuschütten, die Wunder der Welt zu verkünden und die Menschen aufzurufen zur Sammlung, Begeisterung und Thätigkeit. So ist es noch in mir, Durchlaucht. Ich glühe, ich zittre und bebe dafür, Gutes und Großes zu bewirken.

Herzog.

Ich glaube wahrhaftig, es wäre Ihm besser gewesen! Im Tübinger Stifte die steife Methode und dann hinaus mit den Windmühlflügeln in die Nebel zwischen Diesseits und Jenseits. Herrgott und Satan, Himmel und Hölle vertragen mehr, als wir auf Erden. Was soll denn nun aus Ihm werden? Ein Poet, daß Gott erbarm!

Schiller.

Ein Prediger von der Schaubühne herab durch die begeisterte Stimme des Schauspielers. Durchlaucht! eine belebende Zukunft für deutsches Schauspiel öffnet sich unserm Vaterlande, Schröder hat in Hamburg vorgearbeitet, Kaiser Joseph hat ihn jetzt in die Burg berufen, Dalberg wirkt in Mannheim, und ein Fürst von Ihrer Erfahrung und Thatkraft ist der Mann dazu, in Deutschland solche neue lebensvolle Epoche für Literatur und Kunst gründlich zu fördern.

Herzog.

Zum Aufschwung Eurer wilden und rohen Gedanken! Er ist doch wohl verrückt! Steht hier, um sich für Leib und Leben zu verantworten wegen eines frechen Werks und frecher Verbreitung desselben, und beginnt seine Defension damit, unerhörte Dinge zu begehren! — Deutsches Theater! Narrethei! Schaff' Er erst eine gebildete deutsche Sprache! Schaff' Er erst Geschmack! Ihr Schwaben, die kein Satan zum guten Geschmack erziehen wird, Ihr wollt ein deutsches Theater machen! Schwabenstreiche könnt Ihr machen, weiter nichts!

Schiller.

Schwabenstreiche sind besser, als Puppenspiel.

Herzog.

Schweig Er still, bis ich Ihn frage. Deutsches Theater! Den Voltaire habt Ihr neben Euch gehabt und lernt doch nichts! Der junge Goethe, von welchem der von Weimar solch Aufhebens macht, hat mir bei seiner Durchreise hier gesagt, er hätte in Straßburg die Franzosen studirt, und was bringt er zu Stande? Ist's nicht ein klägliches Ding mit diesem Clavigo? Ein Frauenzimmer stirbt fünf Akte lang an der Schwindsucht! Auf so einen geschmacklosen Einfall geräth man nur bei uns! Und das spricht vom deutschen Theater! Das Publikum verderben, verwirren, aufrühren, das allein könnt Ihr mit Euern wüsten Phantastereien, und das Handwerk soll Euch gelegt werden.

Schiller.

Durchlaucht! —

Herzog.

Stillschweigen! — Wie ist Er auf die abscheuliche Idee dieser Räuber gekommen?

Schiller.

Im Schwäbischen Magazin stand eine Geschichte, wie ein verstoßener Sohn seinen Vater rettete —

Herzog.

Und —

Schiller.

Und ich hatte im großen Briten Shakespeare gesehen, welche Leidenschaften ein Drama bilden konnten —

Herzog.

Immer dies verderbliche England! und —

Schiller.

Und — ich war Karlsschüler!

Herzog.

Nun, was soll das?

Schiller.

Ich ward als Schüler in soldatischer Disziplin gehalten, wie ein Wesen, das keinen eigenen Gedanken, keinen eigenen Willen haben durfte, und war doch erregt in eigenen Gedanken, war doch erhoben von eigner Willenskraft und gerieth solchen Weges —

Herzog.

In Empörung?

Schiller.

Ja, in innere Empörung! — Sei's denn gesagt! — Ich bin zu dieser Unterredung gekommen mit vollem Vertrauen auf meine gute Sache und auf Ihr edles Herz, Durchlaucht. Ja, in innere Empörung gerieth ich über mein Schicksal und das Schicksal meines Vaterlandes. Ich fühlte mich gemißhandelt Tag und Nacht bis in die innerste Seele hinein. Das Ideal eines Volksredners ward mir spöttisch entrissen; denn in der Karlsschule, hieß es, gibt es kein Volk und keine Gottesgelehrsamkeit; willst du aufgenommen sein, so werde Jurist oder Mediziner! Ich war arm, die Aufnahme galt uns für die größte Wohlthat, besonders weil ich nur bürgerlicher Herkunft war. Ich mußte die Hand küssen, welche mir die ersehnte Zukunft entzog; ich ward Jurist und verwand mit Schmerzen diesen ersten Ruck, der meinen tiefsten Wünschen angethan wurde. Aber ich war nicht nur arm, ich war auch ein ungewandter und vollends eingeschüchterter Knabe, der wegen

seines linkischen Wesens fortwährend gescholten und gestraft wurde. War das meine Schuld? Warum gab die Natur gerade mir ein ungestüm inneres und ein so träg nachhinkendes äußeres Wesen? So ward meine Jugend ein fortdauerndes Leiden, und als ich mich endlich mühsam in die aufgedrungene Bahn gefunden, da hieß es wiederum: Halt! kein Jurist, Mediziner soll der Bursch werden, das paßt besser für den armen Teufel! Und zum zweitenmale gewaltsam wurde der Ruck meines Innern erzwungen, und ob auch alle Fugen in mir krachten und schmerzten. Was da! hieß es, der Mensch ist eine Maschine, man dreht sie und stellt sie und zwingt sie in Gang. Der Mensch ist keine Maschine! schrie es auf in meiner Brust, und schrie es so lange, bis wir alle wußten, solche Erziehung sei Mißhandlung, bis wir alle fest entschlossen waren, uns aufzulehnen. War's nun ein Wunder, daß wir Ideale ausbrüteten von ungethümer Natur?! Die Seele braucht Speise und Trank, wie der Leib, das Ideal ist ihr Speise und Trank. Konnte unser Ideal dem Herrn der Karlsschule wohlgefällig werden? Vor unsern Augen war Kampf und Gewalt gegen die Vertreter des Landes, vor unsern Augen Verhöhnung des deutschen Dranges nach eigener Literatur und Kunst, vor unsern Augen all und überall Druck auf Hirn und Herz, mußte da nicht jener entsetzliche Zustand in uns entstehen, welcher die Augen schließt und blind mit dem Haupt gegen die Schranke rennt, mußten da nicht die Räuber entstehen, welche man nun so entsetzlich findet?! Sie mußten entstehen, und die deutsche Karlsschule ist die Mutter des Stücks, der Herzog von Wirtemberg ist der Vater desselben!

(Es donnert.)

Herzog.

Du ruinirst dich, mein Sohn, durch deine Heftigkeit. Ich hätte es lieber gesehn, wenn ich dir verzeihen gekonnt. Du bist aber wohl für nichts zu brauchen, nicht einmal zum Hofpoeten; denn du übertreibst alles, wie du die Wüstheit und Immoralität deiner Räuber übertrieben hast — siehst du dies ein?

Schiller.

Durchlaucht, ich sehe ein, daß das Buch in der Schilderung seiner Menschen übertrieben ist. Aber unmoralisch ist es nicht.

Herzog.

So?

Schiller.

Die Welt wird im Innersten bewegt, aber es wird das Laster furchtbar bestraft, und die Tugend geht triumphirend hervor.

Herzog.

Und du glaubst, solch ein Stück werde dem deutschen Publikum gefallen?

Schiller.

Ich — hoffe es.

Herzog.

Ich fürchte es nicht. So tief ist der Sinn des Volkes noch nicht verdorben, und solche Empörung findet nur in jungen überspannten Köpfen einen Anklang. Gefiele es wirklich, dann müßten wir Herren des Landes von unsern Stühlen herab und in die Gräber hinuntersteigen, um Euch Platz zu machen. Verstehst du mich?

Schiller.

Ja, Durchlaucht.

Herzog.

Und nun höre meine aufrichtige ganze Meinung über dein Werk! Wenn ich Gott selbst und im Begriff wäre, diese Welt zu schaffen, und ich sähe voraus, daß deine Räuber in dieser Welt geschrieben und mit Beifall aufgenommen werden sollten — ich ließe diese Welt ungeschaffen.

Schiller.

Durchlaucht! —

Herzog.

So tief ist mein Abscheu! Nun wirst du's begreiflich und gerecht finden, daß ich auf gründliche Abhilfe oder Strafe denke... Er muß mir künftig alles zeigen, was Er schreibt, ehe Er es durch den Druck oder sonst wie veröffentlicht...

Schiller.

— Nein! Lieber sterben, als verderben!

Herzog (weggehend).

So fahre hin! Für diese Welt bist du verloren!... General Rieger! (Rieger erscheint an der Schwelle.) Es bleibt beim Alten! Und somit Gott befohlen, Poet der Zukunft! Er hat das letztemal zu Seinem Herzoge gesprochen!

Schiller (aufschreiend).

Das letztemal!! — — Wohlan! So sei denn dieser Leib von Euch zertrümmert! Die Räuber sind schon jenseits Wirtembergs. Gott, o Gott gebe, daß echter Geist in Wahrheit darin walte, dann wird er über meinem Kerker, über meinem Grabe schweben. Der Dichter stirbt, die Dichtung aber nicht, und wer sie tödten will, stirbt wie Prometheus ein ew'ges Sterben, einen ewigen Tod. (Der Herzog ist wie betroffen stehen geblieben und winkt nun mit einer Handbewegung Schiller, sich zu entfernen.)

H. Laube, Die Karlsschüler. Schauspiel. 1847. IV. 5.

Schiller bei seinen Karlsschulfreunden in Schwaben.

1793.

.. Dennoch lernte Schiller seinen Widerwillen gegen Stuttgart bezwingen. Von Ludwigsburg, wo er längere Zeit, wie einst der Herzog in den Tagen seiner Ungnade, residirte, kam er erst einigemal mit dem Hofmedikus Hoven auf einen Abend herüber, und da diesem sein ärztlicher Beruf den Ausflug nicht oft genug gestattete, so quartierte sich der Dichter endlich auf einige Zeit ganz in der Hauptstadt ein, obgleich als Hintersaße, denn er wohnte außerhalb am Fuße der Reinsburg an dem Wege nach der Solitude, im großen Hofküchengarten...

Petersen, der sich im Freundeskreise sicher wußte, fuhr ungescheut in Anklagen gegen den Herzog fort, die er beständig

mit beißenden Anekdoten würzte. Auch diese Akademie, rief er, war von jeher nichts, als ein Spielzeug seiner unbändigen Eitelkeit . .

Wie geht es denn jetzt mit seiner Gesundheit? fragte Schiller.

Er ist hart von der Gicht geplagt, erwiderte Zumsteeg. Seit der letzten Jagd hat er Hohenheim nicht verlassen, und die Aerzte fürchten, die Krankheit möchte ihm an's Herz kommen.

Dann wär's aus, sagte Hoven.

Petersen, bemerkte Schiller gegen Roller, während die Anderen über den Gesundheitszustand des Herzogs sprachen, Petersen ist unerfreulich geworden. Ich lass' es mir gefallen, wenn man ein Prinzip haßt, aber wenn man so alle Liebe gegen die Personen aufgibt, so kann man zu keinem reinen Urtheil und produktiven Anschauen mehr kommen. Ihm wäre besser gewesen, daß er hinaus und in der Welt herumgestoßen worden wäre, wie ich; überhaupt droht den Schwaben, die ganz zu Hause bleiben, eine schlimme Krankheit, das behagliche Versauern . .

Da ich auch in der Akademie gewesen bin, sagte Heinrich laut, als die Andern still geworden waren, so wird es mir erlaubt sein, euch, die ihr fast alle sie durchlaufen habt, an den unermüdlichen Eifer, an die stets nachdenkende Sorgfalt zu erinnern, womit der Herzog Tag und Nacht seine Anstalt geleitet hat. Wahrlich, das ist keine bloße Sache der Eitelkeit. Wenn es aber doch das gewesen sein soll, nun ja, die Eitelkeit, die etwas hervorbringt, ist eine von den Angeln, welche die Welt bewegen.

Das wird man später noch besser erkennen, bemerkte Dannecker, denn wie soll die Akademie einmal ohne ihn bestehen?

Dafür ist schon gesorgt, versetzte Petersen, sein Bruder Ludwig hat sich bestimmt ausgesprochen, daß er sie gleich bei seinem Regierungsantritt aufheben werde.

Die Akademie, sagte Schiller, hat ihren Zweck erfüllt; sie würde sich in keinem Fall mehr halten können. Eine Hoch-

schule unter das Kommando eines militärischen Intendanten und seiner Satelliten zu stellen, ist ein Widerspruch, der sich nicht mit der jetzigen Zeit verträgt. Zwar führt der militärische Zwang, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, auf dem nächsten Wege zur Freiheit, ja er ist im ganzen vielleicht weniger despotisch, als die in manchen Erziehungsanstalten jetzt beliebte sogenannte humane Behandlung. Aber die Form der Anstalt hat sich überlebt, eine Aenderung ist schwierig, und wenn man einmal umgestalten will, so thäte man wohl besser, die Landesuniversität zu reformiren. Bei alle dem hat die Akademie unberechenbare Wirkungen und einen wesentlichen Einfluß auf unser künftiges deutsches Leben gehabt; sie hat, zum Theil freilich gegen den Willen ihres Stifters, einen freieren Geist erweckt. Hier wurde zuerst der Geist der Absonderung, der oberflächliche Hochmuth der obern und der scheue Trotz der niedern Stände gebrochen, und im furchtlosen Umgang mit adeligen, fürstlichen Zöglingen und mit dem gekrönten Rektor selbst lernten die jungen Leute das Menschliche menschlich ansehen, eine aufrechte Haltung annehmen und das Wesen der Welt mit frischem keckem Griff erfassen. Nach den tausend Gegenden, die sie hergesendet, kamen sie mit dieser unschätzbaren Ausstattung wieder hinaus; sie haben sie als Männer bethätigt und verbreitet; und wenn auch das Institut mit der Persönlichkeit, an welcher es hängt, zusammenbrechen wird, so wird doch sein Same fortwirken, ja die Gesinnungen selbst, die jetzt, in jugendlicher Ueppigkeit aufschießend, die Anstalt verwirren und den Stifter verletzen, sie sind zum Theil Früchte eben dieser seiner Akademie. Wenn es nun, wie ich glaube, einem Manne als Verdienst angerechnet werden muß, mit einer lebendigen, ob auch mannigfach verworrenen Thätigkeit in seine Zeit eingegriffen und selbst über seine Absicht hinaus bedeutende Wirkungen hervorgerufen zu haben, so würde wohl selbst ein ägyptischer Todtenrichter an der Pyramide dieses Mannes keinen vernichtenden Spruch fällen. Er hatte große Fehler als Regent, noch größere als Mensch,

und dennoch muß man ihm zugestehen, daß aus seinem tyrannischen Eigenwillen, aus seiner oft lächerlichen Eitelkeit ein nachhaltiges, anerkennungswerthes Streben hervorleuchtet. Herzog Karl ist einer der selbständigsten und selbstthätigsten Regenten, die jemals einen Thron besessen haben, voll Fleiß, Aufsicht und Energie in den Regierungsgeschäften.

Das ist wahr, sagte Petersen, er nennt auch seine geheimen Räthe nur seine Couvertmacher.

Obgleich er ein Kind der alten Zeit ist, fuhr der Dichter fort, so hat er doch nach dem Maße seiner Einsicht das Land für die Aufgaben des kommenden Jahrhunderts vorbereitet, das ihm nicht vergessen wird, wie er neben der Beförderung des Ackerbaus, der alten Hauptkraft des Landes, dem Gewerbe und dem Handel, den Kräften der Zukunft, dieses Brachfeld aufgepflügt hat.

Er wollte noch weiter reden, als ein Bedienter mit einem Schreiben eintrat. Heinrich, an den es gerichtet war, sah es durch und reichte es mit großer Bewegung dem Dichter hin. Dieser las, erblaßte und ließ die Hand mit dem Blatte sinken.

Alle blickten stumm auf ihn. Deine Geschichte (von Herzog Karl und dem Stiftler Göz) hat einen Schluß, Zumsteeg! sprach er endlich. Der Mann, der als Jüngling sang: Tyrann, herab von deinem Thron! der hat heute in Hohenheim dem Herzog die Augen zugedrückt.

Die Andern sprangen auf.

Herzog Karl ist nicht mehr, sagte Heinrich. Er hat einen schweren Todeskampf gehabt. Seine letzten Worte waren: Pfarrer, sterben ist kein Kinderspiel!

Friede sei mit ihm! sagte der Dichter.

Die Gesellschaft war tief ergriffen, einigen standen Thränen in den Augen. .

Hermann Kurz, Schillers Heimatjahre.

Sieben Schwaben unserer klassischen Zeit.

I. Schiller,

geboren in Marbach 10. November 1759,
gestorben in Weimar 9. Mai 1805.

Denn er war unser.*)

Was hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt?
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich gezeigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.

*) Da wir Schwaben dies in ganz besonderem Sinne mitsprechen mögen, wird es keiner Rechtfertigung bedürfen, daß das Beste, was aus Dichtermund unserem Schiller nachgerufen worden ist, der unvergleichliche Goethische Epilog, hier vollständig eine Stelle findet.

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Nun schmückt' er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnisvoll und klar entgegenkam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm schwollen der Geschichte Flut auf Fluten,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluten,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt: —
Nun sank der Mond, und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,

Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrütteten Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edeln Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es herniederschaut:
Was Mitwelt sonst an ihm geklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:

Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem was wir schätzen eng verwandt.
So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben..

Goethe. 1805.

Frühlingslied am Todestage Schillers.

Regst du, o Lenz, die jungen Glieder,
Erwacht aus starrer Dunkelheit,
Und kehrst in neuem Glanze wieder,
In aller deiner Lieblichkeit?
Kommst du, vertraulich uns zu grüßen,
Der Welt ihr Leben zu versüßen
Und auszulöschen Gram und Leid?

Ja, dich, den Liebling, zu empfahen,
Lauscht bange Sehnsucht allerwärts!
Es überströmt bei deinem Nahen
Von Dank und Liebe jedes Herz.
Der Seele rascheres Bewegen
Verkündet dich mit deinem Segen,
Mit deinem Ernst und deinem Scherz.

Mit Grün sind mild bedeckt die Auen,
Und Schlucht und Hügel sind es auch,
In Blütenschnee gehüllt zu schauen
Ist Baum an Baum und Strauch an Strauch.
Die Blume träumt von Wonnetagen,
Und schalkhaft muntre Lüfte tragen
Von dannen ihren Balsamhauch.

Und wo sich hin das Ohr mag neigen,
Den Forst empor, die Flur entlang,
Da jauchzt und lockt es von den Zweigen,
Da girrt's hervor vom Felsenhang.

Die Bäche, die dem Berg entfliehen,
Sie werden laut in Melodieen,
Und selbst die Luft ist voll Gesang.

So mußte sich die Erde schmücken,
So klang's auf Höhen und im Thal,
Als des geweihten Sängers Blicken
Der Tag geglänzt zum letztenmal.
Man hörte um sein Grab erschallen
Den Klageruf der Nachtigallen,
Und bleich entschwand der Sonne Strahl.

Doch wenden wir den Blick vom Grabe
Hinauf, wohin sein Geist sich hob,
Der, gleich dem Lenz, so manche Gabe
Des Schönen unserm Geist verwob!
Wir wollen keinen Schmerz erneuen,
Wir wollen uns des Frühlings freuen,
Die Freude ist sein höchstes Lob!

Fr. Ritter.

II. Johann Heinrich Dannecker,

geb. 15. Oktober 1758 zu Waldenbuch,
gest. 8. Dezember 1841 zu Stuttgart.

Den Knaben trieb der Gott in seiner Brust,
Kühn brach er auf das Heiligthum der Kunst,
Bald sah die Welt: es war kein eitler Dunst,
Des hohen Rufes war er sich bewußt.

Das Alterthum umfaßte er mit Brunst,
Er trug es heim in sel'ger Künstlerlust,
Und mit ihm kam das Alter des August,
Deutschland empfand der Muse reiche Gunst.

Roms Trümmermeer entstieg kein süßer Bild,
Als er dem Panther lieblich angetraut,
Und als sein Amor mit der zarten Braut.

Doch höh'res Sehnen hat er auch gestillt:
Aus seiner Werkstatt schwebte groß und mild
Der Heiland selbst, den er im Traum geschaut.

Dannecker, eines Stallknechts Sohn, brach sich selbst die Bahn zur Kunst, indem er, von einem unwiderstehlichen Drange erfaßt, sich als Knabe dem kunstsinnigen Herzog Karl Eugen selbst vorstellte, und auch wirklich von diesem in seine Militär-Akademie aufgenommen wurde, wo er schon in seinem 17. Jahre trotz Kabalen einen Preis erhielt. 1780 zum Hofbildhauer ernannt, hatte er sich anfangs mit unwürdigen Arbeiten zu plagen, reiste aber 1783 zu Fuß nach Paris, wo er unter Pajou's Leitung Antike und Natur studirte; 1785 gieng er mit Scheffauer zu Fuß nach Rom, wo ihm neben Anschauung der Antike Canova's Umgang förderlich war. 1790 kehrte er, durch seine Ceres und Bacchus bereits bekannt, als Professor der bildenden Künste nach Stuttgart zurück, wo er eine Reihe trefflicher, sprechend ähnlicher Büsten ausführte und von da an, immer weiter schreitend in seiner Kunst, das Wiederaufleben der Skulptur in Deutschland wesentlich förderte. Poetische Einbildungskraft, warmes Gefühl für Schönheit und Ebenmaß, treue Nachbildung der Natur mit besonderem Talente für das Weiche, Zarte, Weibliche, und hohe technische Fertigkeit zeichnen ihn aus. Seine Hauptwerke sind: Ariadne als Bacchusbraut, der traurige Amor, Psyche, Christus als Mittler rc. — und die Büsten von König Friedrich, Schiller, Lavater rc. A. Seubert.

III. Johann Gotthard Müller,

geb. 4. Mai 1747 zu Bernhausen,
gest. 14. März 1830 zu Stuttgart.

Der Erste war er — lebte nicht sein Sohn!*)
Doch alle Andern mußten vor ihm weichen:
So saft- und kraftvoll war des Stichels Ton,
So warmes Leben wußt' er zu erreichen.

---

*) Friedrich Müller, im Irrenhaus gestorben 1816, als er eben sein herrlichstes Werk, den Stich der Sixtinischen Madonna von Rafael, vollendet hatte.

Da floh der Pinsel schambedeckt davon!
Die Farbe sah erschrocken ihres Gleichen,
Ein Bürger saß — der Stichel — auf dem Thron
Und ebenbürtig waren seine Zeichen.

Da schoß nicht nur das Auge tiefe Glut,
Es rauschte des Gewandes schwere Seide,
Der Pelz erwärmte ordentlich das Blut.

Die Stickerei — o welche Augenweide!
Ja, wackrer Alter, der du nie geruht,
Jed' Werk von dir war auch ein Prachtgeschmeide.

Sein Vater, der Ortsschultheiß von Bernhausen, bestimmte ihn anfangs zur Theologie, aber bald erwachte in ihm die Neigung zur Kunst. Er malte zuerst unter Guibal, widmete sich aber nach dessen Wunsche der Kupferstecherkunst, die er besonders in Paris (1770—1776) unter dem berühmten Wille trieb. 1776 nach Stuttgart zurückgerufen, ward er Professor an der durch ihn errichteten Kupferstecherschule und zog hier eine Reihe trefflicher Künstler heran, worunter die Schwaben Leybold und Rist. Sein großer Ruf verschaffte ihm (1785) den Auftrag, Ludwig XVI. zu stechen, was er in hoher Vollendung that. Treffliche Zeichnung, treue Wiedergabe des Kolorits neben gleichwohl sehr reinem Stiche zeichnen ihn aus. Seine Hauptwerke sind: Alexandre vainqueur de soi-même; die Schlacht bei Bunkershill; Madonna della Seggiola; die Portraits seiner Frau, von Wille, Louise Lebrun, Schiller und Graff.

A. Seubert.

Vgl. jetzt die schöne Biographie der beiden Müller von dem Urenkel Joh. Gotthards, Berth. Pfeiffer, in den Württ. Vierteljahrsheften 1881, III. IV.

IV. Karl Friedrich Kielmeyer,*)

geb. 22. Oktober 1765 zu Bebenhausen,
gest. 24. September 1844 zu Stuttgart.

Er stieg hinauf am Stammbaum der Natur,
Der in Myriaden Zweige sich verschlingt,
Und suchte emsig nach der rothen Schnur,
Die aller Wesen Innerstes durchdringt.

Wie von Geschlecht sich zu Geschlechte ringt
Der Gottheit alte unverwischte Spur,
Wie sie vom Stein zu Thier und Pflanze springt —
Sein Auge sah's so klar wie wen'ge nur.

Begeistert lauschte ihm der Jünger Schar,**)
Ihm, der nicht Lehrer nur, der Seher war,
Der aus Gegebnem ahnungsvoll gebar.

Denn nicht wer Steine trägt zum Bau und Sand,
Nicht wer sie fügt mit kunstgeübter Hand,
Der ist der Meister, der den Plan erfand.

A. Seubert.

V. Friedrich Hölderlin,

geb. 20. März 1770 in Lauffen a. N.,
gest. 7. Juni 1843 in Tübingen.

Bei der Feier von Hölderlins hundertjährigem Geburtstag in des Dichters Geburtshause zu Lauffen am Neckar vorgetragen 20. März 1870.

Der Hohe, dem wir heut uns neigen,
Wie hielt er kindlich deine Hand,
Wie gab er ganz sich dir zu eigen,
Recht als dein Sohn, du wonnig Land!

---

*) Schüler und später Lehrer der Karlsschule, 1796—1817 Professor in Tübingen, gehörte K. zu den bahnbrechenden Naturforschern seiner Zeit, besonders in Physiologie und vergleichender Zoologie.

**) Die Cuvier, Pfaff, Autenrieth, Gmelin &c.

Du aber hast ihn fromm erzogen,
Hast ihm in deiner Wälder Nacht,
An deines Flusses blauen Wogen
Das Auge wach und weit gemacht.

Hast ihm aus deiner Schönheit Fülle
Die junge Seele reich getränkt,
Hast ihm den Ernst, die heil'ge Stille
In die bewegte Brust gesenkt.

Drum liebt' er dich! Drum wie ein Leuchten
Von deinen Rebenhügeln zieht,
Drum wie ein Duft von deinen feuchten
Stromufern weht es durch sein Lied.

Drum galt auch dir sein freudig Sehnen
Nach Hellas' blumigem Ruin:
Freiheit und Schönheit der Hellenen
Dir zu erobern trieb es ihn.

Drum, als am Ufer der Garonne
Er niedersank in jähem Schmerz,
Zog es ihn heim nach Sueviens Sonne,
Warf er sich weinend dir an's Herz.

Da lag er, mild von dir umschlungen;
Da lag er — o wie lang, wie lang! —
Bis, der sein Wiegenlied gesungen,
Der Neckar ihm das Grablied sang.

Nun aber lebt er neu ein Leben,
Und wo ein lallend Kind er war,
Muß sich ein Tempel ihm erheben
Und steht bekränzt ihm ein Altar..

Ferd. Freiligrath.

VI. Georg Friedr. Wilh. Hegel,

geb. 27. August 1770 in Stuttgart,
gest. 14. November 1831 in Berlin.

..Mußte der Sohn des Zeus*) sich niederer Arbeit bequemen,
Hast du mit göttlichem Muth ähnliche Thaten vollbracht.
Aber Augias' Stall, das waren die Akademieen,
Wahrlich die Herren darin akademisteten sehr.
Als nun aber herein der Schwall philosophischer Meerflut
Schlug, wie stäubten zuletzt all die Perrücken hinaus!..

Zwar entführtest du nicht dem delphischen Gotte den Dreifuß,
Aber du brachtest von ihm herrliche Beute zurück.
Jenes „Erkenne dich selbst", das noch kein Sterblicher löste,
Hast du gelöst und dem Gott gabst du die Frage zurück.
Du erlegtest die Hyder der tausendköpfigen Meinung,
Die in dem Staat und im Recht schwellende Häupter erhob;
Denn es wollte die Jugend nach Herzensdrang und nach Willkür
Herrschen und führen das Reich, aber gehorchen nur nicht.
Und wir träumten wohl viel von alten, glücklichen Zeiten,
Blickten zur neuen Welt sehnend wohl über das Meer.
Doch wir gewannen durch dich die Gegenwart lieb und die Heimat,
Und mit der wirklichen Welt hast du uns wieder versöhnt.
Dann auch führtest du uns zu den Gärten der Hesperiden,
Pflücktest der ewigen Kunst goldene Früchte für uns,
Daß wir die Werke verstanden, die uns ein Mozart, ein Goethe,
Die uns ein Phidias kühn, die uns ein Rafael schuf.
Was du errungen im Geist, du hast es im Geiste befestigt,
Wie in der Sternenschanz ruhst du in deinem System
Und es tragen die Pfeiler, so fest wie die Säulen Herakles',
Ewig der Wissenschaft herrlich unendlichen Bau.

---

*) Herakles, mit welchem in diesem Gedicht auf Hegels Geburtstag 1826 der Philosoph eingehend verglichen wird.

Also schufst du ein Reich der Wirklichkeit und der Wahrheit,
Stiegst dann selbst in die Glut deiner Gedanken hinab;
Da verzehrte die Flamme was irdisch war und vergänglich,
Aber das Ewige blieb dir, dem Unsterblichen, treu...

F. Förster. 1826.

VII. Friedr. Wilh. Joseph Schelling,

geb. 27. Januar 1775 in Leonberg,
gest. 20. August 1853 in Ragatz.

Wie sah man uns an deinem Munde hangen,
Und lauschen Jeglichen auf seinem Sitze,
Da deines Geistes ungeheure Blitze
Wie Schlag auf Schlag in unsere Seele drangen!

Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen,
Siehst du sie ganz, wie von der Berge Spitze;
Was wir zerpflückt mit unserm armen Witze,
Das ist als Blume vor dir aufgegangen.

Noch sieht man Thoren zwar, erbost dagegen,
Mit logischen Tiraden überkleistern
Der Geistesarmut Eier, die sie legen;

Doch dieses Völkchen, das dich wähnt zu meistern,
Nie wird's die Welt der Wissenschaft bewegen,
Und einen Dichter wird es nie begeistern.

Platen.

Aus den letzten Zeiten des zerfallenden Reichs.

Es liegt eine Reichsstadt im Schwabenland,
Die Färber und Gerber sind rühmlich bekannt:
Dort wählte einst der hohe Senat
Drei Herrn, zu ziehen zur Krönungsstadt.

Zu Frankfurt, der herrlichen Stadt am Main,
Da strahlte der Reichskleinodien Schein;
Es fuhren zur Huldigung wohlgemuth
Die drei vom ältesten Rathsherrnblut.

Sie hatten bedächtlich beim Reisen nicht Eil,
Sie aßen und tranken ihr redlich Theil,
Weil Drängen, Entbehrung und Reisebeschwer
Der würdigen Rundung wohl schädlich wär.

Es waren die Herrn gar zierlich frisirt,
Mit Prachtgewändern stolz ausstaffirt,
Auch Zeile für Zeile nach schwäbischer Art
Die Rede gar wohl memoriret ward.

Sie kamen Abends vor Frankfurts Thor,
Zwölf schmucke Trabanten sprangen hervor:
„Hollah, hollah, laßt die Reutlinger ein —
Die müssen doch bei der Krönung sein!"

„Seid freudig gegrüßet — Ihr kommt ja zur Ehr
Des Kaisers gezogen von Reutlingen her!"
Sie wurden durch stattliche Ehrenwacht
Zur Herberg, der festlich geschmückten, gebracht.

Dort nahm sich ein jeder behaglichen Platz,
Sie wurden nach Frankfurter Rathes Gesatz
Bewirthet mit Speisen so fein und so reich
Und auch mit dem köstlichsten Trunke zugleich;

Ein buntes Gemisch vom Main und vom Rhein,
Von Mosel und Ahr, von Würzburg am Stein;
Den Trank jeder tüchtige Zecher kennt,
Da der Name schon auf die Lippen ihn brennt.

Sie kosten — sie flüstern: ein treffliches Korn!
Wohl milder und süßer als Achalm's Born! —
Drum schauten in's Glas sie recht gründlich und scharf
Und schluckten von jedem bald über Bedarf..

Sie schwankten zur Klause nach Mitternachtsstund, —
O seht — wie so selig in Augen und Mund!
Sie schloßen die Fenster und Läden bedacht,
Daß keiner des Morgens zu frühe erwacht..

Trompetengeschmetter durchwirbelt die Luft,
Fast wähnt man, die Todten entstiegen der Gruft;
Der Donner der Pauken — wie schlug er doch drein!
Die Rathsherrn von Reutlingen schlafen noch fein.

Das war doch ein Wogen, ein Jauchzen, ein Ziehn,
Das war doch ein Klirren, ein Jagen und Fliehn!
Der Zug mit Trompeten und wildem Juchhei
Gieng just an der Reutlinger Klause vorbei.

Erst spät, als da duftet ein festliches Mahl
Im Hause des Bürgers, im Kaisersaal,
Erwachten sie, füglich zum Aerger gereizt:
Ob wohl der Geruch erst die Nasen gebeizt?

Dann still, ohne Klang, in der Dämmerung Gunst,
Durchzogen das Thor sie bei Nebel und Dunst;
Sie schlichen so leise fort über die Brück;
Sie giengen nach Reutlingen eiligst zurück.

Sie kündeten wohl von der Krönung nicht viel,
Doch mehr von des Rheinweins tückischem Spiel;
Es schmunzelt der Enkel noch heute mit Fug,
Erzählt man vom Reutlinger Krönungszug.

W. Ganzhorn.

Was sich bei Cannstadt am Neckar im Jahr 1796 zwischen einem kleinen französischen Schützen und einem östreichischen Reiter begeben.

Bei Cannstadt an der Brucken, Da war das Schießen groß,
Als auf einander stießen Oestreicher und Franzos.

Haubitzen und Granaten Brummten den Baß mit Macht,
Und das Musketenfeuer Dazwischen klatscht und kracht.

Bei den Franzosen drüben Ein kleiner Schütze war,
Der zielte wie ein Falke, Er fehlte nicht ein Haar.

Er schoß, er lud, er spannte, Legt' an und drückt' und traf,
Und mancher von den Feinden Sank in den Todesschlaf.

Ein kaiserlicher Reiter, Der nahm ihn recht auf's Korn:
„Manndl, dich muß ich kriegen!" Sprach er in großem Zorn.

Am Abend ward es stille, Das Schießen hörte auf,
Da nahm das kleine Schützlein Zum Neckar seinen Lauf.

Es putzte seine Flinte Dort an dem Wasser klar,
Dieweil sie von dem Schießen Gar sehr verrußet war.

Der Reiter, nicht verdrossen, Erspäht es auf der Stell,
Sagt's keinem Kameraden, Setzt sich zu Pferde schnell.

Er ritt am Fluß hinunter, Kam an einen Ort allda,
Wo er konnt' übersetzen, Daß es der Feind nicht sah.

Wie er herüber geschwommen, Kam er ganz leis heran,
Wie eine Katze schleichet, Die eine Maus will fahn.

Das Schützlein stand gebücket, Nur auf sein' Arbeit sicht,
Es putzt an seiner Flinte, Und putzt und merkt es nicht.

Der Reiter stieg vom Pferde, Schlich an des Ufers Rand,
Das Schützlein nahm er am Kragen Mit seiner schweren Hand.

Es schreit, es flucht, es zappelt, Der Schrecken, der war groß,
Hat alles nichts geholfen, Er zog es auf sein Roß,

Hielt es allda recht feste, Reit't fort, so schnell er kann,
Setzt wieder über's Wasser, Kommt wohlbehalten an.

Er nimmt das Schützlein kleine Daselbst in sein Quartier,
Gab ihm für seinen Schrecken Von seinem Wein und Bier.

A. Treuburg.

Edler Freund! wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Schiller.

X.

Unser Jahrhundert.

Von der Gründung des neuen Staats und seiner Verfassung bis zur Errichtung des neuen Deutschen Reiches.

Dreihundert Jahre sind vorbei,
Werden auch nicht wiederkommen;
Sie haben Böses frank und frei,
Auch Gutes mitgenommen.
Und doch von beiden ist auch euch
Der Fülle genug geblieben:
Entzieht euch dem verstorb'nen Zeug,
Lebend'ges laßt uns lieben!

Goethe, Zahme Xenien.

König Friedrich.

Herzog 1797, Kurfürst 1803, König 1806—1816.

Um Wirtemberg als staatliche Einheit erscheinen zu lassen und über dieselbe uneingeschränkt zu gebieten, hatte der König im Lauf eines Jahrzehntes alle Formen des langen geschichtlichen Lebens seines Landes zertrümmert; um alle in dem neuen Königreiche zerstreut sich findenden Kräfte in seiner Hand zu vereinigen und vereinigt zur Erreichung nur eines einzigen Zieles, einer möglichst großen Machtstellung nach außen wie nach innen, zu verwenden, hatte er die besondern Rechte aller Einzelnen vernichtet, die Einzelnen einander gleich gemacht und seiner schrankenlosen Willkür unterworfen.

So tief auch das zertretene schwäbische Sonderleben die ihm angethane Gewalt fühlte, hatte der König dennoch An-

hänger und Bewunderer in seinem Lande. Ein entschlossenes, durchgreifendes Wollen und die beharrliche Durchführung des Gewollten erweckt zwar selten Zuneigung, aber fast immer Aufmerksamkeit und macht in kleinen und mehr noch in großen Verhältnissen viele bereit, sich anzulehnen an den festen Mann, nur weil er fest ist, mag Ziel und Beweggrund seines Handelns gut und groß sein oder nicht ... Aber auch das Ziel, welches der König verfolgte, wird heute noch in manchen achtungswerthen Kreisen Wirtembergs als politisch nothwendig und als Rechtfertigung für das gewaltsame Handeln der Regierung anerkannt. Der König fand, äußern sich kundige Beurtheiler jener Zeiten, ein Land vor, in welchem die alte Verfassung verbraucht und durch Auswüchse und Mißbräuche aller Art von innen heraus zerrüttet war; ein Interesse an dem Allgemeinen zeigte sich nirgends; Wirtemberg zerfiel, als ein echtes Deutschland im Kleinen, in unzählige besondere Interessen; Stand hatte gegen Stand, Städte gegen das platte Land, beide gegen Stifte und Klöster und alle zusammen wiederum gegen den Adel sich abgeschlossen; in starrem Eigensinn standen alle Korporationen, alle Einzelnen sich gegenüber. Dem Könige war in der gährenden Zeit die Aufgabe gestellt, das Verschiedenartige durch kräftige Durchführung seines Prinzips zur Einheit zu gestalten, den Wirtembergern das Bewußtsein des Staats und die Idee des Staatsbürgerthums zu geben, die Vernunft statt der Willkür, das Recht statt des blinden Herkommens, die Entwicklung statt der Verknöcherung zur Geltung zu bringen. Um seine Aufgabe zu lösen, mußte der König sich um jeden Preis die nöthigen Mittel verschaffen, er konnte sich nicht durch die Bedenklichkeiten des Geheimen Raths und der Stände, nicht durch die Klagen und den Ingrimm derer, denen ihre einzelnen Interessen zertrümmert wurden, irren lassen. Um aus der Zersplitterung der Vergangenheit den Staat der Zukunft hervorgehen zu lassen, war es nöthig, die Revolution, welche in Frankreich von unten ausgegangen

war, von oben zu machen. Die Idee der Staatsallgemeinheit mußte sich zunächst in der Gestalt einer fürstlichen Individualität verkörpern, deren Denken und Wollen sich zur Gemeinvernunft und zum Gemeinwillen hinaufschraubte; ein Diktator konnte vorübergehend nicht entbehrt werden, und als solcher aufzutreten, war der König berufen, in dessen glänzender Persönlichkeit die die Zeit bewegende Idee ihre Verkörperung fand..

Der König, obschon er oftmals tyrannisch erschien, war in Wahrheit der Staatsgründer, der die Ideen des 19. Jahrhunderts in ein widerstrebendes Erdreich einrammelte, die Idee der Freiheit wenigstens auf dem religiösen Gebiet verwirklichte, die Idee der Gleichheit aller vor dem Gesetz mit eiserner Konsequenz durchführte und das System feudalistischer Halbknechtschaft von Grund aus zerstörte und im Westen Deutschlands den Deutschen zu einer politischen Wiedergeburt verhalf.

Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. 2. A. 1862. S. 468 ff.

Palms Tod.

26. August 1806.

Mißtrauisch verfolgte Napoleon jede Regung des nationalen Gefühls in dem unterjochten Lande. Als ein Ansbacher, Yelin, eine anonyme Flugschrift: Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung, herausgab — ein treugemeintes, gefühlsseliges Schriftchen, das in eiserner Zeit nur den friedlichen Rath fand: Weine laut auf, edler, biederer Deutscher! — da schien dem Imperator selbst dieser Stoßseufzer des harmlosen Spießbürgerthums bedenklich und er ließ den Buchhändler Palm (von Nürnberg, geboren in Schorndorf 1766), der das Buch verbreitet haben sollte, in Braunau am Inn standrechtlich erschießen.

H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. I. 1879. S. 236.

Ach Palme, liebster Palme,
Was hast denn du gethan,
Daß dich hat lassen erschießen
Der Kaiser Napoleon?

Nach Brauenau gefangen
Hat man dich eingebracht,
Hat dir alldort gar kurzen
Und schnellen Prozeß gemacht.

Sollst haben durch Schriften verleitet
Zum Mord der Majestät,
Darüber der Zorn des Kaisers
Dir an das Leben geht.

Hättst den Verfasser genennet
Du wärest ein freier Mann,
Hast es nicht mögen bekennen,
So mußt du selber dran.

Kein Beistand ward dir gegeben,
Und was du vorgebracht,
Man hat's nicht wollen hören —
War alles schon abgemacht.

Als wie der Kaiser pfeifet,
So tanzt das Kriegsgericht,
Ueber dich mit einem Munde
Das Todesurtheil spricht.

Es hilft kein Bitten und Beten,
Es weint die ganze Stadt;
Vor Scham General Saint Hilaire
Den Ort verlassen hat.

Auf einem Ochsenkarren
Hat man dich hinausgebracht,
Als wie es der Schinder zum Wasen
Mit seinem Vieche macht.

Dreitausend Mann Franzosen,
Die stehen schon aufmarschiert,
Dazu mit brennenden Lunten
Auf den Wällen Kanonen postiert.

Die Schützen mit blanken Gewehren
Erwarten das Gebot;
Als Feuer kommandieret,
Liegst du im Blute todt.

Schlaf wohl, schlaf wohl, du Armer,
Schlaf wohl in kühler Erd!
Es kommt ein Tag der Rache
Für dich durch unser Schwert!

Ditfurth, Historische Volkslieder. 1871. II, 289 ff.

Schéler an der Moskwa.

1812.

(Nahe der Kaluga Wogen — Bauten Russen eine Schanze . .)

Zweimal haben Frankreichs Söhne
Trotz geboten den Gefahren,
Fruchtlos blieb ihr Sturmeslauf;
Und nun rufen Hörnertöne
Wirtembergs erprobte Scharen
Zu dem dritten Stürmen auf.

Wie die Reihen sich verbinden,
Sprengt ihr General, der Schéler,
Auf dem braunen Roß*) heran.
Keinen Bessern wirst du finden,
Ohne Furcht und ohne Fehler,
Er der bravste Rittersmann.

---

*) Das edle Thier hat ihn nachher über die Beresina zurückgetragen.

Fest und mit gemessnem Schritte
Führt er seine tapfern Haufen,
Sorgsam nimmt er ihrer wahr;
Aber in des Feldes Mitte
Da beginnt ein rasches Laufen,
Vorwärts stürzt die ganze Schar,

Vorwärts in dem Pulverdampfe,
Vorwärts über theure Leichen,
Die das Feuer niederstreckt;
Und zuletzt nach blut'gem Kampfe
Wird des Sieges glorreich Zeichen
In der Schanze aufgesteckt.

Doch der Russe will nicht lassen
Seiner Stellung beste Stütze,
Dringt heran mit frischem Muth;
Trommeln wirbeln, Hörner blasen
Und im Donner der Geschütze
Neuert sich des Kampfes Gluth.

Schéler hält auf seinem Rosse
Muthig ernst nach Rittersitte,
Schaut umher und wanket nicht;
Da von feindlichem Geschosse
Trifft ihn in der Seinen Mitte
Einer Kugel Bleigewicht.

Hohen Muths ist er nicht minder,
Spricht im Fall die Worte spärlich:
„Mit dem Leben ist's vorbei,
Grüßt mein Weib und meine Kinder,
Sagt dem König, daß ich ehrlich
In dem Kampf gefallen sei!"

Tiefer Schmerz ergreift die Krieger,
Schmerz um den gefallnen Helden,
Doch das Schlagen dauert fort;
Und den oft gekrönten Sieger
Trägt man rückwärts zu den Zelten —
Ach ein grauenvoller Ort!

Was im Kampfe stürzte nieder,
Ohne sichern Tod zu finden,
Liegt hier schon in langen Reih'n;
Die zerrissnen blut'gen Glieder
Soll des Arztes Hand verbinden,
Oder der Vernichtung weih'n.

Und sie legen hier ihn nieder,
Stehn umher mit bittern Zähren,
Daß geendet schon sein Lauf;
Doch der Athem hebt sich wieder,
Seines Herzens Pulse kehren
Und er schlägt die Augen auf.

Matter war das Blei geflogen,
Konnte schwer den Pelz durchdringen,
Mehr betäuben nur im Schlag.
„Wohl, die Binde schnell gezogen!
Laßt mir meinen Braunen bringen,
Daß zur Schlacht ich kehren mag!"

„„Hast du nicht genug gestritten?
Denk des Weibs und deiner Kinder,
Schone deines Hauses Glück!""
Doch er weiset ihre Bitten
Erst mit Sanftmuth und gelinder,
Dann mit strengem Ernst zurück.

„Mir geziemt ein männlich Wagen,
Welches Loos mir sei gemessen;
Wenn mein Aug' im Kampfe bricht,
Werden meine Kinder sagen,
Werden's nimmermehr vergessen:
Er genügte seiner Pflicht!"

Und er steigt zu Pferde wieder,
Das mit leicht beschwingten Hufen
Ihn den Seinen bringet nah;
Wie er kommt, durch alle Glieder
Geht ein Jauchzen, geht ein Rufen:
„Unser Held ist wieder da!"

Horch! was ist das für ein Brausen?
Die Gefilde rings erzittern
Und die Luft ist dumpf bewegt,
Wie mit furchtbar wildem Sausen
In dem Donner von Gewittern
Hagel auf die Erde schlägt.

Mehre Tausend schwere Reiter
Stürmen auf gewalt'gen Rossen
Auf die Wirtemberger ein.
„Bleibet fest, ihr wackern Streiter!
Haltet an mit den Geschossen,
Daß die Schüsse sicher sei'n!" ..

Und die Schlacht ist nun gewonnen,
Viele Tausend mußten's zahlen,
Die der Tod in Banden hält.
Moskwa fließt von Blut geronnen
Und der Sonne letzte Strahlen
Fallen auf das Leichenfeld.

Friedrich Seeger.

Schwank aus der Napoleonischen Kriegszeit.

Der Röhrle von Häfner-Neuhausen
Sitzt schweigend am Wirthshaustisch;
Die Gäste erzählen mit Grausen
Vom Kriegslärm und Kugelgezisch.

Der Bonaparte, der Große,
Rückt wieder neu in's Feld;
Er ruht nicht, der Franzose,
Bis sein die ganze Welt.

Sie rühmen die großen Marschälle:
Den Murat, Davoust, Ney —:
„Ihr, Röhrle! ruft ein Geselle,
Ihr wart ja auch dabei!" —

Der Röhrle sieht um sich im Kreise:
„Ob ich dabei war — ha!
Die letzte Schlacht, die heiße,
Half ich entscheiden ja!

„Den Marschallstab erringen,
Braucht allerdings Bravour,
Doch um es hoch zu bringen,
Hilft Großthun und Schmeicheln nur.

„Zur wahren Heldengröße
Bescheidenheit gehört;
Der zeigt schon eine Blöße,
Der Auszeichnung begehrt.

„Da ist Latour d'Auvergne,
Der bleibt — das lob ich mir —
Daß Tugend von ihm man lerne,
Stets simpler Grenadier.

„Drum hat mir's auch mißfallen,
Daß nach der letzten Schlacht,
Der Kaiser Latour vor allen
Mit einem Orden bedacht.

„Was sollen ihm die Flausen,
Dacht' ich, da hieß es: „„Vor!
Der Röhrle von Häfner-Neuhausen
Vom schwarzen Jägerchor!"''

„Ich trete, mit festem Schritte,
Präsentirend heraus;
Napoleon sagt: „„Bitte
„„Er eine Gnade sich aus.

„„Er hat ja wahre Wunder
Von Tapferkeit gethan!
Das will mir kaum hinunter
Bei einem deutschen Mann."''

„Na warte, dacht' ich, nun grade
Zeig' ich dir den deutschen Mann:
Sprach: Brauche keine Gnade,
Hab nur meine Pflicht gethan. —

„Da zwickt mich der Lamperörle
In's Ohr, daß mich's heute noch brennt,
Sagt staunend: „„Röhrle, Röhrle,
Er ist ein Tausendsapperment."''

A. Wechßler.

Die alten Helden.

Hoch geht die See der Zeiten:
Auf Uebermuth gestellt,
Will Frevel sich erbeuten
Und Macht die ganze Welt.

Entbund'ne Stürme schweifen,
Des Friedens Geister fliehn
Und blut'ge Zeichen streifen
Bang durch die Himmel hin.

Die ihr in alten Tagen
Dem Unrecht kühn gesteu'rt,
Ihr, von der Vorwelt Sagen
In Liedern hoch gefei'rt:
Horcht, wie der Sturm euch rüttelt!
Jetzt ist es an der Zeit!
Wacht auf, den Schlaf entschüttelt,
Daß ihr die Welt befreit!

Hat eurer Mannheit Stärke
Die wilde Wuth gedämpft,
Durch hohe Kriegeswerke
Den Frieden uns erkämpft,
Dann laßt den Geist der Lieder,
Den alten, aufersteh'n;
Von allen Thalen wieder
Kling' es, von allen Höh'n!

Karl Philipp Conz.

Prinz Wilhelm.

1814. 1815.

Prinz Wilhelm, der edle Ritter,
Ritt hinaus ins Schlachtgewitter,
Ritt mit aus in blut'gen Strauß;
Denn als man die Trommel rührte
Und nach Frankreich abmarschirte,
Blieb der Kronprinz nicht zu Haus.

Durch des Rheines wilde Wogen
Ist er schnell hindurchgezogen,
Ziehet weiter ohne Ruh.
Auf die Feinde durch die Wälder,
Durch die eisbedeckten Felder,
Auf die Feinde eilt er zu.

Bei Brienne im dunkeln Walde
Unser Jägerhorn erschallte,
Unsre Trommeln wirbeln drein;
In den Feind durch Sumpf und Graben
Stürmt der Prinz mit seinen Schwaben,
Daß der Sieg muß unser sein.

Und bei Montereau's blut'ger Brücken,
Als der Feind wollt' schier erdrücken
Unsre kleine treue Schar,
Hat er gegen Sturmsgewalten
Ritterlich den Paß gehalten,
Bis sein Volk gerettet war.

An der Aube, am Marnestrande,
In der Seine weitem Lande
Kennt man Wilhelm und sein Schwert;
Epinal auf blut'gen Wegen,
Troyes' heißer Kugelregen
Haben seinen Stamm bewährt.

Ja, wo treue Schwaben stritten,
War auch in des Kampfes Mitten
Unser Kronprinz stets dabei;
Ja, so stritt im Schlachtgewitter
Prinz Wilhelm, der edle Ritter,
Furchtlos, wie sein Wort, und treu.

Schlaget ein, ihr Kameraden!
Wenn zum Krieg die Trommeln laden,
Strömen freudig wir herbei:
Denn als König zieht der Ritter
Nun voraus in's Schlachtgewitter,
Furchtlos, wie sein Wort, und treu.

Wilhelm Hauff.

König Wilhelm.

1816—1864.

Die Jahrbücher Wirtembergs, des früher so oft von feindlichen und Freundes-Heeren zertretenen und aufgezehrten, so oft in verderbliche, ihm fremde Kriege hineingerissenen Wirtembergs, weisen uns kein Beispiel eines so langen ununterbrochenen Friedenszustandes auf. So konnten die Kräfte und Mittel, welche dadurch erspart wurden, ungeschmälert der Wohlfahrt des Landes gewidmet werden. Und dann liefert die Geschichte Wirtembergs — und ich glaube selbst die gepriesene Regierung des Herzogs Christoph nicht ausnehmen zu dürfen — kein Beispiel einer so regen, vielseitigen reformatorischen Thätigkeit, wie sie sich unter König Wilhelm entwickelt hat. Wirtemberg hat unter ihm im Sinne der Neuzeit eine durchgreifende Umgestaltung erfahren, deren Werth nur derjenige zu würdigen weiß, der damit die früheren Zustände und die Zustände so mancher anderer deutschen Länder vergleicht. Es würde lange werden, wenn ich alle die nützlichen Gesetze, die zum Theil musterhaften Einrichtungen und Anstalten herzählen wollte, die zu Hebung der Landwirthschaft, zu Belebung der Gewerbe und des Handelsverkehrs, zu Erweiterung des öffentlichen Unterrichts, zu Weckung des Gemeindelebens, zu Einführung strenger Ordnung im Staatshaushalt und in allen Zweigen der Verwaltung, zu Verbesserung der Rechtspflege, unter seiner Regierung zu Tage getreten sind. Ich will nur zwei dieser Schöpfungen besonders erwähnen: den großen Zollverein, ein Werk, das in

seiner weitgreifenden Bedeutung allein schon hinreichen würde, seinen Namen zu verewigen, und die Landesverfassung von 1819. Sie ist nicht frei von manchen einzelnen Mängeln, die indeß erst im Verlauf der Zeit fühlbar geworden sind; doch sollte man nicht vergessen, daß eben diese Verfassung, sowohl nach den in ihr ausgesprochenen Grundsätzen, als nach der Art und Weise, wie sie zu Stande gekommen, ihrer Zeit der Gegenstand der Bewunderung und des Neides des ganzen Deutschlands war. Und nicht zu übersehen ist, daß das Meiste davon dem freien Antrieb des Königs verdankt wird, seinem nicht zu bezweifelnden ernsten Bestreben, die Wohlfahrt und Blüte des Landes zu fördern, daß, wenn jene reiche Aussaat nicht durchaus und sofort zur Frucht aufgegangen ist, wenn Hemmungen eintraten, die Hauptursache in allgemeineren Verhältnissen lag, deren Einfluß sich zu entziehen einem kleineren Staate schwer und bisweilen unmöglich wird — in jener Institution, die in ihrem Unvermögen, das erwachende Leben der Nation zu pflegen, zu fördern und in heilsame Bahnen zu lenken, beschränken, hemmen, niederhalten zu ihrer einzigen Aufgabe gemacht zu haben schien...

K. F. Haug, Mittheilungen aus seinem Leben und seinem Nachlasse. 1869. S. 50 f.

Die Verfassungswirren.

1815—1819.

Begreiflich gehen die Urtheile über das Verhalten der Parteien in dem langen Verfassungskampfe sehr auseinander. Während bei den Zeitgenossen namentlich Ludwig Uhland in seinen Liedern vom guten alten Recht die Auffassung der Mehrheit der Stände mit Erfolg vertrat, bekannte sich schon im Jahr 1817 Hegel in den Heidelberger Jahrbüchern sehr entschieden zu der entgegengesetzten Ansicht. Die letztere hat in neuerer Zeit wenigstens bei Nichtwürttembergern die Oberhand gewonnen, so bei Gervinus und Treitschke.

Aber auch diese Kritik der außer den Verhandlungen Stehenden und der Nichtwirtemberger sucht die Erklärung für das Verhalten der Stände theils in der Reaktion gegen den Druck der vorangegangenen zehn Jahre eines überaus harten Regiments, theils überhaupt in dem Charakter des schwäbischen Volks, welches an einmal gewohnten Einrichtungen festhält, gegen Neues zunächst kritisch und eher ablehnend sich verhält und Mißtrauen namentlich dann zeigt, wenn ihm das Neue durch Fremde entgegengebracht wird. Für das Zutreffendste mag das Urtheil gelten, welches von Geßler in der Geschichte der Verfassung, 1869, S. 238 ausgesprochen wird: „Diese Verhandlungen tragen entschieden das Gepräge des Charakters des schwäbischen Volksstamms. Die Form derselben schreitet allmählig von dem schwerfälligen schleppenden Gang des Vorlesens geschriebener Reden, des Wechsels von Schriften, der weitläufigen in's kleinlichste ausgesponnenen Erörterungen fort zu freier Diskussion, zu kürzeren sachgemäßeren Berichterstattungen, zu einer Beschränkung auf das für eine Verfassung Wesentliche. Das starre Festhalten an dem Alten, das Mißtrauen gegen neue Grundsätze, die ängstliche Gewissenhaftigkeit, welche über dem Bestreben nach der möglichsten Vollkommenheit sich nicht zur Annahme eines Theils entschließen kann, weicht einem weiteren Blicke, welcher die Verschiedenheit der nunmehr zu lösenden Aufgabe erkennt und sich von Einseitigkeiten befreit. Das Vertrauen zu den neuen Grundsätzen steigt in dem Maße, als ein Theil derselben, bereits in das Leben getreten, sich durch die Erfahrung erprobt und hier, wie sonst, ein ernstlicher Wille des Regenten sich bethätigt hat, die Verwaltung im Geiste einer Verfassung zu führen, deren leitender Grundsatz Redlichkeit, deren Charakter Oeffentlichkeit ist. Die Pflichttreue erkennt als geboten an, das zur Zeit Erreichbare, auch wenn dasselbe nicht das ganze Ziel der Wünsche ist, nicht zurückzuweisen, dasselbe vielmehr, auch wenn es nur einen Keim der Fortentwicklung für jenes Ziel bilden kann, zu achten und

zu pflegen. — Gewiß war für Regierung wie Stände und mittelbar auch für das Volk dieser Zeitraum eine tüchtige Schule der politischen Erziehung, welche dem Lande neben der reiferen Frucht einer Verfassung zugleich auch insoweit Gewinn brachte."

Riecke, Beiträge zur Staats- und Verfassungsgeschichte Württembergs. 1879. S. 14 f.

Die Partei der Altrechtler ward getragen von dem Beifall des ganzen Volks. Ein schöner echt-menschlicher, echt-schwäbischer Zug in der That, daß das tiefbeleidigte Gewissen des Volks dem launischen Despotismus gegenüber, der alles Heilige mit Füßen getreten, keinen Fußbreit von dem alten Rechtsboden lassen wollte. Friedrich List und Schlayer, der spätere Minister, spotteten des Eigensinns und lernten unter dem geistvollen Minister v. Wangenheim die Elemente moderner Staatsverwaltung. Uhland dagegen hielt nach wie vor zu dem alten Rechte. Niemand wird bestreiten, daß List und Schlayer als praktische Staatsmänner den edlen Dichter weitaus überragten. Doch ebenso gewiß war Uhland ein weit getreuerer Vertreter der schwäbischen Stammesart, als jene beiden, und auch die einsichtigste Regierung wird niemals ungestraft außerhalb ihres Volkes stehen.

H. v. Treitschke, Historische und politische Aufsätze. I. 1865.

Wirtemberg.

1817.

Was kann dir aber fehlen,
Mein theures Vaterland?
Man hört ja weit erzählen
Von deinem Segensstand.

Man sagt: du seist ein Garten,
Du seist ein Paradies;
Was kannst du mehr erwarten,
Wenn man dich selig pries?

Ein Wort, das sich vererbte,
Sprach jener Ehrenmann:
Wenn man dich gern verderbte,
Daß man es doch nicht kann.

Und ist denn nicht ergossen
Dein Fruchtfeld wie ein Meer?
Kommt nicht der Most geflossen
Von tausend Hügeln her?

Und wimmeln dir nicht Fische
In jedem Strom und Teich?
Ist nicht dein Waldgebüsche
An Wild nur allzu reich?

Treibt nicht die Wollenherde
Auf deiner weiten Alb?
Und nährest du nicht Pferde
Und Rinder allenthalb?

Hört man nicht fernhin preisen
Des Schwarzwalds stämmig Holz?
Hast du nicht Salz und Eisen,
Und selbst ein Körnlein Gold's?

Und sind nicht deine Frauen
So häuslich, fromm und treu?
Erblüht in deinen Gauen
Nicht Weinsberg ewig neu?

Und sind nicht deine Männer
Arbeitsam, redlich, schlicht?
Der Friedenswerke Kenner,
Und tapfer, wenn man ficht?

Du Land des Korns und Weines,
Du segenreich Geschlecht,
Was fehlt dir? — All und Eines:
Das alte, gute Recht.

Uhland.

Zur Feier der wirtembergischen Verfassung

wurde am 18. Oktober 1819 auf dem Hof- und National-Theater zu Stuttgart Uhlands Trauerspiel Herzog Ernst von Schwaben mit nachstehendem Prolog des Dichters aufgeführt.

Ein ernstes Spiel wird euch vorübergehn,
Der Vorhang hebt sich über einer Welt,
Die längst hinab ist in der Zeiten Strom,
Und Kämpfe, längst schon ausgekämpfte, werden
Vor euren Augen stürmisch sich erneun.

Zween Männer, edel, bieder, fromm und kühn,
Zween Freunde, treu und fest bis in den Tod,
Preiswerthe Namen deutscher Heldenzeit,
Ihr werdet sehn, wie sie, geächtet, irren
Und, in Verzweiflung fechtend, untergehn.

Das ist der Fluch des unglücksel'gen Landes,
Wo Freiheit und Gesetz darniederliegt,
Daß sich die Besten und die Edelsten
Verzehren müssen in fruchtlosem Harm,
Daß, die für's Vaterland am reinsten glühn,
Gebrandmarkt werden als des Lands Verräther,
Und, die noch jüngst des Landes Retter hießen,
Sich flüchten müssen an des Fremden Herd.
Und während so die beste Kraft verdirbt,
Erblühen, wuchernd in der Hölle Segen,
Gewaltthat, Hochmuth, Feigheit, Schergendienst.
Wie anders, wenn aus sturmbewegter Zeit
Gesetz und Ordnung, Freiheit sich und Recht
Emporgerungen und sich festgepflanzt!
Da drängen die, so grollend ferne standen,
Sich fröhlich wieder in der Bürger Reih'n,
Da wirket jeder Geist und jede Hand

Belebend, fördernd für des Ganzen Wohl,
Da glänzt der Thron, da lebt die Stadt, da grünt
Das Feld, da blicken Männer frei und stolz!
Des Fürsten und des Volkes Rechte sind
Verwoben, wie sich Ulm' und Reb' umschlingen,
Und für des Heiligthums Vertheidigung
Steht jeder freudig ein mit Gut und Blut.

Man rettet gern aus trüber Gegenwart
Sich in das heitere Gebiet der Kunst,
Und für die Kränkungen der Wirklichkeit
Sucht man sich Heilung in des Dichters Träumen.
Doch heute — wen vielleicht der Bühne Spiel
Verwundet, der gedenke, sich zum Troste,
Welch Fest wir wahr und wirklich heut begehn!
Da mag er sehn, für was die Männer sterben.

Noch steigen Götter auf die Erde nieder,
Noch treten die Gedanken, die der Mensch
Die höchsten achtet, in das Leben ein.
Ja, mitten in der wildverworr'nen Zeit
Ersteht ein Fürst, vom eignen Geist bewegt,
Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.
Ihr habt's gesehen, Zeugen seid ihr alle,
In ihre Tafeln grab' es die Geschichte!
Heil diesem König! diesem Volke Heil!

Uhland.

Friedrich List,

geb. zu Reutlingen 6. August 1789,
gest. zu Kufstein 30. November 1846.

Von der Gewalt mißhandelt, weil das Schlechte
Du früh enthülltest und beim Namen nanntest;
Kalt übersehn, weil du von Liebe branntest
Und Liebeszorn für Deutschlands Wohl und Rechte;

Einsam in jenem zaub'rischen Geflechte,
Mit dem du seine Fluren überspanntest,
Arm, der du jedes Reichthums Quelle kanntest,
Dem sich erschlossen die geheimsten Schächte —

So irrtest du, des Genius Kainszeichen
Auf hoher Stirn, durch Land und Meeresfluten,
Flüchtling, doch Sieger unter tausend Streichen,

In ew'gem Kampf, in langsamem Verbluten.
Das Leben schmäht die Welt, sie kränzt nur Leichen;
Auch diesen Kranz dem Trefflichen, dem Guten!

Adolf Bacmeister.

Erntevögelein nach den theuren Jahren 1816 und 1817.

. . Ich hörte fernher klagen, als man das Korn hier schnitt;
Ich fieng selbst an zu zagen, als litt' ich selbst damit.
Ich sah sie so sich grämen: ein einzig Körnlein nur
Hätt' ich nicht mögen nehmen, da man das Korn einfuhr.
Ich wollte, da sie draschen und gar so wenig blieb,
Mir auch kein Körnlein haschen, um nicht zu sein ein Dieb.
Wohl hätt' ich einem Reichern recht viel genommen gern,
Der aber hielt in Speichern verschlossen seinen Kern;
Und wenn ein armes Knäblein stand bettelnd vor der Thür,
Reicht' er vom schwarzen Laiblein ein dünnes Stückchen für.
Ich sah die armen Knaben d'rauf in die Wälder gehn,
Nach wilden Wurzeln graben, das war hart anzusehn.
Ich konnt' es wohl ermessen: sie waren Brot gewohnt,
Und mit dem Wurzelessen war ihnen schlimm gelohnt.
Die Würzlein schmeckten bitter, der Hunger war der Koch;
Die Kindlein und die Mütter aßen die Würzlein doch.
Als nun sich Beerlein streiften mit rothem Glanz im Wald
Und überroth dann reiften, da freut' ich mich alsbald

Des armen Völkleins willen, daß Gott es nicht verließ,
Den Hunger ihm zu stillen, die Beerlein wachsen hieß.
Da sah ich einzeln laufen auch Kindlein hin und dar,
Doch nicht in hellen Haufen, wie ich's gedacht fürwahr.
Wie? können sie entrathen das süße Waldgericht?
Da hört' ich, daß sie's thaten aus Furcht vor einem Wicht.
Es scheuchte sie der Jäger, daß nicht zertreten sei
Der Wald, verstört die Läger des Wildes vom Geschrei.
Ich war vor diesem Falle dem Jäger schon nie grün,
Jetzt hätt' ich Gift und Galle gar mögen auf ihn sprühn.
Da flog ich jeden Morgen vom Wald nun aus zu Feld,
Zu sehn, ob noch geborgen die Hoffnung sei der Welt.
Ich zählte jede Aehre, die auf dem Acker stand,
Als ob sie selbst mir wäre des Lebens Unterpfand.
Ich zählte alle Aehren und überschlug im Flug,
Ob auch, das Land zu nähren, die Aehren wären g'nug.
Ich sah genug der Aehren, sie wuchsen schön heran;
Doch langsam schien's zu währen, wenn Hungernde sie sahn . .

Die Sicheln hör' ich klingen, so freudig ist der Klang:
Darüber soll sich schwingen zum Himmel mein Gesang.
Ihr Menschen, die ihr erntet und dazu schweiget noch,
Ich denke, daß ihr lerntet den Werth der Halme doch!
Ihr aber seid vom Qualme der Noth noch so erstickt,
Daß ihr zum Schnitt der Halme kein Lied zum Himmel schickt.
Ja, laßt die Zunge schweigen, daß sie die Hand nicht stört;
Ich will für euch den Reigen anstimmen, daß ihr's hört . .
Laßt von des Grams Beschwerden aufathmen nur die Brust:
Ihr werdet satt nun werden, und satt werd' ich vor Lust.
Gott, dessen Gnadenleuchte am Himmel wieder wacht,
Gott, der den Hunger scheuchte durch seine Segensmacht,
Er möge nur die Seuchen, die mit dem gift'gen Hauch
Her hinter'm Hunger keuchen, nun gnädig scheuchen auch,
Daß auf dem Erdenkreise nun wieder Leben sei,
Und wenn ich ihn durchreise, ich mich kann freu'n dabei! Fr. Rückert.

Bleibet im Lande.

1817.

Bleibet im Lande und nähret euch redlich,
Rücket zusammen und füget euch fein!
Machte nur keiner zu breit sich und schädlich,
Wäre das Land nicht für alle zu klein.
Aber wo alle sich drängen und reiben,
Da ist für Menschen im Land nicht zu bleiben,
Flöße das Land auch von Milch und von Wein.

Ist denn nicht Schwaben ein fruchtbarer Garten,
Eine gesegnete Weide die Schweiz?
Wollen die Gärtner die Reben nicht warten,
Fasset die Hirten der Wanderschaft Reiz?
Ueber den Meeren und nahe den Polen,
Will sich da Schätze die Dürftigkeit holen,
Wo sie schon längst nicht mehr findet der Geiz?

Meinet ihr, draußen sei's besser auf Erden?
Ueberall ist es auf Erden jetzt schlimm.
Nicht an dem Land, daß es besser soll werden,
Liegt es, am Menschen, es liegt nur an ihm.
Betet zu Gott, daß sein Licht hier besieget
Diese Verkehrtheit, an welcher es lieget;
Sein sei die Lenkung, nicht euer der Grimm!

Ziehet im Grimm nicht, im Unmuth von dannen,
Wendet der Heimat den Rücken nicht zu!
Will sich das Vaterland, soll sich's ermannen,
Wahrlich bedarf es der Männer dazu.
Aus der Verworrenheit gährendem Streben
Soll sich die Klarheit, die Ordnung erheben;
Bleibet und wartet und wirket in Ruh'!

Sehet, der Himmel im Land euch ernähren
Will er, er schenkt euch die Fülle des Korns.
Theilet euch nur in die reichlichen Aehren,
Trinkt nur verträglich begnügsam des Borns!
Daß nicht an euch sich das Beispiel erneue,
Nicht als verworfenes Volk euch zerstreue
Rings in die Länder die Ruthe des Zorns.

Bleibet im Lande und nähret euch redlich,
Rücket zusammen und füget euch fein!
Mache nur keiner zu breit sich und schädlich,
So ist das Land nicht für alle zu klein.
Wollet nur selbst euch nicht drängen und reiben,
So ist für Menschen im Land noch zu bleiben,
Und es wird fließen von Milch und von Wein.

Fr. Rückert.

Katharina.

1819.

Die Muse, die von Recht und Freiheit singet,
Sie wandelt einsam, ferne den Palästen,
Wenn Lustgesang und Reigen dort erklinget,
Sie hat nicht Antheil an des Hofes Festen.
Doch nun der laute Schmerz die Flügel schwinget,
Da kommt auch sie mit andern Trauergästen,
Und hat sie nicht die Lebenden erhoben,
Die Todten, die nicht hören, darf sie loben.

Die Stadt erdröhnt vom Schall der Todtenglocken,
Die Menge brüstet sich im schwarzen Kleide,
Kein Antlitz lächelt und kein Aug ist trocken,
Ein Wettkampf ist im ungemeß'nen Leide.
Doch all dies kann die Muse nicht verlocken,
Daß sie das Falsche nicht vom Echten scheide;
Die Glocke tönet, wenn man sie geschwungen,
Und Thränen gibt es, die nicht tief entsprungen.

Der reiche Sarg, von Künstlerhand gezimmert,
Mit einer Fürstin purpurnem Gewande,
Mit einer Krone, die von Steinen flimmert,
Bedeutet er nicht großes Weh dem Lande?
Doch wie der Purpur, wie die Krone schimmert,
Die Muse huldigt nimmermehr dem Tande;
Der ird'sche Glanz, kann er die Augen blenden,
Die sich zum Licht der ew'gen Sterne wenden?

Sie blickt zum Himmel, blickt zur Erde wieder,
Sie schaut in alle Zeiten der Geschichte:
Da steigen Königinnen auf und nieder,
Und viele schwinden hin, wie Traumgesichte,
Und sind verschollen in dem Mund der Lieder,
Und sind erloschen in des Ruhmes Lichte,
Indeß in frischem, unverblühtem Leben
Die Namen edler Bürgerinnen schweben.

D'rum darf die Muse wohl, die ernste, fragen:
„Hat dieser gold'ne Schmuck ein Haupt umfangen,
Das würdig und erleuchtet ihn getragen?
Hat unter dieses Purpurmantels Prangen
Ein hohes, königliches Herz geschlagen?
Ein Herz, erfüllt von heiligem Verlangen,
Von reger Kraft, in weitesten Bezirken
Belebend, hilfreich, menschlich groß zu wirken?"

So fragt die Muse, doch im innern Geiste
Ward ihr voraus der rechten Antwort Kunde,
Da spricht sie manches Schmerzliche, das Meiste
Verschließt sie bitter in des Busens Grunde;
Und daß auch sie ihr Todtenopfer leiste,
Ihr Zeichen stifte dieser Trauerstunde,
Legt sie zur Krone hin, der goldesschweren,
Bedeutsam einen vollen Kranz von Aehren:

„Nimm hin, Verklärte, die du früh entschwunden!
Nicht Gold noch Kleinod ist dazu verwendet,
Auch nicht aus Blumen ist der Kranz gebunden,
In rauher Zeit hast du die Bahn vollendet:
Aus Feldesfrüchten hab' ich ihn gewunden,
Wie du in Hungertagen sie gespendet;
Ja, gleich der Ceres Kranze, flocht ich diesen,
Volksmutter, Nährerin, sei mir gepriesen!"

Sie spricht's — und aufwärts deutet sie, da weichen
Der Halle Bogen, die Gewölke fliehen,
Ein Blick ist offen nach des Himmels Reichen
Und droben sieht man Katharinen knieen;
Sie trägt nicht mehr der ird'schen Würde Zeichen,
Sie ließ der Welt, was ihr die Welt geliehen,
Doch auf die Stirne fällt, die reine, helle,
Ein Lichtstrahl aus des Lichtes höchstem Quelle.

Uhland.

Die 1820er und 30er Jahre.

Bei dem Gegensatz, den das neuerwachte konstitutionelle Leben der süddeutschen Staaten und die volksthümliche Bewegung mit dem Geist der beiden absoluten Großstaaten bildeten, konnte es an Konflikten beim Bundestag nicht fehlen, der sich besonders zur Beschränkung und Niederhaltung des Repräsentativsystems berufen glaubte. Der Bund sollte vorherrschend ein Bund der Fürsten, nicht der Stämme und Staaten werden. Es war das Verdienst der beiden Könige von Wirtemberg und Baiern, daß in der Wiener Schlußakte 1820 die Bestimmung aufgenommen wurde, daß die einmal in anerkannter Wirksamkeit bestehenden Landesverfassungen nur auf verfassungsmäßigem Weg wieder abgeändert werden können. Dagegen wurden die

deutschen Mittelstaaten merklich hintangesetzt und dem Auftreten ihrer Gesandten in der Bundesversammlung durch deren Entfernung ein Ziel gesetzt; zu Befriedigung der in den Befreiungskriegen erwachten, durch die mächtigsten Regierungen selbst geweckten Volkswünsche, namentlich Herstellung der ersehnten Einheit Deutschlands hinsichtlich der Gerichts- und Kriegsverfassung, der Vertretung nach außen, der gewerblichen und Handels-Einrichtungen ꝛc., geschah so gut als nichts. Mögen jene Wünsche allerdings zum Theil auf einem unklaren Gefühl beruht und es den Sprechern für sie nicht selten an Maß und Einsicht gefehlt haben: die leidige Folge der Nichtberücksichtigung war, daß sich mit den berechtigten Wünschen und Idealen auch revolutionäre Tendenzen verbanden, seit die französische Julirevolution 1830 solchen Forderungen bestimmtere Sprache verlieh. J. Hartmann, Geschichte von Württemberg, 1856. S. 221 f.

Die Opposition der dreißiger Jahre hatte nichts mehr von der Begeisterung der Freiheitskriege an sich, die Strömung der Zeit war sogar gegen die eigentlich nationalen Interessen gerichtet. An das große Vaterland dachten die wenigsten; nur Freiheit verlangte man nach der französischen Doktrin und schwärmte für Polen, Italiener und Griechen mehr als für Deutschland.

Wolfg. Menzel, Denkwürdigkeiten. 1877. S. 380.

Jenen zukunftreichen politischen Plan, der einst als unbestimmte ferne Hoffnung in Fichte's Seele geschwebt und dann in Friedrich Gagerns lichtem Haupte sich zu greifbarer Gestalt verdichtet hatte, den Plan des deutschen Bundesstaates unter Preußens Führung, verkündete P a u l P f i z e r, fast noch ein Jüngling, zuerst als ein politisches Programm dem Volke...

H. v. Treitschke, Historische und politische Aufsätze I. 1865.

Zur Feier des Waterloofestes.

Tübingen 18. Juni 1824.

Wo eine Glut die Herzen bindet,
Wo Aug' dem Auge nur verkündet,
Was Sehnsucht in dem Herzen spricht;
Wo, wenn der Sturm die Form zerspaltet,
Die Gottheit in den Trümmern waltet,
Kennt man der Liebe Trennung nicht.

Heran, ihr Brüder! Nord und Süden,
Ob euch des Herrschers Wink geschieden,
Laßt uns ein Volk von Brüdern sein!
Schließt ja in Schönbunds*) weiten Auen
Von allen Strömen, allen Gauen
Ein Rasen unsre Brüder ein.

Wohl ist der Siegsgesang verklungen,
Ganz anders wird jetzt vorgesungen,
Ganz andre Weisen spielt man vor;
Doch tönt, von Wehmuth fortgetragen,
Ein Ton noch aus den bessern Tagen
Und schlägt an manch empfänglich Ohr.

Hört ihr auf frühlingsleichten Schwingen
Den alten Ton herüberklingen
Von unsrer Brüder Schlachtgefild?
Der Einklang ist's von tausend Tönen,
Der mächtig in Germania's Söhnen
Zu der Begeist'rung Wogen schwillt.

Wilhelm Hauff.

---

*) La belle Alliance = Waterloo.

Einst und Jetzt.

1831.

Meiner Heimat Berge dunkeln,
Flutend in der Wälder Grün,
Und gleich Heldenaugen funkeln
Sterne, die darüber glühn.
Dämmernd Licht umfließt die Wipfel,
Wo das hehre Schweigen thront,
Hohenstaufens schlanke Gipfel
Krönt, ein Geisterfürst, der Mond.

Hohenstaufens sel'ge Sterne,
Beide Friedrich, Konradin,
Schaut ihr aus verhüllter Ferne
Jetzt nach eurer Wiege hin?
Schweb' herab aus ihrer Wolke,
Liederfrühling, Waffenklang!
Ueber dem verwaisten Volke
Tön' erweckender Gesang!

Kühner Rothbart! nicht gestorben
Bist ja du, du schlummerst nur,
Wo um Heil das Schwert geworben,
Suchend des Erlösers Spur;
Aber in der Zauberhöhle
Hält dich harter Schlaf gebannt;
Wann erwachst du, Heldenseele,
Fliegst, ein Sturm, verjüngt durchs Land?

Kaiser Karl, von dem sie sagen,
Daß noch oft dein Banner rauscht,
Wenn du fliegst im Wolkenwagen
Und dein Volk dem Siegsruf lauscht,

Wo bist du? Den Ruf zum Siege
Freilich hört kein Deutscher mehr,
Und der Glaube ward zur Lüge,
Harrt umsonst der Wiederkehr.

Und du heiligster der Schatten,
Hermann! der als Opfer fiel,
Deutschlands sterbendes Ermatten,
Treibt dich's nicht vom blut'gen Pfühl?
Sagt man doch, Erschlag'ne kehren
Wieder, bis ihr Geist versöhnt: —
Kannst du ruhen, statt zu wehren,
Wo man deinen Schatten höhnt?

Doch die Helden sind geschieden,
Die Vergangenheit ist todt!
Seele, von des Grabes Frieden
Wende dich zum Morgenroth,
Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entleg'nen Ostmeers trug!

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlass'nen, Heimatlosen
Mit der gold'nen Schwinge zu!
Und mit mächt'gem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab' und Weih!
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!

P. A. Pfizer.

Die Auswanderer.

Sommer 1832.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen braun und schlank;
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt;
Das Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen
Voll frischen Trunkes eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Blumenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn.

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin im Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Mais und Reis!

Ferd. Freiligrath.

Die schwäbische Dichterschule.

Mit eignem Schnabel jeder singt
Was halt ihm aus dem Herzen dringt.
Kerner. 1835.

„Wohin soll den Fuß ich lenken, ich, ein fremder Wandersmann
Daß ich eure Dichterschule, gute Schwaben, finden kann?"

Fremder Wanderer, o gerne will ich solches sagen dir:
Geh durch diese lichten Matten in das dunkle Waldrevier,

Wo die Tanne steht, die hohe, die als Mast einst schifft durchs Meer,
Wo von Zweig zu Zweig sich schwinget singend lustger Vögel Heer;

Wo das Reh mit klaren Augen durch das dunkle Dickicht sieht,
Und der Hirsch, der schlanke, setzet über Felsen von Granit.

Trete dann aus Waldesdunkel, wo im goldnen Sonnenstrahl
Grüßen Berge dich voll Reben, Neckars Blau im tiefen Thal;

Wo von Epheu grün umranket manche Burg vom Felsen schaut,
Stiller Dörfer bunte Menge rings sich friedlich angebaut.

Wo ein goldnes Meer von Aehren durch die Ebnen wogt und wallt,
Ueber ihm in blauen Lüften Jubellied der Lerche schallt;

Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur —
Da ist schwäb'scher Dichter Schule, und ihr Meister heißt Natur.

Justinus Kerner. 1839.

Ludwig Uhland.

1.

An seinem Grabe gesprochen, 16. November 1862.

Heilige Stätten sind es, wo der Fußtritt
Hoher Menschen gewandelt; aber eine
Ist die heiligste: wo um ihre Asche
Dankend die Nation sich sammelt;

Wo in den Markstein, welcher eines reinen
Lebens Grenze beschließt, die Weltgeschichte
Einen Namen gegraben, dessengleichen
Einer nur aufsteht im Jahrhundert.

Heute auch dir, du sonnenheller Name,
Wies die Stätte der Geist, der dich gesendet,
Deinem Volk zu zeigen, welch ein Segen
Eines erprobten Mannes Kraft ist.

Und wir empfinden ganz den Meistersegen
Mit den Tausenden allen, welche ferne
Dieses seltenen Tages mit uns gedenken,
Dankend wie wir dem selt'nen Todten.

Wenige Augenblicke — und wir scheiden,
Deinem Schlummer allein dich überlassend;
Aber deines erweckten Volkes Herz wird
Stärkung an deinem Grabe suchen.

Feiernde Jungfrau'n, denen deine Harfe
Goldne Lieder in's Herz klang, werden kommen,
Die Gelübde zu lösen, die sie deiner
Frauengestalten Vorbild schwuren.

Aber an euch, ihr deutschen Musensöhne,
Die die Fackel vor Uhlands Namen schwingen,
Wird sein Mahnen ergeh'n und vom Pokal euch
Rufen zum ernsten Männerkampfe.

Jünger des Lieds, auch ihr, ihr kommt und lernet
Welche Lieder und Thaten eurem Volke
Perlen gelten, die rechten Werths gewiß sind,
Kommet und lernt's an diesem Grabe.

Drängen doch die sich selbst zur Fahne, denen
Keine Ader von seinem Geist geworden,
Weil sie hörten, wie hell der Schild erglänze
Ueber dem Grab des Patrioten.

Endlich, wann du erscheinst, du Geist der Zukunft,
Suchst du unter den Namen, die für Deutschlands
Ruhm und Ehre im Vordertreffen stritten,
Und du wirst rufen: Ludwig Uhland!

J. G. Fischer.

2.

Jüngst ist ein Geist emporgestiegen,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Der in der Freiheit heil'gen Kriegen
Sich stets im Vorderkampf gestellt.

Von Schäfern bald und bald von Helden,
Von Sängern und von Jungfrau'n mild,
Vom edlen Wirth wußt' er zu melden,
Der goldne Aepfel trägt im Schild.

Und um zu trösten und zu tragen
Den Jammer einer schweren Zeit,
Auf rief er aus verschollnen Tagen
Der alten Kaiser Herrlichkeit.
Wie mannichfach sein Lied erklungen,
Wie holde Weisen auch er fand —
Am schönsten hat er doch gesungen,
Sang er von dir, mein Vaterland!

Und ob er süß von Lenz und Lieben,
Von alten Zeiten rühmend sang,
Ob von den grimmen Schwerteshieben
Des Rauschebart sein Lied erklang;
Ob er, ein Kämpe sonder Gleichen,
Für Recht und Licht und Freiheit sprach: —
Stets jauchzte seinen Schwabenstreichen
Das ganze Volk der Deutschen nach.

Denn in dem Goldklang seiner Lieder,
In seinem Leben stark und mild,
Erkannte mit Frohlocken wieder
Dies deutsche Volk das eigne Bild.
Und sind sie längst vergessen alle,
Die fremder Kunst sich zugewandt,
Wird Ludwig Uhlands Lied mit Schalle
Noch rauschen durch das deutsche Land.

Felix Dahn.

An Justinus Kerner,

geb. 18. September 1786 in Ludwigsburg,
gest. 21. November 1861 in Weinsberg.

In Weinsbergs grünen Auen,
So zauberhell und schön,
Erzählt von Treu der Frauen
Die Burg auf Rebenhöhn.
Ein Kranz von Blumen und Bäumen
An ihrem Fuße lacht,
Erblüht aus Dichterträumen
In üppig reicher Pracht.

Inmitten blühender Lauben
Und Gärten dort erglänzt
Ein freundliches Haus, von Trauben
Die Thüre hold umkränzt.
Ein Meister süßer Lieder,
Es klingt sein Name laut
Durch Deutschlands Gauen wieder,
Hat sich es auferbaut.

Du Sänger, dem die Kunde
Der goldnen Leyer quillt
Aus des Gemüthes Grunde,
Tiefsinnig, stark und mild,
Wie regt dein Lied die Saiten
Der Brust mit lieblichem Klang,
Verjüngt aus grauen Zeiten
Der alten Minne Sang!

Du singst vom Weh der Liebe,
Von Frühlings Lust und Leid,
Von Jahren, lang und trübe,
Die trennten Liebe so weit.

Ein Vogel schwebt in Lüften
Und singt, wie du, so gern
Von Hain, Flur, Blumen und Düften,
Von Mondenlicht und Stern.

Du hießest sich entfalten
Vor unsern Blicken viel
Der seltsamen Gestalten
Im bunten Schattenspiel,
Den Bildern gleich am Himmel
Gemalt in Abendglut,
Wenn purpurn ihr Gewimmel
Sich spiegelt in der Flut.

Ein zauberisches Eisen,
Berührt von deinem Mund,
Macht himmlischer Geister Weisen
Entzückten Ohren kund.
Will sanft ihr Hall verschweben
Und quillt das Lied dir nicht,
Ist doch dein ganzes Leben
Ein wundersam Gedicht.

Aus Trümmern, die das Wüthen
Der Zeiten hinterließ,
Da zauberst du voll Blüten
Hervor ein Paradies.
Neu steht, durch dich verschönet,
Von Frauentreu das Mal,
Aus Aeolsharfen tönet
Es nieder in das Thal.

Vom Thurm, wo im Gemache
Durch bunte Scheiben fällt
Ein Dämmerlicht, zum Dache
Sich wölbt ein lustig Zelt,

Sieht man herunter winken
Der Dichtung farbig Panier,
Da weilt, wenn Sterne blinken,
Manch trauter Freund mit dir.

Nach deinem Hause wallen
Der Pilger viele hin;
Da wird so heimisch allen,
So innig froh der Sinn.
Denn jedem an der Pforte
Entgegen kommt dein Gruß,
Des Mundes liebende Worte,
Des Herzens Ueberfluß.

Du riefst auch mir: willkommen!
So herzlich und so warm,
Hast liebend oft genommen
Den Jüngling in den Arm.
Daß lang dein Leben glühe,
An Lust und Liedern reich,
Und mir dereinst erblühe
Ein Loos, dem deinen gleich!

Julius Krais.

An Karl Mayer,

zum dreiundachtzigsten Geburtstage 22. März 1869.

.. Durch's welke Laub des Hages
Hinwallt' ich jüngst mit dir;
Des herbstlich schönen Tages
Gedenk' ich für und für.
O Freund, mit weißen Haaren
Wie lachtest du der Ruh!
Mit zweiundachtzig Jahren
Wie rüstig schrittest du!

Wie fest den steinigen, steilen
Bergpfad hinan, wie leicht!
Du dachtest an kein Weilen,
Bis den Gipfel wir erreicht!
Da ließest du mich grüßen
Die fernen, blauen Höh'n,
Da ließest du zu Füßen
Die graue Stadt mich seh'n.

Die Musenstadt, die alte,
Wo sich dein Lied erschwang;
Wo hell zu deinem hallte
Der Jugendfreunde Sang;
Wo jubelnd ihr geschlossen
Den frohen Liederbund,
Wo euch ein Gott erschlossen
Zuerst den Liedermund;

Wo jetzo, in den Frieden
Des Alters eingekehrt,
Der Brüder, die geschieden,
Du denkst am stillen Herd;
Wo sich zum Ring dir schließen
Das Jetzt, das Ehemals, —
Da lag sie uns ernst zu Füßen,
Die Krone dieses Thals!

Und nun hinab, zur Brücke,
Allzeit an deiner Hand!
Daß mich dein Fluß entzücke
Und sein umbuschter Strand;
Daß ich ihn brausen höre,
Wie Uhland er gebraust,
Und auch das Haus verehre,
Drin Hölderlin gehaust.

Und all die werthen Stätten
Der schönen alten Zeit,
Die Kerner und Schwab betreten,
Die Uhland's Lied geweiht.
Aus deinem theuern Munde
Von ihnen und von dir
Aus fernen Tagen Kunde —
Wie hob die Brust es mir!

Oft denk ich noch des Tages:
Im Geiste für und für
Seh ich durch's Laub des Hages
Dich wandeln neben mir,
O bleibe dir noch lange,
Du Theurer, unerschlafft
Zu solchem Hügelgange
Die Lust und auch die Kraft!

Ferd. Freiligrath.

Gustav Schwab,

geb. 19. Juni 1792 zu Stuttgart,
gest. 4. November 1850 ebendaselbst.

Da pilgert er in rüst'gem Harfnerschritte,
Gebroch'ner Burgen alten Glanz zu preisen;
So zauberkräftig klingen seine Weisen,
Und lauschend hemmt der Wand'rer seine Tritte.

Dort von den Zinnen, die im Mondlicht gleißen,
Fährt er zu Thal in frohem Sängerritte,
Durch kühlen Walds geheimnisvolle Mitte,
Wo sich vom Fels die muntern Bäche reißen.

Vergang'ner Zeiten thatenreiche Kunden,
Emporgetaucht aus blauen Alpendüften,
Mit Dichterarmen hat er sie umwunden;

Er hob sie liebend aus den Epheugrüften
Und trug sie nach den himmlischen Rotunden,
Die er geschaut hoch über Land und Lüften.

Seubert.

Auf Wilh. Hauff's frühes Hinscheiden.

1827.

Dem jungen, frischen, farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben,
Ihm lasset uns zum Todtenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig — den blütevollen!

Noch eben war von dieses Frühlings Scheine
Das Vaterland beglänzt. — Auf schroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob sich neu
Ein Wolkenschloß, ein zauberhaft Gebäu.
Doch in der Höhle, wo die stille Kraft
Des Erdgeists — räthselhafte Formen schafft:
Am Fackellicht der Phantasie entfaltet,
Sahn wir zu Heldenbildern sie gestaltet;
Und jeder Hall, in Spalt und Kluft versteckt,
Ward zu beseeltem Menschenwort erweckt.

Mit Heldenfahrten und mit Festestänzen,
Mit Satyrlarven und mit Blumenkränzen
Umkleidete das Alterthum den Sarg,
Der heiter die verglühte Asche barg:
So hat auch er, dem unsre Thräne thaut,
Aus Lebensbildern sich den Sarg erbaut.

Die Asche ruht — der Geist entfleugt auf Bahnen
Des Lebens, dessen Fülle wir nur ahnen,
Wo auch die Kunst ihr himmlisch Ziel erreicht
Und vor dem Urbild jedes Bild erbleicht.

Uhland.

Eduard Mörike.

1804—1875.

Ein Schwabenkind in trautumschränkter Enge,
Am Quell der Heimatsagen aufgesprossen,
Von Goethe's und der Griechen Hauch umflossen,
Steht deine Muse fern vom Weltgedränge.

Tiefsinnig auch durch die geheimsten Gänge
Der Menschenbrust wagt sie den Weg entschlossen,
Dann wieder übt sie ungebundne Possen
Schalkhaft im Schatten kühler Waldeshänge.

Dem Schiffer, der beschwert mit Warengütern
Vorbeizieht auf dem breiten Strom des Lebens,
Verhallt dein Lied, gleich dem Gesang der Grille.

Noch aber darbt die Welt nicht an Gemüthern,
Die auch das Leise rührt, und nicht vergebens
Ward dir der Märchenzauber der Idylle.

Paul Heyse.

Schillers Standbild.

Ins Schiller-Album 1837.

Lodert ihr deutschen Herzen in Flammen,
Schlaget zu *einem* Brande zusammen,
Daß sich das Erze formend belebe,
Daß sich des Dichters Bild draus erhebe!
Riesig und glänzend tönend soll's ragen,
Memnon Germania's, da will es tagen!

Doch auch zu tönen soll es bedacht sein,
Bräch' einst in Deutschlands Herzen die Nacht ein!
Dann in der Zwietracht düsteren Tagen
Weit soll es dröhnen, laut soll es sagen:
Lodert ihr deutschen Herzen in Flammen!
Schlaget zu *einem* Brande zusammen!

Anastasius Grün.

Cantate bei Enthüllung der Statue Schillers.

1839.

Dem heitern Himmel ew'ger Kunst entstiegen,
Dein Heimatland begrüßest du,
Und aller Augen, alle Herzen fliegen,
O Herrlicher, dir zu!

Frauen:

Des Lenzes frischen Segen,
O Meister, bringen wir,
Bethränte Kränze legen
Wir fromm zu Füßen dir.

Männer:

Der in die deutsche Leyer
Mit Engelstimmen sang,
Ein überirdisch Feuer
In alle Seelen schwang;

Der aus der Muse Blicken
Selige Wahrheit las,
In ew'gen Weltgeschicken
Das eig'ne Weh vergaß!

Frauen:

Ach, der an Herz und Sitte
Ein Sohn der Heimat war,
Stellt sich in unsrer Mitte
Ein hoher Fremdling dar.

Doch stille! Horch! — Zu feierlichem Lauschen
Verstummt mit eins der Festgesang: — —
Wir hörten deines Adlerfittigs Rauschen
Und deines Bogens starken Klang!

Eduard Mörike.

Die Wacht am Rhein.

Beim Drohen eines Rheinkrieges im Sommer 1840.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein;
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Durch Hunderttausend zuckt es schnell
Und Aller Augen blitzen hell:
Der deutsche Jüngling, fromm und stark,
Beschirmt die heil'ge Landesmark.
Lieb Vaterland 2c.

Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Wo Heldenväter niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
„Du Rhein bleibst deutsch wie meine Brust!
Lieb Vaterland 2c.

„Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du doch drum ein Welscher nicht;
Reich, wie an Wasser deine Flut,
Ist Deutschland ja an Heldenblut.
Lieb Vaterland 2c.

„So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand!"
Lieb Vaterland 2c.

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir alle wollen Hüter sein!
Lieb Vaterland, magst ruhig sein;
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Max Schneckenburger.

König Wilhelms Regierungs-Jubelfest

28. September 1841.

1. Die Jubiläumsbuche vor dem Königsschloß.

Wie ragt vor unserm Fürstenschloß
Im ungewohnten Raum
Mit breitgewölbtem Blätterschoß
Solch frischer, hoher Baum?

Hier wehet eine Buche weit
Mit jugendlichem Grün;
Doch pflanzte hier nie weit und breit
Der Gärtner eine hin.

Das macht: sie kommt zum Jubelfest,
Wo ohne Stolz und Druck
Sich heut ein König schauen läßt
In väterlichem Schmuck.

Vom alten Schönbuch eilt sie her
Mit freudigem Geroll,
Wo früher nur das Jagdgewehr
Und Schrei der Fröhner scholl.

Als Reislein und als junger Sproß
Hat sie viel Gram geseh'n;
Nun will als Baum ganz kummerlos
Sie Wilhelms Haupt umweh'n.

Sie steigt aus tiefem Waldesgrund
Und säuselt freundlich hier:
„Vorlängst ward mir Dein Name kund,
O Wilhelm, Dank sei Dir!

„Vor Dir bin ich emporgesproßt
Wohl fünfundzwanzig Jahr;
Du warest Deines Volkes Trost
Und meiner auch, fürwahr!

„All meine Waldesbrüder freu'n
Sich, rauschend her und hin,
Daß Deine treuen Bürgerreih'n
Nicht seufzend uns durchzieh'n;

„Daß nun kein Schalk uns niederhaut,
Der je mit seinem Bann
Dem Richter frech in's Auge schaut
Und sich durchlügen kann.

„Kein Frohnvogt ist der große Gott,
Der läßt uns sprossen mild;
Wer Bürger löst von Frohn und Spott,
Ist des Erlösers Bild.

„Du bist des Volkes Ruhm und Zier,
Ihm hold in Werk und Wort;
D'rum steht des Schönbuchs Buche hier,
Du, Deiner Wälder Hort!

„Zwar keine Vögel grüßen Dich
Aus meinem Ueberhang;
Doch nimm dafür Du väterlich
Des Landes Festgesang!"

2. Die Stuttgarter Blättler.

Die Freude gehet nicht betteln! —
Wer kein Orchester hat,
Der kann musiziren und blätteln
Auch auf dem zärtesten Blatt.

Der Winzer kann nicht trompeten,
Versteht nicht Fagott noch Horn;
Doch weiß er melodisch zu flöten
Und kennet des Wohllauts Born.

Er nimmt nur ein grünendes Blättchen
Helltönend in den Mund;
Das wird sein Klarinettchen
Und dringet zum Herzensgrund.

Es klinget gar freundlich bescheiden
Umher durch Hügel und Land
Und will kein Trauern leiden; —
Gelobt sei, der's erfand!

D'rum, als in des Festzugs Wogen
Weingärtner am Königsschloß
Treuliebend vorüberzogen,
Da gieng das Blätteln los.

Sie walleten höchst vergnüglich
Einher in ihrem Theil
Und blättelten ganz vorzüglich:
„Heil unserm König, Heil!"

Sie pfiffen so sorgenledig
Wie Vögel in Waldesruh;
Da winkte gar hold und gnädig
Fürst Wilhelm ihnen zu.

Er kennet die scharfen Trompeten
Von alten Siegen noch;
Doch seine Winzerflöten
Die schätzt er ebenso hoch.

Wer einst in krieg'rischen Wettern
Sein Roß durch Kugeln trieb,
Der nimmt mit jauchzenden Blättern
Im Frieden auch vorlieb.

Wer lebt zu des Volkes Frommen
Und väterlich uns lieb hat,
Dem sei vom Baume genommen
Zur Flöte das zärteste Blatt!

A. Knapp.

1848.

Im Westen sah'n wir sinken die oftbefleckte Krone,
Wir sah'n gestürzt den König vom untergrab'nen Throne;
Da schlug ein mächtig Mahnen an jedes deutsche Herz,
Der Freiheit heil'ger Odem, er wehte allerwärts.

„Nun gilt es, keck zu sprengen jedweder Knechtschaft Ketten,
Nun gilt's, aus altem Dunkel zum Lichte sich zu retten!
Nun gilt es, einzulösen das alte gute Recht,
Ein freies Volk erstehe und nimmer Herr und Knecht!"

So ist der Ruf erklungen durch alle deutschen Lande;
Ein kecker Schlag zertrümmert viel langgetrag'ne Bande.
Nicht ruft man Hochgeborne, um Deutschland neu zu bau'n,
Doch sind es Hocherkorne von heiligem Vertrau'n.

Und neue Blätter treibet die abgestorb'ne Eiche;
Ein deutscher Mann erscheinet zum Schutz dem einen Reiche. —
So wäre nun errungen des Volkes heil'ger Hort?
Jedweder Feind bezwungen mit einem kühnen Wort?

Ottilie Wildermuth.

Der Franzosen-Samstag.

1848.

Es war am 24. Märzen
Abends, als schon brannten die Kerzen,
Da kamen eilends Staffetten,
Daß die Franzosen Offenburg hätten,
Daß ihrer zwanzig- bis vierzig Tausend
In Deutschland eingefallen mausend;
Daß des Gesindels wilde Horden
Sengen, brennen und morden.
Bald hieß es, Sulz und Rottweil brenne,
Und wer Füße habe, entrinne;
Sie seien geführt von Deutschen und Polen,
Wollen Gleichheit bringen und Gelder holen. —
Das war eine angstvolle Nacht,
Die mancher schlaflos hat zugebracht!
Bei dieser Kunde stand der Todesschweiß
Auf vielen Gesichtern im Schwarzwaldkreis.
Flugs wurden die Sensen umgenietet
Und zu Waffen grad' geschmiedet,
Um die Franzosen zu rasiren,
Wenn sie wollten einmarschiren!
Auch sah man viele Kugeln gießen,
Um die Eindringlinge todt zu schießen,
Und in der Finsternis der Nacht
Wurde in Städten und Dörfern gewacht.
Die Nacht verlief unter Angst und Sorgen;
Als aber endlich graute der Morgen,
Da kam wieder ein reitender Bot',
Daß Haigerloch schon sei bedroht,
Es sei eine wahre Razzia,
Sie kommen im Fluge wie Attila. —

Die Männer eilten zu den Waffen:
Alles sah man zusammenraffen,
Büchsen, Stutzen und Flinten,
Und keiner blieb dahinten.
Der hatte einen Hirschfänger, der einen Sabel,
Der eine Sense, der eine Gabel;
Mit Dreschflegeln, Hacken und Beilen,
Knitteln, Spitzen und Keulen,
Mit Hauen und Aexten,
Was jedem gerade war am nächsten,
Sah man die Männer zum Markte eilen
Bei der Sturmglocke dumpfem Heulen.
Da galt kein Unterschied der Stände,
Alle boten sich die Hände,
Um abzuwehren die Gefahren,
Und die Feinde zu treiben zu Paaren;
Selbst Greise fühlten sich frisch und jung
Bei der allgemeinen Begeisterung. —

Ganz anders war es bei den Frauen:
Da war nichts als Jammer und Thränen zu schauen,
Sie rannten durchs Haus mit Händeringen,
Jammernd: was wird uns der Abend bringen?
Vielleicht ist dies der letzte Kaffee,
Wenn die Franzosen kommen, o weh!
Sie umarmten zärtlich die scheidenden Gatten,
Die kaum noch Zeit zum Abschiedskuß hatten,
Und fragten sie: werd' ich dich wiedersehen?
Lieber Mann, laß dir doch nichts geschehen!
Die Töchter sich schon in die Kammer begaben
Und kleideten sich als unbärtige Knaben;
In manchen Orten ward gar die Flucht
Mit Extrapost in die Hauptstadt versucht.
An's Kochen dachte manche nicht mehr,
Sie leerten die Kästen, den Sekretär,

Die Schatullen und Schachteln wurden alle
Gefüllt, um im äußersten Nothfalle
Der Wuth des Feindes sie zu entzieh'n,
Wenn's soweit käme, daß man müßte flieh'n..
Sie dachten: wir wollen es lieber vergraben,
Sie sollen, sie sollen, sie sollen's nicht haben!
Auch wanderten viele Papiere und Gelder
In's Dickicht der nahe gelegenen Wälder..
Zu Hagelloch riß man, welch ein Graus!
Dem Wegzeiger den hölzernen Arm heraus.
Auch ein Spion ward eingefangen,
Der in Pfullingen fast ward gehangen,
Doch erwies es sich im Verlaufe klar,
Daß es ein verliebter Engländer war. —
Nachdem man den Tag unter Kümmernissen
Erwartungsvoll hatte hinbringen müssen,
So kamen endlich zu gutem Glück
Die ausgesandten Reiter zurück
Und brachten die frohe Kunde herbei,
Daß kein Franzose im Lande sei,
Und man kam zu der klaren Erkenntnis,
Daß es gewesen ein Mißverständnis. —
Darüber freute sich Alt und Jung
Am Tage Mariä Verkündigung.

Karl Bames.

Beim Kriegslärm Mai 1859.

Auf, mein Deutschland, schirm dein Haus,
Stelle deine Wachen aus!
Keine Zeit ist zu verlieren,
Schlägt der Erbfeind an das Schwert;
Laß marschiren, laß marschiren,
Daß die Grenze sei bewehrt!

Preußen, zieh dein scharfes Schwert,
Wie's der Blücher dich gelehrt!
Kannst fürwahr den Reigen führen,
„Vorwärts" soll die Losung sein.
Laß marschiren, laß marschiren,
Was die Wehre tragen kann!

Volk an Elb= und Weserstrand,
Pommern und Westfalenland:
Laßt ihn deutsche Hiebe spüren,
Der den Frieden frech zerriß!
Laß marschiren, laß marschiren,
Auf, im Sturmschritt nach Paris!

Deutschland, so voll Muth und Mark,
Bist du einig, bist du stark!
Recht und Ehre wird dich führen,
Auf, mein Deutschland schlage drein!
Laß marschiren, laß marschiren,
Dann ist Sieg und Friede dein!

H. Rustige.

Schillerfest.

10. November 1859.

..Herbst ist's, doch durch die dünnen Aeste
Rauscht, Hoffnung weckend, Lenzes Weh'n,
Gilt's unsres Dichters Wiegenfeste?
Gilt es auch Deutschlands Aufersteh'n?
Bald, im geeinten Vaterlande
Schall' ihm des stolzern Dankes Ruf,
Der in der Knechtschaft Nacht, der Schande,
Den Geistern schon die Freistatt schuf!

Gustav Pfizer.

Laßt uns, Brüder, im Gesang Hoch den Mann erheben,
Der uns mit der Glocke Klang Führet durch das Leben!
Er beseligt das Gemüth, Macht uns wonnetrunken,
Daß die Freude in uns glüht, Hell wie Götterfunken.
Stimmet an im Jubelton, Daß das Herz erbebe:
Unsers Volkes liebster Sohn, Friedrich Schiller, lebe!

Wie er einst die Frauen sang In den schönsten Weisen,
Soll auch unsrer Stimme Klang Hoch die Frauen preisen.
Allerorts und allezeit Schon von Anbeginne
War das schönste Lied geweiht Zarter Frauenminne.
Stimmet an aus voller Brust, Singt mit Wonneleben:
Unsers Herzens Glück und Lust, Unsre Frauen, leben!

Freiheit heißt die schönste Frau, Die er uns besungen,
Weithin durch die Schweizer Au Ist sein Lied erklungen,
Donnernd fort von Fels zu Fels, Vom Gebirg zum Meere,
Scholl der Name Wilhelm Tells, Scholl der Freiheit Ehre.
Auf, ihr Sänger, jubelt laut, Daß das Herz erbebe:
Freiheit, Freiheit, meine Braut, Hoch die Freiheit lebe!

Jetzt auf Eins noch wollen wir Treu die' Herzen lenken:
Vaterland, wie sollt' ich hier Deiner nicht gedenken!
Nicht von welschem Trug umgarnt, Wir sind alle Brüder;
Schiller du und Vater Arndt, Blicket segnend nieder!
Stimmet an, ruft Hand in Hand, Daß das Herz erbebe:
Dreimal hoch das Vaterland, Unser Deutschland lebe!

Fr. Albrecht.

Im Sommer 1866.

Erntelied.

. . Nun fährt im Sommersonnenschein
Der Erntewagen aus
Und holt den goldnen Weizen ein
In's ausgegess'ne Haus;

Statt Plänklerketten rückt in's Feld
Der Schnitter muntres Glied,
Und wo Trompeten jüngst gegellt,
Ertönt ein Erntelied.

Doch bringt nicht jeder Ackermann
Nach Haus, was er gesät:
Ein andrer Schnitter gieng voran
Und hat gar scharf gemäht;
Er mähte mächtig reihenweis
Die Halme hin zu Hauf,
Er thürmte hoch im weiten Kreis
Die blut'gen Garben auf.

Und manche schöne grüne Saat,
Die Lenz und Sonne schuf,
Zermalmte das Kanonenrad,
Zerstampfte Rosseshuf;
Zerfetzt steht mancher Baum zur Stund,
Verwettert manche Flur,
Darein aus dem metallnen Mund
Der Eisenhagel fuhr.

Und sei's darum: was hingemäht
Vom Eisen und vom Blei,
Wenn's nur in frischen Halmen steht
Im künft'gen Monat Mai,
Wenn nur ein großes Vaterland,
In Liebe treu vereint,
Vom Rheine bis zum Ostseestrand
Der nächste Lenz bescheint!

Und sei's darum — das edle Blut,
Das deutschen Boden düngt,
Es floß der künft'gen Saat zu gut,
Bald steht das Land verjüngt,

Bald steht ein Volk in Waffen stark,
Ein wogend Halmenmeer,
Gerüstet von der Uckermark
Bis an das Schwabenmeer.

O Gott vom Himmel, sieh darein,
O gib nach trüber Zeit
Uns deiner Gnade Sonnenschein
Und Friede nach dem Streit;
Erheb aus langem Jammerstand,
An Kraft und Ehren reich,
Das schönste Land, mein Vaterland,
Das alte deutsche Reich!

Karl Gerok.

Der Krieg 1870—71.

Wohlauf, schon will es tagen,
Die Wolkenberge glühn;
Verjüngt vom Frühlicht schlagen
Die Herzen frisch und kühn.
Es rauscht ein mächtig Wehen
Durch Stadt und Flur und Tann.
Die welschen Hähne krähen
Den deutschen Morgen an.

So lang mit stillem Grame,
Mit heil'gem Grimm genannt —
Wie süß klingt nun dein Name,
Mein deutsches Vaterland!
Der alte Zwist entschwunden —
Hell ruft's vom Fels zum Meer:
Wir haben uns gefunden,
Wir lassen uns nicht mehr!

Mag seinen Haß verschwenden
Der übermüth'ge Feind,
Er hilft uns nur vollenden,
Was er zu stören meint.
Er schlich, uns auszuspähen,
Er bot uns schnöden Kauf,
Er wähnte Trug zu säen,
Da gieng die Treue auf.

Wilhelm Hertz.

Nach der französischen Kriegserklärung.

16. Juli 1870.

Auf, Deutschland, auf zum heil'gen Krieg
Für Wahrheit, Recht und Ehre!
Auf, schwarzweißrothe Fahne, flieg'!
Auf, Brüder, auf zu Kampf und Sieg
Vom Allgäu bis zum Meere!
Auf's neue brach er los,
Der Erbfeind, der Franzos' —
Doch Deutschland steht in Waffen da,
Und Gott mit uns, Victoria!

Wir wollten bauen unser Haus
In Treuen und in Ehren,
Wir hofften, mit dem Bruderstrauß,
Dem alten Leid, sei's endlich aus:
Der Franzmann will's verwehren.
Nicht gönnt uns Einigkeit
Sein Hochmuth und sein Neid —
Doch Deutschland steht in Waffen da,
Und Gott mit uns, Victoria!

Wir wollten unsre Segensflur
Bebau'n in stillem Frieden,
Einhergeh'n in der Väter Spur
Und in des Friedens Werken nur
Den Völkern Wettstreit bieten.

Da ruft nach Raub und Blut
Des Korsen Uebermuth —
Doch Deutschland steht in Waffen da,
Und Gott mit uns, Victoria!

O stolzes Volk, Europa soll
Dir den Pantoffel küssen;
Dich macht die Eigenliebe toll,
Und bist doch aller Thorheit voll,
Geknechtet und zerrissen,
Bist faul im tiefsten Mark,
Nur in der Lüge stark —
Doch Deutschland steht in Waffen da,
Und Gott mit uns, Victoria!

Drum, nord'scher Adler, auf zum Flug
In Blüchers Heldenfeuer!
Dir folgt in festgeschloss'nem Zug,
Was deutsche Ehr' im Busen trug:
Der kernig feste Bayer,
Und furchtlos auch und treu
Der Wirtemberger Leu —
Und Baden steht und Hessen da,
Und Gott mit uns, Victoria!

Du kommst mit Turcos, Chassepots,
Mit kugelspei'nden „Damen" *);
Da dünkst du siegreich dich und groß,
Wir aber schlagen freudig los
In unsers Gottes Namen.
Er ist der Held im Krieg,
Er gibt dem Recht den Sieg —
So stehn wir Eins in Waffen da,
Und Gott mit uns, Victoria!

G.... K....

*) Die Soldaten nannten die Mitrailleuse scherzweise „Mamsell."

Der Aufmarsch.

Der Rhein, er strömt in's deutsche Meer,
Nun aber wallt von Osten her
Ein dunkler, hell aufblitzender Strom,
Kommt immer näher,
Und immer näher,
Dehnt sich zur See, schwillt an, ein Meer
Von Speier bis zum Kölner Dom:
Hinüber strömt es über den Rhein;
Drei Tage noch, dann bricht es ein,
Das ganze deutsche gewaltige Heer!

Die ersten Tage.

Nun stehn sie drüben. Harret still:
Nur Gott weiß, was jetzt werden will.

Ein Stoß — ein Schlag — und wieder ein Schlag,
Ein Sieg — noch zwei an einem Tag —
Nun, deutsches Land, sei freudenvoll:
Jetzt wissen wir, was werden soll!

Georg Jäger.

Erntezeit.

Bauer, mußt die Sichel schleifen,
Deine gold'nen Felder reifen;
Haut die Sichel leicht und gut,
Ist der Schnitter wohlgemuth.

Streiter, wetze jetzt dein Eisen,
Bald wird man ihm Arbeit weisen;
Mach die Schneide scharf und rein,
Wird ein lustig Mähen sein!

A. Wintterlin.

Bei Wörth.

6. August 1870.

I.

Bei Wörth in frischer Morgenstund'
Hat deutsches Volk durch eh'rnen Mund
Zum Feldmarschall gesprochen;
Hat rasch den stolzen Heldenruhm
Des Herzogs ohne Herzogthum
Mit rauhem Griff zerbrochen.

Bei Wörth in hitz'gem Waffentanz
Hat Gallia ihren Flitterkranz
Auf blut'gem Plan verloren;
Da ward dem Hahn, vom Aar gepackt,
Der hochgeschwoll'ne Kamm zerhackt
Und ihm gestumpft die Sporen.

Bei Wörth da ward in heller Schlacht
Die freie Bahn zurecht gemacht,
Von Sieg zu Sieg zu schreiten;
Und was die Flut des Mains durchschnitt,
Das ward vereint durch blut'gen Kitt,
Vereint für alle Zeiten.

O Tag von Wörth, du Ehrentag!
Der ränkevolle Cäsar mag
Sich Haar und Bart zerraufen!
Sein welker Lorbeer grünt nicht mehr,
Sein prahlend sieggewisses Heer
Das mußte laufen, laufen.

Viktoria! O Tag von Wörth,
Wenn man von dir erzählen hört
Noch in den fernsten Tagen,
Flammt's hoch empor wie Wetterschein,
Trompeten schmettern jubelnd drein,
Und deutsche Herzen schlagen.

Feodor Löwe.

II.

. . . . . . Es legt
Der Feuergürtel enger sich ums Dorf (Fröschweiler),
Der Friedhof, die gewalt'ge Bastion,
Wo Raoult noch herrscht mit unbezähmter Wuth,
Umgeht der Baiern kluggeführter Schwarm
Und drängt sich seitwärts in die qualmende Gasse.
Doch links und rechts der Straße, die nach Wörth
Mit dunklem Zweig der Obstbaum überschattet,
Behängt mit edlen Früchten überreich,
Strömt Preußenvolk in regellosen Haufen,
Den Feuerherd zu löschen, der noch immer
In Flammen sprüht, ein tosender Vulkan.
Dort zu den Niederschlesiern gesellt
Sich, athemlos von stundenlangem Laufschritt,
Daß sie zu kurz nicht komme bei dem Kampf —
Der Wirtemberger vorderste Brigade.
Die rothen Fahnen rauschen durch die Luft
Wie sehnsuchtstrunken nach der Feuertaufe,
Und weitum schallt die alte Schlachtenmär
Von Schwabenstreichen im Geräusch der Waffen.
Voran die Jäger, wie es sich geziemt,
Wenn Feind und Wald mit ihrem Zauber locken;
Dann folgt in Hast das zweite Regiment —
Es sieht die Brüder blutig auf dem Boden,
Es sieht die Brüder schwankend an der Seite,
Erblickt den Feind, der gegenüber trotzt.
Und noch ist dieser nicht erreicht, so sieht
Der Jäger neben sich den Musketier,
Der Schlesier zur Linken sich den Schwaben.
In bunten Zügen durcheinander, wirr
Zerflossen und doch fest gleich dem Kristall,
Der in dem kleinsten Theil bewahrt den Kern,
Ob auch das Licht verschieden ihn umlodert,

Wogt in das Dorf der Stürmer bunte Schar.
Von Haus zu Haus und durch die lange Gasse
Bis zu der Kirche flutet hin der Schwall,
Um deren Thurm die schweifende Granate
Längst in verderbenschwangern Kreisen zog.
Nun schlägt sie ein, zerfährt — es wankt der Thurm.
Die zweite wettert nach, zerberstend fliegt
Das bröckelnde Gemäuer in die Luft.
Die dritte kommt und bricht ein Loch hindurch
Und heizt die dürren Balken, daß sie hell
Wie Schwefelhölzer lodern — auf das Dach,
Als wär er von Dämonen abgehoben,
Stürzt nieder jetzt der Thurm, zertrümmert rings
Das weitgeschweifte Dach und füllt mit ihm,
Mit Qualm und Schutt den Schoß des Gotteshauses.
Und von sich selbst ertönt das Grabgeläute
Der ehernen Glocken . . .

Des Marschalls Auge hat die Boten längst
Und überall gesucht. Nur einer kommt
Und meldet ihm: Fröschweiler ist genommen!
Die Kunde fliegt von einem Mund zum andern,
Sie übertäubt der Führer Ordnungsruf.
„Fröschweiler ist genommen!" Nun beginnt
Der Donner des Geschützes; es erbebt
So Berg als Wald — in tausend Stücke bricht
Auf einmal jetzt das Herz der Legionen.
Da jagt ein Roß daher mit wilden Sprüngen,
Bedeckt mit Blut und Schaum, ein lediges,
Dem an den Leib der lose Sattel schlägt.
Ein zweites folgt mit einem Kürassier,
Dem Helm und Panzer fehlt, die Haare starren
Dem Reiter vipernggleich empor, es starren
Die Augen vor Entsetzen. Dann ein Schwarm

Von bunten Reitern — hier ein Lancier,
Dort ein Husar, auf einem Pferd Zuaven,
Die fest sich halten wie ein Zwillingspaar,
Das die Natur zusammenschmiedete . . .

Aber Mac Mahon?
Mit klugem Blick schaut auf den Wirbelsturm
Sein schwarzes Roß, es peitscht mit zornigem Schweif
Die Weichen sich und wiehert unabläßig.
Will es die flüchtigen Genossen mahnen
Zur Umkehr, wie verzweiflungsvoll ermahnt
Der Feldherr die zerfahrenden Legionen?
Es ist umsonst das eine und das andre:
Die Grenadiere reißt die Flucht dahin
Und keiner von den Rennern wendet um.
Da mit gewalt'gem Weitsprung fährt das Thier
Hoch über das Gesindel weg, den Herrn
Selbst noch im Unglück stolz von ihm zu scheiden.
Es überspringt den Tambour, den Zuaven,
Den Grenadier, der stirbt — es drängt zur Seite
Verachtungsvoll den bügellosen Reiter.
Auf ungebahnten Wegen jagt es fort,
Vor der Verfolgung sicher, vor dem Schwindel,
Der selbst die bravsten Herzen überfällt,
Den letzten Halt der Disziplin zerbricht;
Denn kein Befehl gilt mehr und keine Bitte,
Den Führer läßt der Fliehende zurück,
Der Kamerad verläßt den Kameraden . . .

E. J. Günthert, Barbablanca. 1881. S. 73 ff.

Deutscher Tod.

6. August 1870.

Um die Vogesenhäupter zieht
Blutrother Abendschein:
Die Schlacht ist aus, der Feind entflieht —
Auf, Brüder, hinterdrein!

Und im Genick dem welschen Troß
Die Schar den Paß hinan!
Da knallt ein Schuß, da sinkt vom Roß
Ein schwäbischer Reitersmann.

„Nun laßt mich, Brüder, wo ich bin,
Laßt es geschehen sein!
Sie fliehn zu Thal — dort reitet hin,
Und laßt mich hier allein!"

Er schaut den Brüdern nach in's Thal,
Bis Mann und Roß verschwand;
Dann kehrt er leuchtend noch einmal
Den Blick zum Vaterland.

Dort wo der Mond die nächt'ge Wacht
Ob deutschen Bergen hält,
Blickt er hinüber, bis die Nacht
Auf seine Wimpern fällt.

Karl Schönhardt.

Oberst Seubert und das 6te Wirtemb. Regiment im Schwarzwald.

August 1870.

„Seht ihr von drüben roth die Feuer flammen?
Hört durch des Nachtwinds klagendes Gestöhn
Ihr nicht ein Klirren, nicht ein dumpf Gedröhn?
All dies Befremdende — woher mag's stammen?

„Fürwahr, ein ganzes Heer scheint dort beisammen!
Von Trommeln, Hörnern klingt ein wirr Getön!
Wälzt die Lawine sich von diesen Höh'n
Auf uns — wer will dem Sturz den Pfad verrammen?"

Und Schrecken packt und lähmt der Franken Glieder:
Ein Regiment bannt Douai's ganze Macht,
Hetzt sie am Ufer rathlos auf und nieder.

Und während hier Brigaden aufmarschieren,
Sehn wir Mac Mahon dort die Wörther Schlacht
Und Schlag auf Schlag bald Alles ihn verlieren.

Heinrich von Bautz.

Lied der deutschen Soldaten im Elsaß.

Mel.: Ich hatt' einen Kameraden.

Im Elsaß, über dem Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein;
Wie thut's das Herz mir pressen,
Er hat es schier vergessen,
Was wir einander sein.

Mein armer, guter Bruder,
Hast du dich denn verwälscht?
Geraubt von dem Franzosen,
Trägst du die rothen Hosen —
Ist auch dein Herz verfälscht?

Horch auf! Sie ist nun kommen,
Die lang ersehnte Zeit:
Wir haben nun ein Deutschland,
Ein einig starkes Vaterland,
Vorbei ist Zank und Streit.

Und dich auch hab'n wir wieder,
Komm, Bruder, komm nur her!
Du bist mit Blut erstritten,
Du bleibst in unsrer Mitten,
Wir trennen uns nimmermehr.

Wer hat das Lied gesungen?
Wer hat das Lied erdacht?
Ein Pommer und ein Schwabe,
Die gute Kameradschaft haben
In der Schlacht und auf der Wacht.

Vor Straßburg 1870. Berthold Auerbach.

Im Dienst des rothen Kreuzes.

An Wolfgang im Felde.

Du wolltest im heiligen Kampfe
Mitkämpfen, Deutschlands werth;
Nun stehst du im Pulverdampfe,
Doch ziehst du nicht das Schwert.
Nun übst du im Gefilde,
Statt mitzuhau'n im Streit,
Ein Amt der Lieb und Milde,
Ein Amt der Menschlichkeit.

Dich trieb dein Herz, das warme,
Aus England trieb's dich her;
Das rothe Kreuz am Arme,
Bist du gefolgt dem Heer.
Die bleich und unverbunden
Am blut'gen Boden ruhn,
Die Sterbenden, die Wunden
Erquickst du freundlich nun;

Träufst Labung auf die Lippe,
Die dürr und brennend lechzt;
Legst weicher ins Gestrüppe
Die Brust, die fliegend ächzt;
Hörst manches letzte Flehen
Im Nachtwind leis verwehn;
Der Mond lugt über die Höhen —
Und du wirst sterben sehn.

Sei stark, mein Wolf, nicht beben!
Schwerernst ist deine Pflicht;
So grimm sah'n Tod und Leben
Dir nie noch ins Gesicht;
Im Frieden still befriedet
Blieb weich dein gutes Herz
Des Krieges Erzzeit schmiedet
Und hämmert es zu Erz!

Das sei dir unverloren!
Fest, tapfer allezeit,
Verdien' dir deine Sporen
Im Dienst der Menschlichkeit!
Rundum der Kampf auf's Messer: —
Lern du zu dieser Frist,
Daß Wunden heilen besser
Als Wunden schlagen ist!

Durch Sterbende und Todte
Geh deines Weges treu;
Halt hoch das Kreuz, das rothe,
Ob Blut und Barbarei;
Laß Freund und Feind es scheinen
Auf deinem ernsten Gang —
Und fluche nur dem Einen,
Der uns zum Schlachten zwang.

Fahr wohl, fahr wohl, mein Knabe!
Gott mit dir für und für!
Verbinde, tröste, labe —
Mein Segen ruht auf dir!
Und kehrst du mit im Schwarme
Der Sieger — Knabe, dann
Fliegst du in unsre Arme,
Kein Knabe mehr: ein Mann!

Stuttgart, 12. August 1870. F. Freiligrath.

Herbst 1870.

In diesen Herbstestagen
Fehlt manches Winzerkind
Zum Lesen, Buttentragen;
Sagt, wo die Helfer sind?
Die Söhne, frisch und wacker,
Sie stehn im fernen Feld,
Sie ernten manchen Acker,
Den Andere bestellt.

Das sind die kecken Schnitter
Vom weiten deutschen Land,
Ein schrecklich Ungewitter
Stehn sie am Seinestrand,
Die Winzer sind's aus Franken,
Vom Neckar und vom Rhein;
Die üppigen Reben ranken
In's Lagerzelt herein.

Wie köstlich sind die Gauen,
Da voll die Traube schwillt,
Mit Lust ist wohl zu schauen
Der Born, draus Feuer quillt;

Doch wer will Trauben schneiden? —
Schaut Segen fern und nah —
Wer will den Most bereiten?
Kein Keltermann ist da!

Drum frisch an's Werk geschritten,
Ihr deutschen Winzer all,
Die edle Frucht geschnitten!
Doch horch: Kanonenschall! —
Knall darf im Herbst nicht fehlen —
Die Hape schnell beiseit!
Hurrah! aus frischen Kehlen,
Vom Weinberg geht's zum Streit.

Vom Streiten geht's zum Siegen:
Ihr wißt es anders nicht;
Was ihr nicht möget biegen,
Zeit ist es, daß man's bricht!
Den frechen, ruhelosen —
Daß ihm sein Recht geschieht —
Zerbrechen und zerstoßen
Den alten Störenfried!

Schon kommt der Most zum Gären,
Den ihr im Streit gepreßt:
Getrost, er wird sich klären,
Hurrah, du Friedensfest!
Hoch flattern eure Fahnen,
Die Tapfern führt das Glück,
Ihr zieht auf Siegerbahnen
Zum Vaterland zurück.

Wilhelm Ganzhorn.

Die Ulanen.

Fontainebleau, September 1870.

Das Pistol in der Faust, im verhaltenen Schritt,
So geht durch den Wald der verwegene Ritt
Auf nachtverdunkelten Bahnen,
Die Kugel im Lauf und den Hahn gespannt,
Die Lanze im Arm und das Herz auf der Hand,
Die Patrouille der Ulanen.

Die Mähne gesträubt und die Ohren gespitzt —
Wie die knisternde Glut von den Hufen spritzt,
Und im Schaum die Nüstern sich baden! —
Nur munter, mein Roß, und wacker voran
Ueber Stein und Gestrüpp die gefährliche Bahn
Durch zerhauene Barrikaden!

Wenn ein schlummernder Vogel im Gras sich regt,
Oder brausend ein Windstoß die Blätter fegt,
Daß sie stöhnend schwanken und fallen,
Wie da das Auge des Reiters blinkt,
Und lauernd sein Leib nach vorwärts sinkt,
Und die nervigen Fäuste sich ballen!

Rings tiefe Stille — von oben herein
Blickt manchmal zitternd der Mondenschein,
Zu leuchten den kühnen Gesellen,
Als wollt er sagen: „Nur immer zu,
Bei Tag, bei Nacht ohne Rast, ohne Ruh,
Wer möchte sich gegen euch stellen?"

Und es dämmert der Tag, da winkt uns von fern
Die feindliche Stadt — Guten Morgen, ihr Herrn,
Wir lernen uns heute noch kennen!
Und frisch im Galopp zum Thor hinein,
Das Pflaster zittert, die Hunde schrei'n,
Die Männer und Weiber rennen.

Nur flugs den Maire aus dem Schlaf geweckt,
Mein Sohn, wo hat Er den Wein versteckt?
Wir brauchen nicht lange zu mahnen;
Ja reibt nur die Augen und sträubt euch nicht,
Als säh't ihr den Teufel von Angesicht;
Wir sind es ja nur, die Ulanen!

Hui! Wie der Alte die Augen verdreht,
Und wie geläufig er Deutsch versteht,
Da hilft ihm kein Widerstreben.
Schon ist uns bereitet das stärkende Mahl,
Schon blinkt uns der Wein im krystallnen Pokal:
Das siegende Deutschland soll leben!

So treiben wir's lustig bald dort und bald da,
Und gestern so fern noch und heute so nah,
Sie kennen die schwarzrothen Fahnen,
Wie die Vögel der Lüfte so flink und frei;
Und trifft uns morgen das siedende Blei,
So sterben wir als Ulanen.

Ein kurzes Gebet mit gefalteter Hand,
Und ein Hurrah für König und Vaterland,
Und der Liebsten ein Gruß in die Ferne,
Wie es einem deutschen Reiter gebührt;
Der heilige Petrus ist selbst gerührt
Und öffnet den Himmel uns gerne!

Karl Hecker.

Vor Paris.

Im November 1870.

Stumm liegt die Stadt, als wie in tiefem Frieden,
Und langsam nur durch Wolkenmassen bricht
Des Mondes Sichel und mit fahlem Licht
Beleuchtet sie den Dom der Invaliden;

Dort liegt im Sarg das modernde Gebein
Des Mannes, der die Welt einst unterjochte;
Ein Häufchen Staub im engen Marmorschrein
Er, dessen Stolz Europa war zu klein,
Deß Herz so wild von Ruhm und Herrschsucht pochte!

Gebietend klang sein Wort der fernsten Zone,
Europa zollte sklavisch ihm Tribut,
Als er im Triumphatorübermuth
Den Fuß gesetzt auf Deutschlands Fürstenthrone;
Doch Rußlands Winter hielt sein Glück nicht Stand,
Die Welt zerbrach der langen Knechtschaft Schranken,
Von Berg zu Berge loderte der Brand,
Bis auf Helena's fernem Felsenstrand
Sein Stern erlosch und seine Adler sanken!

Er gieng dahin, doch seine Enkel kamen
Und bauten neu den umgestürzten Thron,
Und „Friede!“ riefen sie, doch wie zum Hohn,
Stolz pochten sie auf ihres Ahnes Namen!
Und „Krieg!“ war ihre Losung bis zum Tag,
Da Deutschlands Volk im enggeschloss'nen Bunde,
Aufstand und des Erobrers Schwert zerbrach
Und seiner Ahnen nie vergess'ne Schmach
Mit Blut gesühnt auf dem erkämpften Grunde!

Welch' enger Ring um Frankreichs Kapitale!
German'sche Lieder tönen durch die Nacht,
Germania's Schwert hält jedes Thor bewacht
Und fordert Einlaß, nicht zum erstenmale!
Ein Ring von Erz, geprüft in Feuersgluth,
Steht Deutschlands Volk zusammen festgeschlossen,
Und bietet Trotz des stolzen Feindes Wuth;
Ein Ring von Erz, gekittet mit dem Blut,
Das unsrer besten Helden Brust entflossen!

Und ihr, ihr wollt den starken Ring zerbrechen,
Ihr Herren, mit der Feder in der Hand
Wagt ihr's, zu rütteln an dem heil'gen Band?
Vergeblich Mühen, freventlich Erfrechen!
Wir sagen Nein! Was unsrer Väter Mund
Gefordert laut in Worten und in Liedern,
Das werde heut' vor ganz Europa kund:
„Wir wollen sein ein festgeschloss'ner Bund,
Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!"

Karl Hecker.

Die Schwaben an der Marne.

30. November und 2. Dezember 1870.

Was donnert von den Höhen,
Was schmettert durch das Thal?
Die Banner seh' ich wehen,
Es blitzt der blanke Stahl!
Es flieht nach heißem Tage
Das Wild zurück ins Garn, —
Sie sind vom alten Schlage,
Die Schwaben an der Marne!

Es bricht aus seinen Wällen
Der übermächt'ge Feind,
Da leichtlich er zu fällen
Den schwachen Gegner meint.
Es hüllen seine Mauern
Sich dicht in Pulverdampf,
Wie Hagelwetter schauern
Die Kugeln in den Kampf.

Den schwachen Posten stürmen
Die Franken nach mit Wuth, —
Wer will den Weg noch schirmen
In solcher Höllengluth?

Wer zieht dem Feind zum Hohne
Dort von den Höhen her?
Ha, — Schwabens Bataillone,
Im Arme das Gewehr!

Der einst am Neckarspiegel
Dahinschritt hinter'm Pflug,
Und der vom Rebenhügel
Die goldne Traube trug,
Die einst die Tanne fällten
Und lenkten auf dem Floß, —
Nun stehn sie all wie Helden
Und trotzen dem Geschoß!

Hört ihr die Trommeln schlagen
Und der Trompeten Schall?
Wie schwillt zu kühnem Wagen
Das Herz beim stolzen Hall!
Gefällt die Bajonnette!
Ihr Reiter vor, wie Blitz!
Du donnre um die Wette,
Todschleuderndes Geschütz!

Wie tränkst du heiß den Boden,
Du theures Schwabenblut,
Ihr Wunden und ihr Todten,
Gefällt in heil'ger Gluth!
Und kehrt ihr nimmer wieder,
Ruht ihr den Lieben fern,
Auf euer Grab hernieder
Strahlt doch der Heimat Stern.

Die ihr für uns gefallen
So fern im heil'gen Streit,
In unsern Herzen allen
Ist euch die Gruft geweiht.

Und geht der Pflug einst drüber,
Wo man euch eingesenkt,
Die Treu geht nicht vorüber,
Die liebend eurer denkt. —

Die Donner, sie verhallen,
Kalt sinkt herab die Nacht.
„Fahrt wohl, die ihr gefallen!
Wir stehn und halten Wacht.
Der Franke kommt nicht wieder,
Der Franke bleibt im Garn, —
Wir können's auch, ihr Brüder,
Wir Schwaben an der Marne!"

Ernst Hoffmann.

Das Lied von den zwei Grafen Erich und Axel von Taube, Freiwilligen im k. Wirtemb. 2. Jägerbataillon, gefallen bei Champigny vor Paris 2. Dezember, beerdigt in Stuttgart 10. Dezember 1870.

Psalm 133: Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen!

Ruht in Frieden, edle Grafen,
Eurer Eltern Stolz und Lust,
Ruht in einer Gruft, ihr Braven:
Schön ist's, wenn zwei Brüder schlafen
Arm in Arm und Brust an Brust.

Schön, wenn sie zusammen wallen
Durch die Welt im Jugendmuth,
Schön, wenn sie zusammen fallen,
Während Kriegeshörner schallen —
Einer in des Andern Blut!

Ha, wie fröhlich kämpften beide
In der tapfern Jägerschar;
Stürmten durch die blut'ge Heide
Wie zwei Löwen auf die Weide,
Wie auf Raub ein Adlerpaar!

Erich stürzt im Feuer nieder,
In der Brust den Todesschuß;
Axel faßt des Bruders Glieder,
Küßt sein Haupt, da kracht es wieder,
Und er stirbt im Bruderkuß!

Und so liegen sie umschlungen,
Bis der kalte Abend graut,
Bis der theure Sieg errungen —
„Sorgt für Axel, helft dem Jungen!"
Ist Graf Erichs erster Laut.

Aber solche Heldenwunden
Heilt kein menschlicher Verband,
Beide haben überwunden,
Beide ruhen, treu verbunden,
Lieblich nun im Heimatland.

Unvergessen bleib' in Schwaben,
Siegesfeld von Champigny,
Wo verblutend unsre Knaben
Mannhaft ihre Losung gaben:
„Halt! gut Wirtemberg ist hie!"

Unvergessen bleibt ihr Grafen,
Wie ihr fielet Hand in Hand,
Unvergessen all die Braven,
Ob sie fern in Welschland schlafen,
Ob im süßen Heimatland!

Stolz mögt ihr das Haupt erheben,
Eltern, euch den zweiten Kranz,
Die ihr eures Lebens Leben
In den Söhnen hingegeben
Am Altar des Vaterlands!

Ob der Staub beim Staube wohne,
Ob im Aug' die Thräne bebt:
Blickt empor zum Gnadenthrone,
Wo das Heldenpaar der Krone
Hand in Hand entgegenschwebt!

Karl Gerok.

Nachruf für einen Wirtemb. Offizier von der Landwehr, der an den Folgen einer am 30. November 1870 bei Coeuilly erhaltenen schweren Verwundung im Februar 1875 gestorben ist.

Umrungen von Gefahren
Sind wir allstund, es droht
In jung' und alten Jahren
Im Frieden jäher Tod:
Dir hat im Schlachtentoben
Damals in wilder Hast —
Bei Coeuilly war's dort oben —
Der Tod an's Herz gefaßt.

Halb nur ließ er die Beute,
Ein Kampf ward's jahrelang,
Nun aber thun wir heute
Mit dir den letzten Gang:
Den Kameraden führen
Wir auf Kommandowort
Und unter Trommelrühren
Von Weib und Kindern fort.

Hell blitzen Helm und Wehre:
Dort geht's hinaus — und dann
Drei Salven noch zur Ehre
Dem tapfern Landwehrmann.
Soldatenrecht erworben
Hat, wer so wacker stand:
Wahrlich, du bist gestorben
Den Tod für's Vaterland.

Georg Jäger.

Zum 30. November und 2. Dezember 1871.

In der Mitternacht bei der Stürme Wehn,
Wenn kühl die Sterne auf Posten stehn,
Da rauscht es und klingt es so eigen,
Da klingt es herüber vom welschen Land,
Von den Gräbern dort an der Marne Strand
Wie Grüße der Todten, die Hand in Hand
Aus den schweigenden Hügeln steigen.

Im grauen Mantel, die Wunden vorn,
Auf dem bleichen Antlitz den heiligen Zorn,
Auf den Lippen den Gruß an die Lieben —
So gehn sie hervor um die Mitternacht,
Die Schwabenhelden, die dort gewacht
Und des Feindes verzweifelte Uebermacht
Zurück in das Garn getrieben.

So gehn sie hervor, nun ihr Tod sich jährt
Und der Wind so schneidig wie damals fährt —
Und der Wind bringt ein Grüßen getragen:
Das klingt wie trotziger Schwerterklang,
Das klingt wie jauchzender Siegesſang,
Und dazwischen so leis und dazwischen so bang
Erklingt es wie sehnendes Klagen.

„Grüß Gott in der Ferne, du deutsches Land,
Grüß Gott, du wonniger Neckarstrand,
Du Heimat, für die wir gestorben!
Am Rhein, an der Marne, das bleibt sich gleich:
Wir hielten die Wacht für das Deutsche Reich!
Und sanken zu Grab wir blutig und bleich —
Wir wußten, um was wir geworben.

„Gott grüß, ihr Brüder! Euch war es beschert,
Daß mit Siegesjubel ihr heimgekehrt,
Die Lieben wieder zu schauen;
Ihr standet mit uns in blutigem Bund,
Ihr schluget mit uns in blutiger Stund —
Nun ist es an euch, auf dem blutigen Grund
Im Frieden weiterzubauen!

„Und Vater und Mutter, grüß Gott und ade!
Mög' Gott euch stillen das tiefe Weh,
Er wird uns wieder vereinen!
Leb wohl, leb wohl, du verlassene Braut!
Dich hat noch das brechende Auge geschaut —
Und wenn dir noch immer die Thräne thaut,
Laß trocknen, laß ab vom Weinen!

„Wohl herb ists, zu sterben in fremder Fern,
Doch stille, nur stille, wir starben gern —
Dich, Vaterland, grüßen die Todten!"
— Der Wind weht leiser, die Sterne ziehn
Mit milderem Leuchten oben hin,
Im Osten dämmerts, die Nacht will fliehn —
Schlaft wohl, ihr geliebten Todten!

Karl Weitbrecht.

Kaiser-Parade bei Villiers.

7. März 1871.

Mel.: Prinz Eugen.

Leute, habt ihr schon vernommen:
Heute soll der Kaiser kommen,
Hab' ich mir's doch lang gedacht.
„Guten Morgen! wird er sagen,
Wacker habt ihr dreingeschlagen,
Habt es alle brav gemacht.

„Ihr dort in den frechen Mützen,
Schwaben, ihr seid gute Schützen,
Ihr gefallt mir wirklich heut.
Auch die Sachsen links da droben,
Und euch Bayern muß ich loben,
Waren alles brave Leut.

„Meine Pommern, muß ich sagen,
Haben tapfer sich betragen,
Fransecky war bei der Hand.
Alles, was ihr ausgerichtet,
Hat mein Fritze mir berichtet,
's war bei Gott ein schwerer Stand.

„Hier nun halt' ich auf dem Hügel.
Und hernach vom rechten Flügel
Kommt ihr stramm an mir vorbei:
Raus die Brust, und stracks die Beine,
Kurze, lange, große, kleine,
Schaut mich an, recht fest und frei!"

War das Feld auch niederträchtig,
Gieng der Marsch doch erdenprächtig,
Das gefiel dem alten Herrn.
„König Karl, dem will ich schreiben,
Daß wir gute Freunde bleiben,
Denn die Schwaben hab' ich gern."

Also sei's für heut beschlossen:
Was bei Villiers Blut geflossen,
Ist für's Vaterland geschehn;
Und wird's wieder scharf geschossen,
Unverdrossen, festgeschlossen,
Wollen wir zusammenstehn.

Georg Jäger.

Friedensgruß unsern heimkehrenden Kriegern.

24. Juni 1871.

Nun grüß euch Gott, ihr tapfern Krieger,
Daheim im lieben Vaterland;
Grüß Gott, ihr ruhmgekrönten Sieger,
Nach manchem schweren, heißen Stand!
Wie schauten oft mit bangem Harme,
Die Mütter nach den Söhnen aus,
Nun kommt in unsre offnen Arme,
Kommt heim ins traute Vaterhaus!

Grüß Gott! Ihr seid mit Ihm gegangen,
Der Kriege führt und Schlachten lenkt;
Er ist's, von dem wir euch empfangen,
Mit Freudethränen, neugeschenkt;
Und fielen Tausend euch zur Rechten
Und euch zur Linken zehnmal mehr,
Aus hundert blutigen Gefechten
Schenkt Er euch frohe Wiederkehr.

Grüß Gott! nicht alle kehren wieder,
Viel Brave sanken todeswund
In den zerrißnen Reihen nieder
Und schlummern fern im fremden Grund;
Sie zogen aus der Erde Schmerzen
Zur obern Heimat siegreich ein,
Und ewig soll in unsern Herzen
Ihr Name unvergessen sein.

Euch aber grünt noch frisch das Leben,
Euch glänzt noch hell der Sonne Licht,
Ihr dürft beim Einzug stolz erheben
Das wetterbraune Angesicht:
Furchtlos habt ihr, der Väter würdig,
Den alten Waffenruhm gewahrt,
Und treu, den Brüdern ebenbürtig,
Zu Deutschlands Helden euch geschart!

Dort in den ersten Jubeltagen
Wie ihr am Abend noch bei Wörth
Mit Schwabenstreichen dreingeschlagen,
Wir habens froh und stolz gehört;
Und wie bei euren Thermopylen
Am blut'gen Tag von Champigny
Zu guter Letzt die Helden fielen,
Das Vaterland vergißt's euch nie!

Wie ihr als Sieger stolz beschritten
Den Brückendamm bei Monterau:
Der Held, der dort als Prinz gestritten,
Ward noch darob im Grabe froh;
Wie ihr bestanden jede Probe
In Sommers Glut und Winters Eis,
Vergalt euch mit gewicht'gem Lobe
Der kaiserliche Heldengreis.

Die eitle Stadt, von deren Wällen
Ihr stolz als Sieger niedersaht,
Ihr kehrtet um an ihren Schwellen,
Weil sie bezähmt um Frieden bat;
Doch laßt euch den Triumph nicht dauern,
Den deutsche Großmuth euch verwehrt:
Kommt im Triumph in unsre Mauern,
Wo euch ein schöner Fest beschert!

Ja kommt! viel tausend Augen warten,
Marschiret ein in Reih und Glied,
Laßt Fahnen fliegen und Standarten,
Spielt auf das schönste Siegeslied;
Dann präsentiret die Gewehre
Dem König, welcher stolz auf euch,
Denn Schar um Schar an Waffenehre
Sind alle seine Braven gleich.

Euch allen Dank! zum Lohn euch allen
Ein Laub vom großen Eichenkranz!
Und nun laßt's euch auf's neu gefallen
Im Schoß des schönen Vaterlands!
O seht, verjüngt und neugenesen,
Im Frühlingsschmuck begrüßt es euch:
Dieweil ihr überm Rhein gewesen,
Erwuchs daheim ein Deutsches Reich!

Weil ihr den äußern Feind bestritten,
Besiegten wir den innern Streit;
Ihr halft mit eurem Blut uns kitten
Den Bau der deutschen Einigkeit;
Drum, eh von diesen großen Tagen
Der letzte Flügelschlag verrauscht,
Ein Schwur auf's Schwert, das ihr getragen
Und bald mit Pflug und Feder tauscht!

Ein Schwur dem deutschen Vaterlande,
Das stolz auf seine Söhne schaut:
Macht ihm im Glücke keine Schande,
Das in der Noth auf euch gebaut!
Ein Schwur dem großen Gott und Retter,
Der sein erbarmend Angesicht
Euch leuchten ließ im Schlachtenwetter,
Vergesset Sein im Frieden nicht!

Nun rührt euch! — Eure Lieben drängen
Sich schon heran in dichtem Schwarm:
Die Gattin weint, die Kindlein hängen
Glückselig an des Vaters Arm:
Die Braut liegt an des Liebsten Herzen,
Der Sohn an seiner Mutter Brust:
O süßer Trost nach bittern Schmerzen,
O Wiedersehn, du Himmelslust!

Und Du, der Du den Kriegen steuerst
Und Wunden heilst und Frieden liebst,
Nach Winterfrost die Flur erneuerst
Und Sonnenschein auf Regen gibst —
Verlaufen sind des Krieges Wogen,
Die Heere ziehen froh nach Haus,
Nun spanne Deinen Friedensbogen
Ob den versöhnten Völkern aus.

Karl Gerok.

Zur Enthüllung des Kriegerdenkmals

auf dem Fangelsbachfriedhof in Stuttgart
am 2. Dezember 1874.

Entlaubt sind Busch und Bäume,
Verlassen Wald und Feld,
Die grauen Wolkensäume
Kein Sonnenstrahl durchhellt;
Ein Nebeldunst verdüstert
Das schneebedeckte Land,
Und die Cypresse flüstert
An eines Grabes Rand.

Es ist ein Grab für viele
Der Tapfern aufgethürmt,
Die um die höchsten Ziele
Einst in den Feind gestürmt;

Bis sie den Boden deckten
Und sanken in den Tod,
Und sterbend auferweckten
Der Freiheit Morgenroth.

Und ob dem Sarkophage
Hebt sich ein Götterbild,
Kein Bild der stummen Klage,
Nein, kühn und segensmild;
Sie hält mit jedem Arme
Ein volles Lorbeerreis,
Und senkt's in edlem Harme
Hinab als Siegespreis.

Und es beginnt zu sprechen
Das hohe Götterbild:
„Ist wiederum zu brechen
In's Land der Feind gewillt,
Gedenken seine Scharen
Hinwiederum des Rheins,
So werden sie erfahren:
Das deutsche Volk ist eins!

„Dann regen auch in Grüften
Die Todten sich sofort,
Sei's in Vogesenklüften,
Sei's fern am Meeresbord;
Aus ihren Gräbern schweben,
Sie auf als Geisterchor
Und fachen neues Leben
In unsrem Volk empor.

„Mit Flammenschwertern schreiten
Sie vor uns in die Schlacht,
Gemahnend an die Zeiten
Die Deutschland groß gemacht;

Mit hoch entrollten Fahnen
Geht's wieder adlergleich
Die alten Siegesbahnen
Zum Kampf für's Deutsche Reich!"

Eduard Paulus.

Kaiserbesuch in Stuttgart,

21. September 1876.

1. Die Kaiserlinde.

Wo sich der Kranz von Reben bis hoch zum Walde schlingt,
Daß hallend durch die Tannen der Ruf des Winzers klingt,
Dort an der „Neuen Steige" da wallen sie in Reihn,
Und senken in den Boden ein Lindenreis hinein.

Noch müht die Stadt im Thale sich emsig sorgenvoll,
Wie sie die hohen Gäste würdig empfangen soll,
Und schon ist auf dem Berge ein froher Gruß gethan,
Schon hebt die Kaiserlinde ihr erstes Rauschen an!

Wohl wird sie einsam lauschen, wenn durch die Stadt entlang
Des Volkes Rufe rauschen und heller Jubelklang;
Doch Reden und Gesänge und Kranz und Glanz vergehn:
Mit ihren treuen Wurzeln bleibt *sie* im Boden stehn.

Sie wird mit ihrem linden Gesäusel schlicht und recht,
Die Botschaft treu verkünden dem spätesten Geschlecht:
Daß dort in Stuttgarts Thale im sechsundsiebziger Jahr
Zum allererstenmale der *Siegeskaiser* war!

Emil Engelmann.

2. Gruß der Schülerinnen.

Des deutschen Lands *Geographie* —
Welch eine saure Arbeitsmüh
War sie, bis sie begriffen war,
Dem Lehrer und der Kinderschar!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So fragte man, weil man's nicht fand.
Wir mußten lernen Reuß und Greiz,
Und Pyrmont, Waldeck und auch Schleiz;
Doch was am Ende Deutschland war,
Das wurde uns nicht völlig klar.
Da kamst Du, und in heißer Schlacht
Hast Du das deutsche Reich gemacht,
Das große deutsche Vaterland
Umfaßt mit einem starken Band.
Nun ist ja die Geographie
Von Deutschland eine kleine Müh.
Daß Du von solcher Wissenslast
Die Jugend sanft befreiet hast, —
Hab Dank, o Deutscher Kaiser!

Und die Geschichte — o Verdruß!
Sie hatte immer keinen Schluß.
Bald schloß man mit Napoleon,
Bald mit dem alten Fritze schon.
Die neue Zeit, die ließ man hangen,
Es war nichts mit ihr anzufangen.
Da kamst Du, und in heißer Schlacht
Hast Du das Punktum fest gemacht.
Mit Wörth und dem Pariser Schießen
Kann der Geschichtskurs ruhig schließen.
Und weil Du solches ausgeführt,
So rufen wir, wie sich gebührt:
Hab Dank, o Deutscher Kaiser!

Und nun das Rechnen — gänzlich irr
Ward unser Kopf in dem Gewirr
Von all den Maßen und Gewichten
Mit ihren Tugenden und Pflichten;
Von Kreuzern, Thalern, Groschen, Gulden
Gab's täglich viele Qual zu dulden.

Da kam das neue deutsche Reich
Und machte Maß und Münze gleich;
Mit unsrem Dezimalsystem
Wie rechnen wir jetzt so bequem!
Und weil Du Ordnung da geschafft,
So rufen wir mit aller Kraft:
Hab Dank, o Deutscher Kaiser!

Das theuer werthe Bibelwort
Ist unsrer Schule Grund und Hort,
Ist unsres Lernens Kern und Stern,
Wir haben's lieb und lesen's gern.
Und daß nun unser Kaiser werth
Dies Gotteswort auch liebt und ehrt,
Frei offen sich dazu bekennt
Und sich nach Christo fröhlich nennt,
Auch dieses Wortes Kraft und Füll'
Der Jugend stets erhalten will,
Deß freuen wir uns allermeist
Und rufen laut in einem Geist:
Hab Dank, o Deutscher Kaiser!

G. Weitbrecht.

Zum 500 jährigen Jubiläum des Ulmer Münsters,

30. Juni 1877.

Wir sah'n, umtönt vom Festesglockenchor,
Geschmückt mit Blumen und mit Eichenreisern,
Und überweht vom bunten Fahnenflor,
Die alte Stadt mit ihren Giebelhäusern.

Wir sahen hoch bedeutsam jenen Zug
Im reichsten Glanz an uns vorüberschreiten,
Daß wie im Traum er unsre Seelen trug
Bis zu der stolzen Reichsstadt fernsten Zeiten.

Wir sah'n des Volkes lusterfüllte Schar
Im kecken Spiel um leichte Schifferkronen,
Und sah'n ein vielgeliebtes Königspaar
Voll edler Huld in seiner Mitte thronen.

Wir hörten jener Wunderklänge Strom
An die erhabenen Gewölbe schallen,
Erschüttert stand der altersgraue Dom,
Ein Gotteshauch durchquoll die Säulenhallen.

Und als wir traten in die Sternennacht,
So stand er da zum Himmel aufgeschossen,
In seiner ganzen vollen Zauberpracht,
Vom Silberlicht des Mondes übergossen.

So stand er, hold durchbrochen und umlaubt,
Mit seinem Schiff und den gewalt'gen Thürmen,
Ein Riesenwerk, — ihm brauste um das Haupt
Ein halb Jahrtausend schon mit seinen Stürmen.

Er sah der Deutschen Glück und ihre Schmach,
Wie sie sich selbst die tiefsten Wunden schlugen,
Bis jammervoll das Reich zusammenbrach,
Da zuckt' auch er in allen Quaderfugen.

Der Stachelginster und das wilde Gras
Ersproßten in den zackigen Ruinen,
Daß Staub und Moder ihre Schönheit fraß,
Und durch die Mauern hat der Tag geschienen.

Doch sieh, zu neuer Kraft und Herrlichkeit
Erstand er wieder, — unvergleichlich strahlen,
Rasch aufgeführt von einer neuen Zeit,
Im Morgenroth die blumigen Fialen.

Und sieh, auch unser Volk, aus Schutt und Nacht
Erhob es sich, mit blanker Waffe kämpfend,
Hält in Europa jetzt die Friedenswacht,
Mit seinem Blick die Nebel niederdämpfend.

Neu wuchs die zähe Kraft, der kühne Muth,
Die Bürgertugend in dem Geist der Söhne,
Und auch der Geist der Ulmer nimmer ruht,
Bis er das Münster mit dem Schlußstein kröne.

O Stadt, du Perle unsres Schwabenlands,
Du Hüterin am blauen Donaustrome,
Einst lockst du mich zu neuem Festesglanz,
Dann winkst du mir mit ausgebautem Dome!

Eduard Paulus.

Tübinger Universitäts-Jubiläum.

Das Königs-Fest im Kloster Bebenhausen,

10. August 1877.

In den alten Klosterhallen
Welch ein fröhlicher Konvent?
Gläser klingen, Lieder schallen
Hell durch Kreuzgang und Dorment.

Das sind keine Kirchenpsalmen,
Ist kein frommer Mönchsgesang,
Wie er einst dem Graf im Barte
Zum Willkomm entgegenklang.

Das sind keine Hornfanfaren,
Wie zu König Friedrichs Zeit,
Als die Hetzjagd lärmend brauste
Durch den Schönbuch weit und breit.

Durch bekränzte Thore schreit' ich,
Tret' in's Refektorium,
In den hohen Kreuzgewölben
Schau ich mich bewundernd um.

In den Hallen, in den Gängen,
Selbst im Hofe Tisch an Tisch,
Tausend Gäste fröhlich tafelnd
In vergnüglichem Gemisch!

Hier Doktoren, Professoren,
Alte Herren, grau von Bart;
Dort mit Band und bunter Mütze
Junges Volk nach Burschenart.

Fröhlich schäumen alle Becher,
Köstlich schmeckt der Klosterschmaus,
Lustig tafeln alle Zecher,
Thun als wären sie zu Haus.

Und der blaue Sommerhimmel
Und der goldne Sonnenschein
Blickt durch bunte Fensterrosen
Wundermild auf's Fest herein.

Doch wer ist der Wirth voll Güte,
Der zu oberst sitzt am Mahl,
Freundlich trinkt auf's Wohl der Gäste,
Grüßend geht von Saal zu Saal?

Dem des Salamanders Wirbel
Huldigend entgegenklingt,
Dem die muntre Liedertafel
Ihre schönsten Lieder singt?

Der als Vater unter Kindern
Tisch um Tisch den Gruß entbeut,
Und, beglückend alle Herzen,
Königlich sich selber freut?

Solchen Wirth an solchem Feste
Seht ihr nie und nirgends mehr:
's ist der edle „Wirth am Berge,"
Wirtembergs geliebter Herr.

Sieh, dein Enkel, Graf im Barte,
Wie er seines Ahnes werth;
Sieh, wie mild ein guter König
Heut mit seinem Volk verkehrt!

Geht hinaus, ihr Festgenossen,
Und verkündet's rings im Reich:
Feste g'nug in allen Landen,
Aber keins, das diesem gleich!

Mancher Gast aus fernen Gauen
Stimmt auch heut begeistert ein:
König Karl, Ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!

Ein Juwel dies stille Kloster,
Das Ihr unterm Schutt entdeckt
Und mit kunstgeübten Sinnen
Neu zu alten Ehren weckt!

Ein Juwel die hohe Schule
Drüben überm Walde dort,
Eures Ahns erhab'ne Schöpfung,
Eures Landes Licht und Hort!

Ein Juwel, das allerbeste,
Uralt, aber immer neu,
Gleich dem Demant unzerbrechlich:
Eures Volkes Lieb und Treu!

K. Gerok.

Verzeichnis der Dichter und Geschichtschreiber.

Druck von Alfred Müller in Stuttgart.

Geschichte Schwabens im Munde der Dichter für Schule und Haus zusammengestellt

Stuttgart [1881]